

ECKART WILKENS

**MITWEG MIT
EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY**

BAND 1: DIENST AUF DEM PLANETEN

1

**DIENST AUF DEM PLANETEN
ZUM TODE
EUGEN ROSENSTOCK-HUESSYS
(1888-1973)**

**Rede am Freitag, dem 16. März 1973
im Forum (III)
der Volkshochschule Köln**

1. NACHRICHTEN

Meine Damen und Herren!

Vorstellungslos muß ich die Kluft zwischen Vortragendem, der ja leicht in Gefahr steht, zum scharrenden Automaten zu werden, der, um das zu umgehen, dann gern sein Jackett auszieht und sagen möchte wie mancher Lehrer heute zu seinen Schülern: *Freunde, Kameraden und Mitarbeiter* – zu dem Publikum, das sich aus Ihnen bunt mischt, überbrücken - und kann es nur, indem ich exzentrisch anfangen.

Seit September 1971 stehen im Arbeitsplan der Volkshochschule Köln unter der Überschrift Lebensnotwendige Logik folgende Sätze:

Logik und erfolgreiches Leben sind untrennbar miteinander verbunden. Die Logik ist das Mittel schlechthin. Deshalb hat sie als Fundamentalwissenschaft zu gelten und sollte Prinzip des gesamten theoretischen und praktischen Unterrichts sein.

Herr Dr. Hermann Segall – mit der Nennung des Namens verlasse ich die Logik, die erfolgreiches Leben verspricht! – hat diese Sätze verfaßt und vertritt sie im pluralistischen Konzert, dessen berauscher Klang beim Durchblättern der Arbeitspläne der Erwachsenenbildung zu vernehmen ist.

Die Sätze beleuchten in eindrucklicher Weise, warum Eugen Rosenstock-Huessy, der im Februar dieses Jahres im 85. Lebensjahr gestorben ist, nicht erfolgreich war.

Im gleichen Arbeitsplan sind insgesamt sieben Foren angekündigt, Vortragsreihen, die zu je einem Thema mehrere Vortragende zu Wort kommen lassen, deren Beiträge vom diskutierenden Publikum aufeinander bezogen und als Vergegenwärtigung eines Spannungsfeldes erfaßt werden wollen.

Sie sind ein Spiegel dessen, was in der Öffentlichkeit zur Sprache steht:

*Ost und West – Perspektiven für die Koexistenz
Wirtschaftsplanung in Ost und West
Anthropologie und Gesellschaftskritik
Suche nach Gott – Schicksal des Menschen?*

schließlich, damit berühren wir das heute Abend zur Sprache zu bringende,

Erwachsenenbildung, Weiterbildung – für wen, wozu, mit welchen Inhalten und Methoden?

Dieses Forum bietet sieben Beiträge an, von denen die ersten drei im Januar bereits gebracht sind:

Herr Professor Dr. Hans-Hermann Groothoff aus Köln deutet in dem gedruckten Erläuterungstext an, die deutsche Erwachsenenbildung sei, allem Anschein nach, in eine neue Krise geraten; im folgenden Satz nennt er diesen Vorgang eine Entwicklung, einen Vorgang also, der sich aus Gegebenem logisch, folgerichtig ergibt.

Herr Professor Dr. Franz Pöggeler aus Aachen bringt in seinem Beitrag das Wort Curriculum der Erwachsenenbildung – *curriculum*, im Lexikon sind dafür die Bedeutungen zu finden: *der Lauf, Wettlauf, Wettrennen, Umlauf, Kreislauf, Wagen, Rennwagen, Streitwagen, Laufbahn, Rennbahn* – natürlich suchen wir gleich die richtige Bedeutung heraus: *In der Laufbahn der Erwachsenenbildung wird manches offeriert.*

Herr Dr. Hans Tietgens aus Frankfurt am Main bemerkt, um die Frage nach Methoden der Erwachsenenbildung zu beantworten, müsse bekannt sein, wie Erwachsene lernen – also Glaskasten her, Lernende darein gestopft, die richtigen Beobachtungsinstrumente gebraucht und man wird die Frage instrumental beantworten können!

Herr Professor Dr. Oskar Negt aus Hannover fordert die Erziehung zu einer soziologischen Denkweise.

Die letzten drei Vorträge sollen Berichte aus drei Nachbarländern bringen, aus Dänemark, den Niederlanden, Großbritannien.

Zwischen den dritten und vierten Vortrag dieses Forums, zwischen *Methoden der Erwachsenenbildung* und *Neue Wege in der Arbeiterbildung* fiel der Tod Eugen Rosenstock-Huessys, der einmal auch Vizepräsident der Weltvereinigung für Erwachsenenbildung war.

In der Wochenzeitung *Die Zeit* Nr. 10 vom 2. März 1973 ist dieses Ereignis nicht gemeldet.

Dafür feiert sie, wie die kommunistischen Parteien der ganzen Welt in diesen Tagen, mit einem kritischen Artikel Iring Fetschers, den 125. Geburtstag des Kommunistischen Manifests, *eines bedeutenden Werks deutscher Prosa*, wie es da genannt wird.

Karl Marx, Friedrich Engels, Saint Simon, Louis Althusser, Max Scheler, Malthus, Ricardo, Nicolaus, Maximilian Rubel – der als französischer Marxologe aufgeführt wird – *Leo Trotzki, Lenin, Stalin, Suchanow, Mao Tse-tung, Bettelheim* sind die Namen, an denen sich die Kritik orientiert, deren inhaltliche Seite mit dem Satz skizziert werden kann:

Das Beispiel der Sowjetunion und Chinas beweist nicht die Richtigkeit des Kommunistischen Manifestes, wohl aber die Möglichkeit der beschleunigten Industrialisierung unter bürokratisch-staatskapitalistischen Formen.

Der Proletarier – so steht es in Rosenstock-Huessys 1931 in Jena zuerst erschienenem Buch *Die Europäischen Revolutionen*, das in der 2. Ausgabe von 1951 den Untertitel *Volkscharakter und Staatenbildung* in den Titel aufrücken läßt: *Die Europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen – Der Proletarier hat keine Beziehung zu seiner Arbeit. Proletarier ist er nicht als Schmied, sondern als Lohnempfänger. Tue ich alle Schmiede zusammen, so entwickle ich in ihnen ein Berufsgefühl, das die rein negative proletarische Haltung notwendig durchkreuzt. Kein Land mit einer wirklich durchindustrialisierten Gesellschaft bietet daher Chancen für den Marxismus.*

In einem anderen Artikel derselben Nummer der *Zeit*: *Eine totale Gegenwelt, zwei Bücher über die Behandlung von Geisteskranken entmystifizieren die Heilanstalt* von Hans Krieger werden zwei Bücher besprochen, die den deutschen Leser aus den Vereinigten Staaten mit zehnjähriger Verspätung erreichen.

In dem einen meint Thomas Szasz, ein Psychiater: *Krankheiten sind Ereignisse der Objektwelt. Nur der Körper kann daher krank sein in einem nichtmetaphorischen Sinne, die kranke Seele ist ein Wortspiel wie die kranke Währung oder die kranke Ruhrkohle. Der sogenannte Geisteskranke zahlt die Zeche einer sozialen Kommunikationsstörung.*

In dem anderen Buch *Asyle – Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* nennt Erving Goffmann die psychiatrischen Anstalten totale Institutionen wie Zuchthäuser, Kadettenanstalten, Konzentrationslager oder Klöster – Einrichtungen, die dadurch charakterisiert sind, daß sie das Leben ihrer Insassen einer lückenlosen Reglementierung und Kontrolle unterwerfen. Er kommt zu dem Schluß, die wahren Klienten seien draußen.

In der Schrift *Angewandte Seelenkunde*, zu der Rosenstock-Huessy bemerkt: *Sie ging 1916 als Sprachbrief an Franz Rosenzweig zur Abwehr aller Sprachphilosophie, und so ist sie die älteste Urkunde eines Sprachdenkens, in dem die Epoche von Parmenides bis Hegel ausgeschieden ist*, stehen folgende Sätze, die ein Licht auf Erkrankungen der Seele werfen:

Es wird die erste Folgerung aus dieser grammatischen Grundlegung sein müssen, die Sprache der Arbeitskreise, aller Lebenskreise überhaupt, als diagnostisches Mittel für die soziale Therapie zu verwenden. Die Logik deckt Erkenntnisirrtümer der Vernunft auf. Die Mathematik vermag Sinnestäuschungen aufzuklären. Die Ur-Grammatik hat das Organon zu werden, die Eigenart der seelischen Lücken der bestehenden Gemeinschaften und Einzelnen zu entdecken und zu beheben oder doch in ihren Folgen zu lindern. Die Lücke ist die Erkrankungsform des seelischen Lebens.

4000 Stichwörter zur Geschichte enthält das eben erschienene dtv-Wörterbuch zur Geschichte von Konrad, Fuchs, Professor in Mainz, und Heribert, Raab, Ordinarius in Fribourg; von vornherein haben sie auf den umfangreichsten Teilkomplex verzichtet: auf Personen. Keiner der an diesem Abend bereits Genannten kommt oder käme in diesem Wörterbuch vor, dafür findet man Artikel zu *Paradies, Paragium, Paragraph, Paränese, Paraph, Parasange, Paraskene, Paraveredi, Parcham, Parentalien, Parentel, Paria, Pariage!*

Immerhin, davon abgesehen – die Tageszeitungen brachten uns die Nachricht:

der *Kölner Stadtanzeiger*, unter der Sparte Kultur *Eugen Rosenstock-Hüßsy ist tot*, die kalte Notiz des Arztes, der das nur feststellen muß; er *war* denn auch nur dies und das;

die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Rosenstock-Hüßsy gestorben nennt als das Hauptwerk *Die europäischen Revolutionen von 1931* – das im selben Atemzug als *umfassende Geistesgeschichte Europas vom Mittelalter bis zur Gegenwart* bezeichnet wird. Gegenwart? 1931? fragen wir da;

die *Süddeutsche Zeitung* trägt anteilnehmender all das zusammen, was man alles so wissen muß als Leser des Feuilletons:

Eugen Rosenstock-Hüßsy gestorben

Der deutsch-amerikanische Philosoph, Rechtshistoriker und Soziologe Professor Eugen Rosenstock-Hüßsy ist im Alter von 84 Jahren in Norwich/Vermont gestorben.

Vor dem Ersten Weltkrieg, an dem der gebürtige Berliner über vier Jahre lang als Soldat teilnahm, promovierte er an der Universität Heidelberg zum zweifachen Doktor und war später der jüngste deutsche Privatdozent.

Von 1921 bis 1923 leitete er in Frankfurt die „Akademie der Arbeit“ und ging 1923 als Ordinarius für Rechtsgeschichte an die Universität Breslau.

In Schlesien organisierte er einen freiwilligen Arbeitsdienst; seine theologischen Interessen brachten ihn außerdem in den zwanziger Jahren in Berührung mit Franz Rosenzweig, Martin Buber, Florens Christian Rang und einigen späteren Mitgliedern des deutschen Widerstandes im „Kreisauer Kreis“.

1933 kündigte er seinen Breslauer Lehrstuhl auf und erwirkte sich in Berlin die legale Auswanderung in die USA.

Für einige Zeit lehrte er in Harvard und an anderen amerikanischen Universitäten, wurde aber vor allem bekannt durch seine Arbeiten zur Erwachsenenbildung; später war er Vizepräsident der Weltvereinigung für Erwachsenenbildung.

Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen in deutscher und englischer Sprache, darunter eine zweibändige, theologisch orientierte Sprachphilosophie mit dem Titel „Die Sprache des Menschengeschlechts“ wurde vor allem das Buch „Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen“ (1931) bekannt, eine Geistesgeschichte des Abendlandes vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Rosenstock-Huessy war Ehrendoktor der Universitäten Münster und Köln und übte neben seiner wissenschaftlichen auch viele praktische und sportliche Tätigkeiten aus: Nach dem Ersten Weltkrieg gab er bei Daimler-Benz die erste Fabrikzeitung heraus, züchtete Pferde auf seiner Ranch in Vermont und bestieg 1946 als erster mehrere Berggipfel in British-Columbien. SZ

2. DAS RIESENRAD

Ost und West – wie selbstverständlich gingen uns die Himmelsrichtungen bei den Themen zu dem Politischen Forum und dem Wirtschaftsforum in dieser Reihenfolge ein; noch bei unseren Spielen mit Politik folgen wir den Gestirnsbeobachtungen, die sagen: Orient und Occident.

Und dabei – es könnte sein – sitzen wir längst auf einem anderen Riesenrad, quer zu der Sonne, über beide Pole laufend, von Nord nach Süd, quer zur Natur, zur Schwerkraft, zur Einsinnigkeit – indem wir zum Beispiel nicht der Sonne nach, sondern über den Nordpol nach Japan fliegen; oder wie in dem Riesenrad *Wunderwind*, das hier nebenan, in seinen sechzehn Gondeln die zu kleinen Besatzungen gruppierten Sphären-Willigen von Nord nach Süd, der Mittagssonne entgegen, schleuderte.

Manchmal mag sich Eugen Rosenstock-Huessy wie der Konstrukteur eines solchermaßen orientierten Riesenrads vorgekommen sein, mit seinen zahlreichen Büchern.

Und doch: Aschermittwoch, auch der *Aschermittwoch der Künstler*, ist vorbei, und uns interessieren wieder in erster Linie die Breitenkreise, die Orte gleicher Entfernung zum Äquator, und weniger die Meridiane, die Orte gleicher Zeit.

3. ANDERE GONDELFAHRER

Und um Ihnen nicht den Eindruck zu lassen, ich säße mit der Trauer allein in der Gondel solches unglaublichen Riesenrads, möchte ich Stimmen anführen, die schon vorher für Eugen Rosenstock-Huessy laut oder eher leise geworden sind:

1955 schrieb Walter Dirks in dem Vorwort zu der Schrift *Der unbezahlbare Mensch*:

Es ist verwunderlich genug: man muß Eugen Rosenstock-Huessy in Deutschland vorstellen, und die Angaben des Titelblatts genügen dazu nicht.

Zu dem Werk schrieb er:

Dieser Denker geht nicht systematisierend vor oder das Gelände abtastend und sichernd, sondern kühn und provozierend, im sicheren Sprung; die erschlossene Sprache, die studierte und erschlossene Geschichte und die leibhaftige Erfahrung wirken zusammen.

An die Leserschaft wandte sich Walter Dirks mit der Mahnung:

Er sollte in seinem Vaterland nicht mehr nur von den Menschen gehört werden, deren Aufnahmeorgane auf seine spezifische Wellenlänge ansprechen, sondern endlich von der Nation.

Daß dies nicht geschehen ist, erlaube ich mir hinzuzufügen, ist ein Zeichen dafür, daß es die Nation als hörendes Organ nicht mehr gibt.

1958 erschien in dem Buch *Das Geheimnis der Universität, wider den Verfall von Zeitsinn und Sprachkraft, Aufsätze und Reden aus den Jahren 1950 bis 1957, herausgegeben und eingeleitet von Georg Müller*, ein Beitrag Kurt Ballerstedts, der zum Beispiel 1930 einen Aufsatz mit dem Titel *Neue studentische Erziehung als Aufgabe der Erwachsenenbildung in Studentenwerk, Zeitschrift der studentischen Selbsthilfearbeit* veröffentlichte.

In dem Beitrag heißt es:

Wie sehr lähmt so viele von ihnen – nämlich Akademiker – der Gedanke, unsere Zeit sei durch einen Abbau der überlieferten geistigen Ordnung, einen Verfall des Glaubenslebens, eine Schrumpfung des Geschichts- und Kulturbewußtseins, kurz durch die Merkmale eines allgemeinen Niedergangs gekennzeichnet. Einer solchen Mattigkeit hilft kein „studium universale“ und keine politische Wissenschaft auf. Hier bedarf es einer Lehre, in der die ungeheuren, die Fassungskraft einer einzelnen Menschenseele weit überfordernden Erfahrungen aus zwei fürchterlichen Kriegen und aus der Bedrohung unseres Geschlechts durch die Sprachlosigkeit geistig bewältigt und an die kommende Generation weitergegeben werden.

Wichtig an Ballerstedts Beitrag ist auch, daß er als Bestandteil der Biographie die Namen der Freunde anführt: *Franz Rosenzweig, Joseph Wittig, Carl Dietrich von Trotha, Horst von Einsiedel, Helmuth James Graf von Moltke, Hans Ehrenberg, Ernst Michel, Karl Muth, J.H. Oldham, Ambrose Vernon, Georg Müller, Franz Schürholz.*

1970 schrieb der Dichter Wystan Hugh Auden das Vorwort zu dem Buch *I am an impure thinker* und beschloß es mit dem ermutigenden Satz:

Speaking for myself, I can only say that, by listening to Rosenstock-Huessy, I have been changed.

Das erste Buch in dem für diesen Zweck 1969 gegründeten Verlag, Rosenstock-Huessys *Speech and Reality*, leitete der Herausgeber Clinton C. Gardner ein. Der letzte Absatz lautet, ins Deutsche übersetzt:

Möge der Leser als Teilnehmer herausgerufen werden, erregt, wie zwei Generationen derer, die Rosenstock-Huessy kennenlernten: wahrnehmend, daß etwas Neues hier geboren wird. Gerade weil es neu ist, mag es entweder zu schwierig oder zu naiv scheinen. Aber selten erhält ein Leser Gelegenheit, an einer noch unerkannten Entdeckung Anteil zu nehmen. In dem Ausmaß, wie Sie das tun, werden Sie Partner bei der Erschließung einer neuen Wissenschaft.

4. LEBENSWAGNIS ALS MASSTAB DER GLAUBWÜRDIGKEIT

Von der Generation, die nach 1945 auch die Erwachsenenbildung zunächst in den Besatzungszonen, dann in der Bundesrepublik wiederaufgebaut hat, ist die Arbeit der Erwachsenenbildner während der Weimarer Republik zunächst wohl stillschweigend aufgenommen, dann stillschweigend ignoriert und schließlich stillschweigend, nämlich über den Ernst, wieder gelobt worden.

So ist es schon erstaunlich, daß 1970 in den *Frankfurter Beiträgen zur Pädagogik* eine Studie von Ulrich Jung: *Eugen Rosenstocks Beitrag zur deutschen Erwachsenenbildung der Weimarer Zeit* den lesefreudigen Erwachsenenbildnern den Namen, den Mann und sein Wirken in Erinnerung bringt.

Die Position des Autors freilich geht aus folgenden Sätzen des Schlußkapitels hervor:

Eugen Rosenstocks Beobachtungen zur Anthropologie des Erwachsenen und die daraus abgeleiteten Forderungen an die Methoden der Erwachsenenbildung, die in der vorliegenden Arbeit zusammengestellt wurden, dürften seinen bleibenden Beitrag zur Theorie der Erwachsenenbildung ausmachen. Von besonderem Interesse erscheint dabei seine Einsicht, daß die erkannte potentielle Bildsamkeit des berufstätigen Erwachsenen zu ihrer Aktualisierung der Herausforderung bestimmter Situationen bedarf, denn sie wird im Unterschied zu derjenigen des Kindes von sich aus durch kein natürliches Spannungsverhältnis zu einem erst noch zu erreichenden Status begründet ...

Zeigt sich hier die Aktualität mancher Gedanken Rosenstocks, so muß seine ablehnende Haltung gegenüber der rationalen Wissenschaftlichkeit ihn in Distanz zu einer Gegenwart rücken, - was ist Gegenwart? müssen wir fragen - die wissenschaftliches Denken und rationale Kontrolle in allen Lebensbereichen zur Geltung bringen will. So hat die moderne Erwachsenenbildung ein neues Verhältnis zur Wissenschaft gefunden und orientiert sich in doppelter Hinsicht an der wissenschaftlichen Rationalität: zum einen hat die systematische Wissensvermittlung neue Bedeutung gewonnen, zum anderen kann sich die Erwachsenenbildung zur Erforschung ihrer eigenen Voraussetzungen und ihrer Wirksamkeit mehr und mehr auf empirische wissenschaftliche Untersuchungen stützen.

Meine Damen und Herren!

Umständlich ist der Weg, den ich mit Ihnen bisher gegangen bin.

Und es sind noch immer nicht Umstände genug; denn was Rosenstock-Huessys Leben als *Dienst auf dem Planeten* bedeutet, dazu müssen wir erörtern, was Franz Rosenzweig 1916 im Zuge der vorhin schon erwähnten Korrespondenz ausgesprochen hat:

Es gibt im Leben alles Lebendigen Augenblicke oder vielleicht nur einen Augenblick, wo es die Wahrheit spricht. Man braucht also vielleicht überhaupt nichts über das Lebendige sagen, sondern man muß nur den Augenblick abpassen, wo es selber sich ausspricht. Den Dialog aus diesen Monologen halte ich für die ganze Wahrheit.

Um an diesen Augenblick zu gelangen, muß ich noch einmal, etwas weniger exzentrisch ansetzen.

In einer Monographie *Martin Buber und das deutsche Judentum*, 1963 mit anderen Monographien unter dem Titel *Deutsches Judentum; Aufstieg und Krise; Gestalten, Ideen, Werke* in der Deutschen Verlagsanstalt erschienen, schildert Ernst Simon, der - wie ja auch Martin Buber! - Gast der Volkshochschule Köln gewesen ist:

Unterrichten – nicht nur als „Vortrag“ – lernte Buber in Rosenzweigs Frankfurter „Freiem Jüdischen Lehrhaus“. Dieser hatte sich vorgenommen, ihn in Frankfurt das Sprechen „richtig“ zu „lehren“. Bei dem nächsten Besuch in Heppenheim tat er mehr: er veranlaßte Buber, ihm und seiner Frau eine „Probelektion“ in der Interpretation chassidischer Quellenstücke zu geben, nach denen ihn bisher in all den Jahren „nur einmal jemand gefragt habe“. Buber stellte sich damals noch „ziemlich ungeschickt“ an, aber es war eben ein Anfang, und ein sehr fruchtbarer. Aus diesem Keim hat sich nicht nur seine zentrale Arbeit im „Lehrhaus“ selbst entwickelt, sondern auch seine führende und tragende Rolle in der von ihm 1933 begründeten „Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung bei der Reichsvertretung der deutschen Juden“ und in dem von ihm ausgehenden geistigen Widerstand gegen die nationalsozialistische Tyrannei.

Ernst Simon hat zusammen mit Edith Rosenzweig die Briefe Franz Rosenzweigs 1935 herausgegeben; darin ist auch die Korrespondenz zwischen Rosenstock-Huessy und Rosenzweig von 1916 vollständig abgedruckt.

Warum ist in Ernst Simons Monographie der Name Rosenstock (-Huessy) nicht zu finden? Denn sollte Rosenzweigs Vorhaben, ihn das Sprechen richtig zu lehren, nicht Frucht der Begegnung mit Rosenstock sein, wo dieser noch in seinem Hauptwerk *Die Sprache des Menschengeschlechts* 1963 schreibt:

Denn während Franz Rosenzweig (der auf meine Sprachlehre von 1916 aufbaute, wie er gewissenhaft betont hat), und Ferdinand Ebner, beide alles Sprechen dem Walten des einen Geistes schon 1920 zurückgaben, schien Bubers „Ich und „Du an der akademischen Einteilung der Gegenstände des Nachdenkens nicht zu rütteln.“

- und wo der Untertitel der genannten Aufsatzsammlung: *Gestalten, Ideen, Werke* an eine 1925 verfaßte Schrift Eugen Rosenstocks erinnert: *Ichthys, Leben – Lehre – Wirken*.

Warum verschweigt Ernst Simon Eugen Rosenstock-Huessys Beitrag? Weil er nicht zum deutschen Judentum gehört hat?

Die Sätze Franz Rosenzweigs werden zur Erkenntnismethode, wenn bestimmbar ist, wann dieser Augenblick ist, zu dem das Lebendige sich selber ausspricht; wenn jenes Abpassen nicht nur rein zufällig passiert, von Augenblick zu Augenblick, sondern auf längere Sicht, auf die Sichtweite der ganzen Lebenszeit des beachteten Legendigen.

Wie gefährlich für jemanden, der diese Offenbarung Franz Rosenzweigs in dieser Richtung zu einer Methode präzisiert – weil sie sich an dem eigenen Leben bewähren muß: derjenige, der dieser Methode, dieses Weges innegeworden ist, müßte ja wohl wann an solch offenem Fleck anzutreffen sein: und es im voraus oder späterhin selber auch wissen!

Welch eine Versuchung, die Wahrheit des Lebens vorsätzlich zu verfälschen! Vielleicht sogar in guter Absicht!

Wie gefährlich aber auch, mit dieser Lehre etwa jenen Augenblick bewußt verstreichen zu sehen oder den rechten Zeitpunkt zu verpassen!

Wer spricht, wird abgewandelt – das ist der Hauptsatz der Lehre Rosenstock-Huessys. So naiv, so einfach das klingen mag, es findet statt nur unter ernstesten Bedingungen:

1. *der Hörer dieser Sprache muß ein bestimmter und ein zu Bestimmender sein;*
2. *der Sprecher muß sein eigener Hörer werden und vernehmen, was er sagt, und sich daran binden;*
3. *der Sprecher kann es nur einmal so sagen; dabei kann dieses „einmal“ unter Umständen aus verschiedenen Anlässen, Wiederholungen bestehen;*
4. *der Sprecher muß bereit sein, als Antwort etwas der eigenen Vorstellung Widersprechendes zu hören und es dennoch als Antwort zu akzeptieren.*

Prüfen wir, meine Damen und Herren, diese Bedingungen am heutigen Anlaß:

1. Sie muß ich anreden als Interessierte am Geschick unsere Planeten, als Engagierte in der Erwachsenenbildung, als Mitbürger, als Hörer, für die der Zeitpunkt des Todes Eugen Rosenstock-Huessys ein Einschnitt werden soll, an dem Sie mit mir ein Davor und Danach unterscheiden; deshalb – Sie haben es wohl längst gemerkt – halte ich keinen Vortrag über den Dienst auf dem Planeten, oder ein Referat über die 1965 erschienen Schrift Rosenstock-Huessys.

2. Selbstverständlich ist in unserer Öffentlichkeit die Regel, daß ich nicht nachher abstreiten kann, dies und das gesagt zu haben und auch Namen, die zu nennen nicht ungefährlich für mich sein könnte;

3. Anlaß, Ort und Vorfall dieser Rede sind nicht wiederholbar;

4. Ob ich Ihr Interesse für den mich im Augenblick bestimmenden Zeitpunkt gewinne, ist völlig offen; keine logischen Zirkel, Dreiecke und Quadrate können das verstellen, und die unpassendste Antwort eines notorischen Schläfers muß als Antwort angenommen werden, ja sie kann unter Umständen den ganzen Eindruck verderben.

Aber mit etwas gediegenerem als diesem Beweis durch Vergegenwärtigung gegenseitiger Erfahrung kann ich, meine ich, aufwarten.

Aus Anlaß des 80. Geburtstages des Autors – also im Jahre 1968, 52 Jahre, nachdem Rosenstock seinen *Sprachbrief* an Rosenzweig schickte – gab Georg Müller *Autobiographische Fragmente* Eugen Rosenstock-Huessys heraus, und darin spricht er selber, teilweise sage ich heute, jenen offenen Fleck, aus, von dem her die zahllosen Streifzüge dieses Mannes Licht erhalten, und nicht nur sie, sondern möglicherweise wir auch.

Auch ein Leben kann ein Beleg sein, und für gewissen Wahrheiten ist es vermutlich der einzige Beleg - sagt er, als bald Achtzigjähriger.

Und wofür führt er ein Leben als Beleg an?

Unter welchen Bedingungen trägt eine seelische Erschütterung Frucht? Sie trägt nur Frucht, wenn ihr Träger als Dich, Ich, Wir, Er durchkonjugiert wird.

Ehe ich berichte, wie Rosenstock-Huessy diese Frage und diese Antwort mit seiner

*Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache
als Muttersprache, als Brautsprache, als Ehe- und Arbeitssprache*

belegt, möchte ich beides auf diesen Abend, auf die von Rosenstock-Huessy Betroffenen anwenden:

DICH – in diesem grammatischen, das heißt: sprachlich bestimmten Aggregatzustand, das heißt: *Art, geschart oder scharungsfähig zu sein*, sind alle, die sich dem Verwirrenden aussetzen, das von diesem Mann widersprüchlich ausgegangen ist, mich selbst betraf diese Lehre vor 15 Jahren, als ich 16 Jahre alt war;

ICH – in diesem grammatischen Aggregatzustand befindet sich bei einem Vortrag nur der Sprechende: ihn drängt es, etwas ihn noch Bedrängendes schon mitzuteilen; seine Anteilnahme, seine Begeisterung tritt befeuernd oder vereisend zwischen den Ruf und den weiteren Hörer;

WIR – falls Sie, meine Damen und Herren, und ich uns entschließen können, die Erwachsenenbildung nach 1945, nach 1918 als gemeinsam durchgemachte oder nachträglich noch wieder durchzumachende Geschichte anzunehmen, dann verkörpern wir in diesem grammatischen Aggregatzustand mit die Institution Volkshochschule Köln;

ER – so redeten die Zeitungsmeldungen von dem Verstorbenen.

Nun aber der Beleg:

Eugen Rosenstocks Beitrag zur deutschen Erwachsenenbildung der Weimarer Zeit wurde geleistet, als er als Träger einer seelischen Erschütterung als WIR konjugiert wurde, also die Stationen DICH und ICH schon durchgemacht hatte.

Dieser Satz bedarf wohl eingehender Erläuterung.

Folgende Fragen sollen uns an den springenden Punkt bringen:

Was für eine seelische Erschütterung ist gemeint?

Wie sahen die Stationen DICH und ICH aus?

Wie beleuchtet die Situation ES, die darauf folgte, die Station WIR?

Die erste Frage: was für eine seelische Erschütterung ist gemeint? Was für ein

EREIGNIS?

Es war ein Satz, der wenig revolutionär klingt:

Die Sprache ist weiser, als der, der sie spricht.

Die zweite Frage: wie sahen die Stationen DICH und ICH aus?

Die erste Station:

Seit 1902 hat Rosenstock-Huessys bewußtes Leben unter dem Kennwort *Sprache* gestanden. In seiner Habilitationsschrift *Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.* von 1912 steht der Satz: *Der Eigename wirkt als Imperativ.* Das ist eine Entdeckung; sie bedeutet: statt bloßer Worte, die Dinge zu bezeichnen, besteht die Sprache zuerst aus Namen, die uns etwas zu vollziehen heißen, Namen sind gegenseitige Anrufungen zur Ordnung des Gemeinschaftslebens.

Die Erfahrung beim Heer 1910-1912 vertiefte die Überzeugung, daß die Akte *Gehorsam und Befehl* als Grundverhältnisse der Sprache Sinn geben. Ein Element des Dienstes wollte Rosenstock dem Denken zurückerobern und warf 1911/1912 den Ästheten und Intellektuellen und der ganzen akademischen Welt überall, den Heidelbergern, die sich über russische

Revolutionäre und englische Settlements zuschauerhaft unterhielten, die freiwilligen Arbeitslager als deutsche Lösung entgegen.

Auf den innern Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn gelangte Rosenstock-Huessy mit seinem Buch *Königshaus und Stämme in Deutschland von 1014 bis 1250* aus dem Jahre 1914, neu aufgelegt 1965. Als Motiv steht vor diesem Werk das Wort des Sokrates an Kriton im Gefängnis vor der Hinrichtung:

*Gesetz und Recht und Gerechtigkeit, das sind Worte,
die so laut in meinem Innern dröhnen und widerhallen,
daß ich vor ihrem Klang nichts anderes vernehmen kann.*

Und dazu Goethes Vers:

*Wie das Wort so wichtig dort war,
weil es ein gesprochen wort war.*

Die zweite Station oder: wie wurde aus dem Ereignis

EIGENSCHAFT?

An diese Stelle gehört die Freundschaft zu Franz Rosenzweig. Rosenstock schreibt:

Es gibt also seit den Jahren 1913 bis 1923, die wir gemeinsam verbracht haben, eine doppelte Lehre von der Sprache; die eine ist die von mir vorgelegte und die andere ist die von Rosenzweig dialektisch dazugesetzte.

Als dritte Lehre nennt Rosenstock die von Martin Buber vertretene, mit der er als Idealist den Existenzialisten wie Heidegger und Sartre, obwohl diese von der Sprache nichts wußten, am nächsten steht. Das Wichtige daran:

für die Lehre von der Sprache und von der Zeit gibt es kein System im alten Sinne, gibt es keine alleinseligmachende Wahrheit. Trotzdem ist es notwendig, von ihnen beiden die Wahrheit zu sagen. Man kann das aber nur in der bestimmten Sprache, die dem Alpha, dem Omega oder der Mitte des Zeitstromes entspringt. Der französische Existenzialist ist bloß Alpha, bloß ewiger Anfang seiner Zukunft ... Die entgegengesetzte Sprache tönt vom Ende, aus der Ewigkeit eines Volkes von Priestern, des wahren Israel, welches eifersüchtig die Einheit aller Zeiten bewacht ...

Als drittes der *Mittelpunkt des Heute, an dem ein Stück ewigen Lebens in die Zeiten einbricht, als das die Zeiten und Räume neu einrichtende Kreuz der sich wandelnden Zeiten und der verwandelten Räume.*

1915 – als Frontsoldat – entwarf Rosenstock Reden einer imaginären Ritterschaft St. Georgs, deren Adressaten und Unterredner waren: *die Kriegsteilnehmer aller Länder*; 1917, am 1. Februar, als genauer Zeitgenosse der russischen Revolution, konzipierte er die *Europäischen Revolutionen*, die Korrespondenz der europäischen Großmächte in ihren Revolutionen, die Revolutionssymphonie, wie er es nennt, die den Zusammenhang des Jahrtausends von Gregor VII. bis zu Lenin blickfrei räumt.

1918 nahm er ausdrücklich, in dramatischer Zuspitzung, Abschied von Preußen, Bayern, Sachsen, Nation; Kirche, Wissenschaft, nationalem Mythos, der Spaltung in Rom und Wittenberg, und vom Europa der Renaissance: ihm wurde angeboten,

*als Unterstaatssekretär die neue Verfassung aufzuzeichnen;
beim katholischen Organ „Hochland“ mitzuarbeiten;
eine Professur in Leipzig anzunehmen –*

Rosenstock ging zu den Daimlerwerken in Stuttgart, wo gerade 18 000 Arbeiter streikten.

Als menschlicher Mittelpunkt aller sozialen Fragen unserer Zeit stellte sich für ihn, auch am eigenen Leibe, der Arbeitslose heraus, vor dem der Arbeiter Angst hat! – der aber muß angehören und Freunde finden können.

Er schreibt:

Mit den Fabrikanten und Ingenieuren in der Fabrik, aber auch mit den geistigen Freunden, mit Ernst Michel, mit Richard Koch, mit Werner Picht, mit Joseph Wittig, mit Carl Dietrich von Trotha habe ich öffentlich Duett gesungen.

Unsere **dritte Frage** lautete: *Wie beleuchtet die Station ER, die auf das WIR folgte, Rosenstocks Beitrag zur Erwachsenenbildung der Weimarer Zeit?*

In der Bibliographie der Schriften Rosenstock-Huessys wird als letzte in deutscher Sprache gedruckte Veröffentlichung vor 1947 der Artikel *Arbeitslager im Handwörterbuch des deutschen Volksbildungswesens, Breslau 1933* genannt; 1948 erschien, wohl in der ersten Nummer der Wochenzeitschrift *Christ und Welt* ein Artikel über *Ernst Michel, den barmherzigen Samariter des Denkens*, am 5. Juli 1950 hielt Rosenstock-Huessy auf Einladung von Rektor und Senat der Universität Göttingen die Rede *Das Geheimnis der Universität* –

in der Zeit von 1933 bis 1947 sind nur zwei umfänglichere Veröffentlichungen in englischer Sprache vermerkt: *Out of Revolution, Autobiography of Western Man*, das Buch *Die Europäischen Revolutionen*, konzipiert 1917, in Deutschland 1931 gedruckt, neu geschrieben für amerikanische Leser, veröffentlicht als gerettetes geistiges Gut in dem Jahre 1938,

als Paula Rosenstock, die Mutter Eugen Rosenstock-Huessys, durch Segensspruch die Enteignung des Wortes, die Entwertung, wie sie in den Konzentrationslagern verübt wurde, überwand, ehe sie, aus ihrer Wohnung im 80. Jahre verwiesen, vom Konzentrationslager bedroht, in Ruhe von ihren Angehörigen und dem irdischen Leben schied;

die zweite Veröffentlichung *The Christian Future or The Modern Mind Outrun* erschien 1946 in New York, 1947 in England, 1955 in München *Des Christen Zukunft oder: Wie überholen die Moderne*.

Meine drei Jahrzehnte, in denen ich als zukünftiges DICH, gegenwärtiges ICH, wiederkehrendes WIR leben durfte, wurden im vierten Jahrzehnt erledigt. Die Welt entledigte sich ihrer.

Ist es hier ausgesprochen, warum z.B. Ernst Simon und Die Zeit Rosenstock-Huessy verschweigen und warum Ulrich Jung mit seiner Darstellung und Themenstellung das Leben der Weimarer Zeit erreicht, nicht aber mit den distanzierenden Sätzen? Doch wohl.

Wir können dorthin nur gelangen, indem wir unsererseits die Entwertung (ENTEIGNUNG) 1933-1945 als objektiven Tatbestand anerkennen, durchmachen und durch neue Anrede überwinden lassen, indem wir, mit anderen Worten,

den Mißerfolg der Jahre von 1923 bis 1933

als vorläufiges Versagen nehmen, selber das Ungereimte zu reimen versuchen, unter genauso radikalem Verzicht auf garantierten Erfolg.

Damit sind wir, meine Damen und Herren, an den springenden Punkt gelangt:

Der *Kreisauer Kreis* von 1940 bis 1945 ist die Frucht des Arbeitslagers; es ist seine Leistung, daß er das Intermezzo Hitlers als Intermezzo begriff. Helmuth James von Moltke und Horst von Einsiedel waren dank der von Eugen Rosenstock-Huessy ausgetragenen seelischen Erschütterung, die die Gefahr der Entwertung vorausnahm, der Nazizeit voraus!

Was hat das mit Dienst auf dem Planeten zu tun?

5. DIENST AUF DEM PLANETEN

Hier,

im Forum der Volkshochschule Köln,

in einem der Vortragssäle

– meine Damen und Herren, wenn wir den Ort genauer bestimmen wollen, wieviele Grenzen ziehen wir, um so mehr, je genauer wir uns ausdrücken wollen. Der kleinste Raum ist unter uns der bestimmteste! Grenzen brauchen wir für das stimmhafte Gespräch.

Aber Grenzen hindern und trennen ja auch. Und bei einiger Besinnung wird es bald einleuchten, daß Grenzverschiebungen nur als Ergebnisse kriegerischer Auseinandersetzung stattgefunden haben, stattfinden: nur ein Krieg würde die Mauer in Berlin beseitigen; in Vietnam geht es nach wie vor um Grenzverschiebungen, in Israel, in Irland.

Da aber der Krieg abscheulich-unmöglich geworden ist – wie ungemütlich, nicht ohne Grenzen auskommen, sie aber nicht mehr verändern zu können!

Was muß geschehen, damit wir sagen können:

HIER, AUF DEM PLANETEN?

Jetzt,

am Abend des Freitags dieser Woche nach dem Sonntag Invokavit, dem ersten Fastensonntag (vorbei der Trubel mit Riesenrad und Rosenmontagszug),

am 16. März 1973, im ersten Jahr der zweiten Regierung Brandt,

im vierundzwanzigsten Jahr der Bundesrepublik Deutschland,

im 28. Jahr nach der bedingungslosen Kapitulation in Reims und Karlshorst,

40 Jahre nach der armseligen Phrase von der Machtergreifung

– alle näheren Bestimmungen des uns gemeinsamen Zeitpunkts fassen immer längere Strecken zusammen und versetzen uns nach und nach in eine von jenseits unserer Geburt herströmende Zeit.

Aber Welch ein Unterschied zu sagen: die Nazizeit war oder die Nazizeit ist oder ist noch!

Wie kommt es, daß wir sagen können:

die Nazizeit ist nicht mehr,

jetzt,

auf dem Planeten?

Nicht nur eine solche Grenzziehung gibt es in der Zeit; getrennt sind die Generationen, die Nationen, die Völker mit vorchristlichen Ordnungen der Gemeinschaft und des Lebensweges; von allen diesen Parteien wird wenigstens des Exotischen an den anderen Parteien genossen.

Und wer heißt exotisch? Der von draußen Gesehene. Ging man vor hundert Jahren in die Weltausstellung, all das Fremde zu erstaunlichem Reiz zu nutzen, oder in den Zoo, hinter Gitterstäben den Panther zu sehen:

*Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt – (Rilke)*

wir können in Kleinbildformat tagtäglich Weltausstellung vom Sofa aus haben. Die Welt von draußen; gleich hat es Stimmen gegeben, die zum Ausdruck brachten: schamlos ein lebendiges Wesen von draußen anzusehen: esoterische Gruppen haben sich gebildet, die keinen Strahl der neugierigen Öffentlichkeit in den in geheimnisvolles Dunkle getauchten Zirkel fallen lassen.

Wie also wird für uns die Nazizeit einsichtig? - dieser gigantische, gegen jeden Einblick von außen abriegelte Hexenkessel?

Denn erst kraft solcher Einsicht, die *die tausend Stäbe* durchdringt und zerbricht, könnten wir sagen:

Die Nazizeit war. Jetzt – darein ist sie nicht mehr zu mischen! - ?

Es ist die Arbeit Eugen Rosenstock-Huessys in der dritten Phase, in welcher er als Träger der schon namhaft und stimmhaft gemachten seelischen Erschütterung als WIR konjugiert, also *zusammen unter ein Joch getan* wurde, daß uns solche Einsicht möglich ist.

Was ist von den Arbeitslagern zu erzählen, durch die die seelische Erschütterung zum vererbaren

EIGENTUM

Rosenstock-Huessys geworden ist?

1927 kam der junge Graf Moltke voller Erregung über die Not im Waldenburger Bergland zu Rosenstock-Huessy und fragte um Rat. Im September trafen sich Mitglieder der schlesischen Jungmannschaft mit ihm und einigen anderen Hochschullehrern bei Moltke in Kreisau: Unternehmer, Landadel, sozialistische und christliche Gewerkschafter, Beamte, Professoren, katholische und evangelische Geistliche, Lehrer und Jugendliche, und bildeten die *Löwenberger Arbeitsgemeinschaft*, später *Arbeitskreis Schlesien* genannt, mit acht Arbeitsausschüssen, deren Wirken ein Arbeitslager vorbereiten sollte. 1926 hatte Rosenstock-Huessy mit Hilfe Robert von Erdbergs das *Boberhaus* in Löwenberg – Löwenberg liegt auf derselben geographischen Breite wie Köln – als Schulheim der schlesischen Jungmannschaft gegründet.

Die Arbeitslager dauerten drei Wochen, mit etwa 100 Teilnehmern, Arbeitern, Bauern, höchstens einem Drittel Studenten im Alter von 18 bis 25 Jahren: Kommunisten, Stahlhelmlaute, Christen, Atheisten, Besitzersöhne, Landarbeiter, adlige und kleinbürgerliche Studenten, national jugendbewegt oder aus katholischen Verbindungen, Forstleute, Technische Hochschüler, Juristen, Theologen, Volkswirte, Philologen, Bergarbeiter, Textilarbeiter, ungelernete Arbeiter, Handwerker.

4 Stunden vormittags, auf keinen Fall aber mehr als 6 Stunden, dienten körperlicher Arbeit, Holzhacken, Aufräumarbeiten, Erd-, Garten- und Feldarbeit, nicht im Sinne des billigen Phrasenrauschs, es handle sich um Ausgleich von Hand- und Kopfarbeit, sondern weil vor der wirklich nutzbringenden Arbeit Geschwätz nicht Bestand hat. Die übrige Zeit war zu geistiger Tätigkeit als ursprünglicher Energiebildung, das heißt der Kraft, trotzdem man sich nicht rational versteht, geschweige denn einer Meinung ist, miteinander zu leben, und zwar in fünf Geistesstufen:

1. *Die Beurteilung der gemeinsamen Arbeitserfahrungen*: Der Sinn des Lagers ist seine *Selbstverwaltung* – alle Angelegenheiten des Lagers sollen vom gesamten Lager geregelt werden. Der Lagerrat behandelte alles, auch die Gegensätze innerhalb der Lagerleitung und die Meinungsverschiedenheiten mit rückhaltloser Offenheit.

2. *Die Erzählung der Lebensläufe der Teilnehmer*, daß sie einander mit anderen Augen sehen und zu einer menschlich offenen und freien Haltung gelangen, die dann entsteht, wenn die Übersetzung des Lebens in Sprache möglich wird. Für diese Geistesstufe wurden Gruppen zu 20 bis 25 Teilnehmern gebildet.

3. *Die Beschäftigung mit unmittelbar drängenden sozialen und politischen Problemen*, z.B. sprachen mehrere Redner in Vortragsreihen, Rosenstock-Huessy einmal zu „der Gefährdung der jungen Generation durch die Auflösung der Berufe“.

4. *Die Morgenansprache des geistigen Leiters*, eine Lesung aus dem Buche des Lebens, mit tagesnormierendem Sinn, hier brachte Rosenstock-Huessy Kapitel aus seiner Lehre.

5. Das Zusammentreffen mit verantwortlichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens.

Meine Damen und Herren! Diese fünfte Geistesstufe, als solche für den Ernst der Arbeitslager die wichtigste, sie hatte den Namen

FÜHRERBEGEGNUNG.

Spätestens hier ist uns bemerkbar, in welcher eine exotische Position unsere Sprache gelangt ist: wir stocken, eine nicht aussprechbare, also außerhalb vernünftiger Gewalt belassene Vergangenheit nimmt uns den Atem, wir lesen erschrocken im Oxford Dictionary, konzis wie es ist, zusammenschneidend auf das Wesentliche:

Führer, Leader, in Klammern groß G, German.

Hier sind wir an eine Grenze gestoßen, die uns hindert zu sagenL

hier, auf dem Planeten,

wir bestätigen sie, in dem wir aufhören, rückhaltlos miteinander zu sprechen.

Fangen wir an dieser Stelle an, Grenze, die uns hindert zu sagen: *Die Nazizeit war*, zu beseitigen, indem wir miteinander sprechen, als hätten wir keine Geheimnisse voreinander. Etwas so Zartes und Gebrechliches wie Sprache läßt sich in Grenzen nicht einschließen.

Leader, wie Leader of House of Commons? Das kann ja nicht stimmen! Oder wie ein Dirigent, ein Laienspielleiter? Ein germanisches Wort? Und nun auch noch dieses Wort im Zusammenhang mit einem viel gefeierten: *Haus der Begegnung* – gibt es in Köln, Jabachstr. 4-8!

Die, die nur den Mißbrauch des Richtigen und Notwendigen sehen, sind nämlich oft selber seine Verhinderer.

Dieser Satz Eugen Rosenstock-Huessys soll uns ermutigen, die Grenze zu überschreiten, an die wir gestoßen sind.

Was ist *Führerbegegnung*?

Die Lagerbelegschaft hatte zwei oder drei Tage lang den Zusammenstoß mit Persönlichkeiten (50 bis 80) aus allen Schichten der Provinz zu ertragen, Grafen, Gewerkschaftssekretären, Professoren, Lehrern, Frauen, Bauern, Verwaltungsbeamten aller Art. Angesichts einer konkreten Notsituation trafen junge Menschen unterschiedlicher Herkunft und in Verantwortung stehende Erwachsene zusammen, um aneinander etwas zu lernen: Ernst und Spiel messen sich aneinander und kommen ins Gespräch.

Die hinzukommenden Älteren aus dem beruflichen und politischen Alltag, sie sind also die in dem Namen Führerbegegnung gemeinten Führer; mehrere, nicht einer.

Das Zusammenstoßen von abgegrenztem Spiel und fortdauerndem Alltag, das ist die in dem Namen Führerbegegnung gemeinte Begegnung.

Welch eine Bedeutung dieser Vorgang hat, geht aus einem 1926 erschienenen Aufsatz Rosenstock-Huessys hervor:

LEHRER ODER FÜHRER

Als Thesen möchte ich einige Sätze daraus bringen:

Die Natur des Lehrers ist mehraltrig, die des Führers einaltrig; der Lehrer gehört immer mehreren Generationen an, aber keiner ganz. Der Führer gehört seiner Generation ganz an, aber keiner anderen.

Der Geist des Führers ist das Geheimnis einer einmaligen Generation, einer einmaligen, in sich vollendeten Zeugung, Geburt, Schöpfung. Nur der Lehrer, der dem Führerspielen entschlossen entsagt, kann über sich hinaus- oder an sich vorbeigehen. Die Lehre will die sogenannten führenden Geister eines Zeitalters, genauer sagen wir: die führenden Männer eines Zeitalters mit den Generationen vor und nach ihnen zusammenbinden und verfugen.

Lehrer und Führer sind die zwei Geschlechter auf der Höhe des „Worts“.

Aber wie springt der Lehrer mit dem Führer um? Wo begegnet der Führer der Lehre?

Zwei Verhältnisse dieser Art sind heute beide verbraucht: Mönch und Ritter, Zivil und Militär. Theologe und Akademiker gewinnen im Altertum den zeitentrückten Raum, der alle Lehre vor der Verwechslung mit Politik schützt. Aber die bisherigen Gesetze des Verhältnisses von Lehre und Führung haben sich aufgelöst, indem der Weltkrieg die Führung des Schwert- und Fürstenadels erschöpft hat.

Deshalb muß die Lehre den Führer mit berufen, mit schaffen helfen, weil ihn leibliche Erbfolge nicht mehr hervorbringt. Dazu muß die Lehre sich bequemen, sich für Männer statt für Jünglinge umzustimmen, für Könige, Krieger, Häuptlinge der Politik, statt für Beamte, Richter und Pfarrer. Denn nur die Lehre, die den Träger von Aufgaben im Hörer anspricht, läutert den Traum des Jugendlichen, so daß er Kraft zur Bewährung, Kraft zur Verwirklichung gewinnt. Gültig kann nur die Lehre sein, die für Alte und Junge Sinn hat und Geltung.

In der Denkschrift *Ein Landfrieden* von 1911/12 ist schon gesagt, an welcher Stelle Rosenstock-Huessy auch an die Musen denkt, nämlich am Ende, wenn eine einheitliche unverlierbare Lebensluft besteht, *eine Gemeinschaft, in der dann gute Worte und schöne Künste ihre Stelle hätten, ohne mehr die Menschen zu trennen, statt sie zu verbinden.*

6. DREI GENERATIONEN

Neue Krise in der deutschen Erwachsenenbildung, curriculum der Erwachsenenbildung, Methoden der Erwachsenenbildung, Erziehung zu einer soziologischen Denkweise – das waren Stichworte aus den Vorträgen, die, in der Sprache des Arbeitslagers von Rosenstock-Huessy, der Form nach zu der dritten Geistesstufe gehören, Beschäftigung mit unmittelbar drängenden sozialen und politischen Problemen.

Was würde eine *Führerbegegnung* in der Volkshochschule Köln zum Beispiel bewirken?

Sollen wir es wagen, uns dieser Frage zu stellen, mit der Perspektive, die die Frucht der Arbeitslager geschaffen hat:

Das Lager wirft über das ganze folgende Jahr des einzelnen Besuchers seinen Schatten. Es läßt ihn durch die Heftigkeit der Erfahrung nicht mehr in ruhiger Zufriedenheit vorliebnehmen mit der ihm vorgesetzten Volkshochschulspeisekarte – (ein Satz Rosenstock-Huessys aus dem Jahrbuch für Erwachsenenbildung von 1930)?

Hier,

im römischen, fränkischen, reichsstädtischen, französischen, preußischen, deutsch-reichischen, britisch besetzten, bundesrepublikanischen Köln,

an der Stelle des Bürgerhospitals,

im Forum der Volkshochschule;

jetzt,

vierzig Jahre nach der totalen Enteignung des Wortes in Deutschland

bewährt sich in meinem Lebensweg eine Lehre, die so über zwei Gräber hinweg in der dritten Generation gültig ist.

Das zweite Grab: in das warfen die Henker 1945 Helmuth James von Moltke, mit dessen Wort die Grenzen zu überschreiten sind, die uns von dem Planeten trennen:

Bringt den Hitler nicht um, daran liegt gar nichts, der muß seinen Krieg verlieren. Aber nach dem Kriege muß es Menschen geben, die sich von diesem Unrecht lossagen können, und wir müssen uns heute schon lossagen, damit uns unsere Lossagerei morgen geglaubt wird. Es wird heute eben wichtiger ein Christ zu sein als ein vom Hakenkreuz repräsentierter Deutscher. Denn in den Reichen dieser Welt hat das Heidentum abgewirtschaftet.

Das erste Grab: vor zwei Wochen in Norwich in Vermont, dem 1791 als Unionsstaat aufgenommenen, gegraben und mit Erde bedeckt.

7. HAMLETS URTÜMLICHE LÄNGE

Verse, Charaktere, Monologe, das Drama im Drama – ist denn die Länge des „Hamlet“ nicht noch urtümlicher?

So fragt der Shakespeare-Herausgeber Bernard Grebanier, und so zu fragen ist auch bei dem Leben Eugen Rosenstock-Huessys angebracht.

Der tiefe Sinn des Hamlet ist es ja, daß er die aus den Fugen gegangene Zeit im Einsatz seines Lebens einrenkt, damit nach seinem Sterben Leben weitergehen kann.

Diesen Satz Rosenstock-Huessys möchte ich auf sein Leben anwenden; nur, Hamlet als vierundachtzigjährigen sich vorstellen? Aber Shakespeare's Stück, das das Drama solcher Einrenkung schildert, das hat urtümliche Länge. *Können Kulturträger begreifen, daß das Original eines langen Dramas, eines langen Musikwerkes, eines langen Romans ein in aller Fülle gelebtes Menschenleben ist, mit Ecken und Winkeln, Chören, Dialogen, Charakteren, Drama im Drama, daß jedes Menschenleben wieder ist eine Zeile im canticum hominum?*

Die Hauptwerke Rosenstock-Huessys sind in seinem siebten und achten Lebensjahrzehnt erschienen, in deutscher Sprache.

In dem zweiten Band der Soziologie *Die Vollzahl der Zeiten*, der universalen Geschichte, werden Antonius (251?-356), Athanasius (296?-373), Hieronymus (ca. 340-420) und Augustinus (354-430) die vier großen Überleber genannt, weil sie uns gelehrt haben, *wie ein langes Leben körperlich, geistig und seelisch außerhalb unserer Zeit gelebt werden muß, damit die Rasse ihre Fruchtbarkeit behalte*. Ich kann das nicht mehr ausführen, möchte nur aus jedem der Artikel einen Satz bringen; alle vier Sätze sind durch das Leben Eugen Rosenstock-Huessys glaubwürdig belegt:

Antonius:

Der Mönch hält die Tore offen, damit der König der Ehren einziehen kann und die Menschen bereitfindet.

Athanasius:

Das schamhafte Denken tritt also nur zu seiner Stunde in die Erscheinung, und nur weil es nicht anders kann.

Hieronymus:

Alles Sprechen übersetzt den ewigen Geist in den Anhauch dieser Stunde.

Augustinus:

Nichts was die Liebe noch nicht erkannt hat, ist erkannt.

8. WESHALB HEISSEN WIR DEUTSCHE?

Meine Damen und Herren!

Das Riesenrad hat soeben Fortinbras aussteigen lassen,

*Let four captains
Bear Hamlet like a soldier to the stage
For he was likely, hat he been put on
To have prov'd most royally –*

aber es ist noch in Schwung, einige Passagiere müssen noch aussteigen, und mit Erscheinungsdaten bin ich noch immer nicht fertig.

In der *Kölnischen Zeitung* vom 27. August 1932, einem Tag vor Goethes Geburtstag, erschien als drittletzte Veröffentlichung Rosenstock-Huessys im Deutschen Reich ein Artikel *Weshalb heißen wir Deutsche?* Und weil mich diese Frage brennend interessiert, möchte ich ihr nachgehen. Ausführlich beantwortet ist sie in einer Arbeit von 1928 *Unser Volksname Deutsch und die Aufhebung des Herzogtums Bayern*.

Darin heißt es:

Das Heer spricht deutsch! Diutisk ist also die Sprache des Heervolkes, des Heeres im Thing, der zum Gericht versammelten Mannschaft des Frankenheeres aus allen Stämmen.

In den *Autobiographischen Fragmenten* 1965 geht Rosenstock-Huessy wieder darauf ein:

Ich fand den Ursprung des Namens „Deutsch“ in einem Dialog zwischen Französisch und Deutsch! Diese beiden Namen sind auf Gedeih und Verderb aneinandergelockt. Dialogisch nur gibt es Deutsche! Soweit Kontingente des Heeres auf fränkische Kommandos einschwenkten, so weit reichte die deutsche Zunge. Deutsch wurde ein Personenbegriff, französisch aber wurde ein territorialer Name, La Douce France; das Heer der Franken aber, das deut oder diet, ihr Marsfeld, das gab den Deutschen den ihren.

Die Entmilitarisierung Deutschlands erschüttert also die älteste Einteilung der Völker Europas. Die Gens Christiana war in Kirchenvolk und Heervolk gegliedert. Die einzige Wahl oder Namenwahl für die, die deutsch bleiben, wird es vielleicht sein, sich selbst zu einem Heer der Arbeit und damit den Namen Deutsch neu zu wandeln.

9. DIE WIDMUNG

Im Herbst 1970, da hat die Volkshochschule Köln Herrn Professor Dr. Rosenstock-Huessy eingeladen, hier im Forum zu sprechen. Aber es war zu spät; der Leib des Zweiundachtzigjährigen ließ die Reise nicht mehr zu.

Mir, dem Übermittler der Einladung, schickte er nach einem Brief drei Bücher zu, zwei frisch in dem Verlag *Argo Books* erschienene und den Band CLVI *Wege der Forschung* mit 19 Beiträgen *Der Volksname Deutsch*, an fünfter Stelle die Arbeit Rosenstocks von 1928.

In diesen Band schrieb er eine Widmung, die ich zuerst gar nicht verstand, weil sie mich verlegen machte, die ich nun aber Ihnen weitersagen möchte, weil sie mich ergriffen hat; da steht:

*Dem deutschen Richter
und
seiner lieben Frau
von ihrem getreuen
Eugen
Herbst 1970*

Diese Widmung schafft also neu den Thing, wo das Urteil in deutscher Sprache als Rechtssprache ergehen kann und bleibt bei diesem Ernst nicht stehen, sondern geht weiter: nur mit seiner lieben Frau kann die Rechtssprache Zukunft haben, und *Hamlet*, das ist deren beider *getreuer Eugen, Wohlgeborener*. Schließlich kommen Noahs Friedensschluß in der Ordnung der Jahreszeiten und der Stifter der *crucivert* quellenden Zeiten zu Wort.

10. DAS PLAKAT

Ein Zeitgenosse Rosenstock-Huessys, der 1891 geborene, im Verlauf der stalinschen „Säuberungen“ der dreißiger Jahre nach Sibirien deportierte und verschollene Ossip Mandelstamm, dichtete 1923 – und auch hier liegen zwischen Quellen und Vernehmlich-werden über dreißig Jahre, Paul Celans Übersetzung ins Deutsche erschien 1959 -:

*Dreimal selig, wer einen Namen einführt ins Lied!
Das namengeschmückte Lied
lebt länger inmitten der andern –
Es ist kenntlich gemacht inmitten seiner Gefährten durch eine Stirnbinde,
die von Bewußtlosigkeit heilt, von allzu starken, betäubenden Gerüchen,
von Männernähe,
vom Geruch, der dem Fell starker Tiere entströmt,
oder einfach vom Duft des zwischen den Handflächen zerriebenen Thymians.*

So habe ich keinen Vortrag gehalten, der die Namen aus dem Spiel gelassen hätte.

Das Plakat, nicht ein Gedicht, hat den Namen auf rotem Grunde in schwarzen Lettern an die Öffentlichkeit gebracht.

Ich danke Ihnen, lieber Herr Röhrig, für die Aufforderung, aus diesem Anlaß zu sprechen.

Ich danke Ihnen, Herr Stragholz, für den Raum.

Ich danke Ihnen, verehrte Anwesende, wie neulich Richard Griesbach so schön gesagt hat:

id est – dat is et.

Invokavit, 11.3.1973

*Eckart Wilkens
5 Köln 30
Försterstr. 8*

Bemerkung am 13. November 2002:

Noch heute ergreift mich ein eigenartiger Schauer, wenn ich die Rede auf Eugen Rosenstock-Huessys Tod lese.

Der Eindruck, daß die Zuhörer damals der Rede durchaus folgten, kommt mir jetzt auch wahrscheinlich vor: trotz der Datenfülle geht ein beseelter Zug durch die ganze Rede, der von einem Punkt zum anderen fortträgt und etwas eröffnet.

Die Ähnlichkeit zu Paul Celans *Meridian*rede. Angesprochen schon in dem Bild von dem Riesenrad, das vor dem Fenster meines Büros im Studienhaus der Volkshochschule Joseph Haubrich Hof 1 am Neumarkt in das Verfassen der Rede mit einging. Und von daher auch: daß es sich bei dieser Rede um eine *Atemwende* handelt.

Tatsächlich war meine ganze Arbeit an der Volkshochschule von dieser Rede an anders und verwandelt. Ich hatte riskiert, Rang und Namen zu verlieren – insbesondere mit dem Angriff auf Herrn Dr. Hermann Segall -, und gerade das legte den Grund dafür, daß ich nun noch weitere 29 1/2 Jahre, eine ganze Saturnperiode, weiter hier tätig war – und darüber hinaus noch bin.

Aber noch wichtiger: mit dieser Rede trat ich selber in einen Verwandlungsweg von DU zu ICH zu WIR zu ES, den ich nun, nachdem auch mir die Station der Entwertung, des Enteignens reichlich geschehen ist, deutlich nachzeichnen kann, ohne daß mir wehleidiges Behaupten vorgeworfen werden muß.

2

**LIES UND NIMM!
EINE ART GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR DEN UMGANG MIT DEN
SCHRIFTEN
EUGEN ROSENSTOCK-HUESSYS (1888-1973)**

Geschrieben im Juni 1974

I

Die Schriften Eugen Rosenstock-Huessys sind nicht gerade weithin bekanntgeworden und stoßen auch bei solchen, die sich mit ihnen abgeben, auf Widerstand, Protest, und der Ausruf: *Welch ein Gewirr!* wird bei nicht nur einem die Lektüre zum Ende gebracht haben. ... *im ganzen wird es schon so sein, daß der Praktiker zu viel und der Theoretiker zu wenig Theorie feststellen wird und beide vielleicht zu wenig Rezepte* – schrieb der Autor in der Einleitung zu *Lebensarbeit in der Industrie und Aufgaben einer europäischen Arbeitsfront*, Berlin 1926.

Das ist aber nicht der ganze Grund für die Feststellung vorhin. In dem Kapitel VII aus der genannten Schrift, *Der Sinn der Zielsetzung*, heißt es:

Diese Lehre soll den arbeitenden Menschen ansprechen, beim Worte nehmen, mit Namen rufen und durch alles dies beseelen. Deshalb kann die Methode dieser neuen – aus Pädagogik, Jurisprudenz, Theologie, Ökonomie, Philologie, Historie, Philosophie usw. usw. heraustretenden – Soziologie oder besser Volkswissenschaft nur innerhalb von Gemeinschaften in Kraft treten. Sie gilt nicht für Individuen. (S. 58)

Und weiter:

Der Geltungsbereich unserer Zielsetzung ist daher in erster Linie ein seelischer. Nur für diesen Bereich kann sie die volle Verantwortung selbst übernehmen. Das andere bleibt unter der Verantwortung derer, die nicht Bücher zu schreiben noch zu lehren, sondern zu verkörpern haben.

Die wissenschaftlichen Disziplinen, die hier genannt sind, waren Rosenstock-Huessy aus eigener Arbeit vertraut; er selbst ist aus ihnen herausgetreten, als er 1919 als Leiter der Werkszeitung zu Daimler-Benz nach Stuttgart ging. Aber er hatte dann etwas zu sagen, was er schon verkörpert hatte, eine Lehre, die nie eine *begriffliche* werden darf wie bei den Universitätswissenschaften. *Sie muß jedesmal zwischen den Beteiligten neu ausgesprochen werden. (Lebensarbeit in der Industrie, S. 58)*

Bei einem Buch sind die Beteiligten zunächst der Autor und der Leser; dann die, mit denen der Leser das Gelesene bespricht; schließlich die, mit denen der Autor vorher gesprochen hatte.

In den Schriften Rosenstock-Huessys sind alle drei Gruppen mit gegenwärtig. So hat der Autor dafür zu sorgen: 1. daß er den Leser anspricht, 2. daß der Leser das Gelesene anders weitersagen muß, weil er es gar nicht bloß wiederholen kann, 3. daß die Mehrstimmigkeit des Gesprächs, auf dessen Nährboden das Geschriebene gewachsen ist, zum Klingen kommt.

Den Leser ansprechen, das heißt: eine Schriftform wählen, die nur verständlich wird, wenn sie vom Leser wenigsten im Stillen in Laut gebracht und weniger gelesen als gehört wird, mit anderen Worten, die fast wie mündliche Rede wirkt, bei der die Stimmführung oft die entferntesten Gegenstände zusammenbringen kann.

Die zweite Sorge Rosenstock-Huessys, die unmittelbare Wiederholbarkeit unmöglich zu machen, damit der Leser zu einem Sprecher in dem Moment werden muß, wo er mit einem anderen darüber spricht, zu einem Sprecher, der seine Worte suchen und finden muß – diese Sorge enthält das Hauptanliegen aller seiner Schriften: den Leser zur Mündigkeit herauszurufen.

Die Mehrstimmigkeit des Gesprächs erscheint in der Menge der Namen und Daten; das Register des zweiten Bandes der Soziologie *Die Vollzahl der Zeiten* enthält unter I. *Götter- und Personen-Namen* über 500 Namen mit den Lebensdaten.

II

Der Leser ist aber immer nur der vorläufige Mensch. (Soziologie II, S. 7)

Er steigt ja während des Lesens aus allem aus, was tatkräftiges Handeln fordert; er bildet mit dem Autor zusammen einen Innenraum, der solange währt, wie die Lektüre. In dieser Zeitspanne muß es gelingen, etwas in den Ernstfall des Lebens des Lesers einzuschleusen, was dem Druck der Außenwelt und der Gewohnheiten nicht nur standhält, sondern gegen diese, auf diese zu zur Aussprache drängt. Die Zeit, für die das Schiff in der Schleuse liegt, ist also kostbar.

Da nun beim Bücherlesen Auge und Ohr vornehmlich tätig werden, so drängt sich das räumliche Weltbild im Buchwissen immer vor. (ebd.)

Deshalb geraten Leute, die dauernd Bücher lesen und sich an einem räumlichen Weltbild hinreichend orientieren, aus der Schleuse gar nicht heraus – es ist ja auch unbequem und gefährlich, aufs Meer zu kommen, auf das Meer der geschichtlichen, von Ereignissen geprägten Zeitepoche, und demütigend vielleicht, zur anderen Seite in den künstlich gegrabenen Kanal zu gelangen, der nicht ohne bestellten Lotsen befahren werden darf.

Rosenstock aber läßt dem Leser keine Wahl: Lies das Buch nur unter der Bedingung, daß Du es eines Tages wieder weglegst! Und dabei meint er nicht nur die Bücher, die er schrieb, sondern fordert dazu auf, das Buchlesen immer als vorläufig, als Interim anzuerkennen.

Je bestimmter unsere Zeit wird, desto mehr nähern wir uns der Wirklichkeit. (ebd. S. 8)

Es gibt Bestimmungsübungen für Pflanzen, wenn ein Herbarium angelegt werden soll; es gibt Methoden, das Alter eines archäologischen Fundes zu bestimmen; es gibt das Bestimmungsdreieck bei optischen Messungen – unsere Zeit zu bestimmen, das heißt: ihre Stimmen zu vernehmen, ihr Stimme zu geben, sie stimmhaft werden zu lassen, das ist Eugen Rosenstock-Huessys Tun, das er dem Leser andichten möchte.

Die Möglichkeiten dazu innerhalb der Zeitspanne, für die ihn der Leser in die Vorläufigkeit einläßt, bedenkt und gebraucht der Mann sorgfältig, der sagte:

Meine zu sehr zur Länge gediehene Bibliographie muß aus ihrer Notwendigkeit verstanden werden. Sie entstand nämlich aus der Notwendigkeit, bei Sinnen zu bleiben oder, um es genauer zu sagen, in den Büchermengen wieder zu Sinnen zu kommen; und ich meine damit die Büchermengen, die ich verschlungen habe. (Bibliomica 1959)

Wie sorgfältig, geht aus einem Satz hervor, der auf Seite 565 des zweiten Bandes der Soziologie zu finden ist:

Diese Entdeckung krönt unsere Diskussion der Sprache im ersten Band. Sie ist die wichtigste Umkehrung des landläufigen Aberglaubens über Sprache. Der Lese wird aber begreifen, daß ich sie an diese innerste Stelle des Werkes verlegt habe, damit sie nur der finden kann, dem an diesem Buch etwas gelegen ist, und der also bis an diese Stelle gelesen hat. Denn dann wird er um das Wort auf dieser Pilgerfahrt unseres Geschlechts selber gezittert haben. Und wenn wir zittern, beginnen wir erst die ungeheure Umkehr durch die Sprache zu wittern. Daß wir auf uns selber zukommen dürfen, ist das Ungeheure des Sprechens.

Da wird also auf den Seiten 140-202 im ersten Band der Soziologie die Sprache diskutiert, von dem *Hörweg* bis zu dem *Logos*, und der Leser muß, ohne es zu wissen, fast 700 Seiten weiterlesen, bis er an die Krönung dieser Diskussion gelangt und aufgefordert wird, alles bisher Gelesene im Lichte der neuen Entdeckung zu revidieren! Eine Zumutung! - die begründet wird mit dem Satz, man müsse etwas durchgemacht haben, ehe man das finden könne!

Man bedenke: über 46 Lesestunden, bei mechanischer Leseweise, sind das – über eine so lange Zeit wird zwischen Autor und Leser etwas in der Schwebelage gehalten.

Diesen Schwebestand empfindet aber nur der Leser, der während der ganzen Lektüre die Vorläufigkeit der Beschäftigung wachhält.

III

Für Margarete Susman (geb. 1874 in Hamburg; sie schrieb in dem Gedicht *Zorn Gottes*:

*Ich weiß, auch Hiob rang, Dich zu begreifen,
lang schwiegst Du – bis Du endlich Deine Welt,
die Schöpfung ist, die Deine, Herr, der Welt,
vor ihm enthüllt.*

und in dem Gedicht *Der Augenblick*:

*Wir können nicht beten, nur schrei'n,
Du selber, Herr, hältst uns fest
und lähmst uns die Zunge im Munde.
Wir kennen von Dir nur die Wunde,
die Du, uns verlassend, uns schlugst,
wir kennen von Dir nur die Stunde,
mit der Du uns suchst und versuchst.
Sind wir drum weniger Dein?
Ganz brachest Du in uns ein.
Ganz willst du in dieser Wunde
uns brennende Gegenwart sein.*

(Aus sich wandelnder Zeit, Zürich 1953) –

wurde eine Festschrift veranstaltet, zu der auch Eugen Rosenstock-Huessy einen Beitrag schrieb, der, weil ihm der Redaktionsschluß nicht bekannt war, dann doch nicht hineingelangte.

Dieser Aufsatz, im achten Lebensjahrzehnt geschrieben, soll als Beispiel dafür dienen, wie der Leser als Beteiligter angesprochen wird; ihm die bloße Wiederholbarkeit verwehrt wird; wie in der Zeitspanne, die Autor und Leser beisammen sind, der Dank für die Gespräche davor miterklingt; und wie der Schwebezustand beschaffen ist, der dem Leser seine Vorläufigkeit unerspart läßt.

**„IM NOTFALL“ ODER „DIE ZEITLICHKEIT DES GEISTES“
Für Margarete Susman zum 14.10.1962**

Der einzelne Mensch kann keine geschichtliche Erfahrung machen./ Denn weder „Zeit“ noch „Raum“ stehen ihm zur Verfügung./ Den Tieren ist es nicht gegeben, aus der sie verlegenden, sie umspülenden Ökologie herauszubrechen oder ihrer eigenen Naturzeit fragend gegenüberzutreten./ Diese beiden archimedischen Punkte „gegen über“ erschaffen nur Gemeinschaften Sprechender./ Wir können das, soweit wir uns einander öffnen./ Wenn sich Wächter und Bewachte aufeinander verlassen können, so wächst den Schlafenden die Wachzeit der Wache zu./ Zu des Einzelnen wacher Zeit ist die von der Wache gewachte Stundenzahl hinzuzuzählen, wollen wir herausfinden, über wieviel mehr Zeit nun der Bewachte verfügt./
7

Wenn ein Lehrer seinen Schüler den Untergang des deutschen Reiches lebendig macht, dessen Augenzeuge er gewesen ist, so wächst den Schülern die Erfahrung der Lehrergeneration zu, und genau in dem Maße, daß die Übermittlung in den Hörern lebendig wird, genau in dem Umfang verfügen die Schüler nun über die Zeitspanne vor ihrem eigenen Leben./ Verfügen über Zeit fängt erst da an, wo ich nicht einzig in meine eigene Lebenszeit eingeklemmt und verfügt bin./ Der Überschuß über die mir allein gegebene Zeit bestimmt meine Verfügungsfreiheit./ Das passive Verfügtsein in den Zeitablauf und die Verfügungsfreiheit über Zeit sind mithin so streng zu trennen wie Natur und Gesellschaft./ Die Gesellschaft fängt erst da an, wo Menschen dadurch, daß sie sich die Zeit entbieten, eine gemeinsame Zeit schaffen und einander gegenseitig verfügbar machen./ Sie bricht immer da zusammen, wo irgendeine solche gemeinsame Zeitgegenwart zusammenbricht oder, genauer gesagt, auseinanderbricht./ Der Wanderbursche z.B. verliert leicht seiner Heimat Überlieferung./ Aber wenn er, oder der Student, Volontär, Reisende, Soldat, die so ihm entrissene Zeiteinheit mit Eltern und Vaterstadt richtig wertet, so antwortet er mit der begeisterten Eroberung erweiterter Zeitspannen, großartigerer Geschichtsepochen./ Die Söhne der Liberalen haben das karikiert, wenn das eigene Zeiterbe seit 1864-1870 – *Hoch weht die Flagge Schwarz-Weiß-Rot* – mit dem Mythos der 36 000 Jahre Germanentum überkompensierten./ Aber mag das Gesetz hier in die Karikatur ausgeartet sein, so ist es doch noch ein echtes Gesetz, das hier karikiert worden ist./ Dies Gesetz sagt, daß Verfügung über Zeit ein sozialer gegenseitiger Schöpfungsvorgang ist, der unausgesetzt vollzogen werden muß. / Sonst verlieren wir unsere Verfügungsfreiheit über die Zeit./ **12**

Dies Gesetz muß dahin ergänzt werden, daß es unendlich viele Grade dieser Zeitherrschaft gibt./ Schon das Haustier hat „etwas“ Zeit./ Die meisten Menschen haben nicht viel mehr Zeit als ihre Haustiere./ Kein Mensch hat alle theoretisch denkbare Zeit je zu seiner Verfügung./ Je mehr Generationen zusammenwirken, desto mehr Zeiten werden kartelliert und desto mehr „verfügt“ das lebende Geschlecht über anderer Geschlechter Zeiten./ **5**

Weil Zeiten erst durch gegenseitige Eröffnung verfügbar werden, wird dieser Zeitkredit nicht aus physikalischen Zeitsekunden zusammengestüekelt./ die erlebbare, verfügbare Zeit hat nichts mit der Stoppuhr gemein./ Denn sie besteht aus Zeitbögen: Eine bürgerliche Familie lebt in einem Zeitraum *von Großvater bis Enkeln*./ Also wachsen dem lebenden Geschlecht nach oben und nach unten auf einen Schlag *zweimal fünfundzwanzig Jahre* zu./ Eine echt adlige Familie ob mit oder ohne Adelstitel, hat jenseits der Großeltern noch *ein Jahrhundert* über sich und – Aspirationen auf ein künftiges Jahrhundert mehr./ Der Adel fehlt heute überall da, wo eine Vorsorge über mehr als fünfundzwanzig Jahre unmöglich wird; so kann bezweifelt werden, ob irgendwelcher Adel in „unserer“ Zeit noch wirksam sein kann./ **6**

(7+12+5+6=32)

Nun sind aber die Sekunden und die tote, nie endende schlechte Ewigkeit heute die einzigen Grundbegriffe aller Denkenden./ **Bertrand Russell, Albert Schweitzer, Friedrich Meinecke, Karl Jaspers, Karl Barth** wenden keine andere Grundlage ihrer eigenen Zeitvorstellungen an./ Das tun die Schulprofessoren sogar dann, wenn sie am Rande uns Zeitendenker wie **Bergson** als verrückte Kerle verzeichnen./ Der Arbeitskalender der modernen Produktion, der Fahrpläne, des Radios, der Zeitungen ist eine so überwältigende tägliche Knetmaschine, daß dies abstrakten Zeitmaße für konkrete gehalten werden./ Wird aber einmal eine Abstraktion für konkret gehalten, dann ist die Gipsmaske über dem lebendigen sinnlichen Leben zu hart geworden, als daß die Sinne noch ihre redlichen Berichte erstatteten./ Ich sehe mich daher genötigt, *à corsaire corsaire et demi* zu setzen./ Ich muß den abstrakten, d.h. den bloß gedachten und unerfahrbaren Charakter einer aus Sekunden endlos aneinandergereihten Ewigkeit dadurch entthronen, daß ich der Sekunde als Zeiatom (es könnte auch von einer hundertmillionstel Sekunde die Rede sein) einen kleinsten realen Zeitbaustein entgegenstelle./ Da die heutige proletarisierende Gesellschaft uns unsere bürgerlichen, adligen, königlichen, priesterlichen, apostolischen, prophetischen Aeren zertrümmert, so wissen die meisten Leser nichts von Epochen, sei es auch nur aus den Zeitbögen der Jahrzehnte, geschweige denn der Jahrhunderte./ Sie wissen nichts von der Vergangenheit und der Zukunft als den zwei uns gleichzeitig bedrängenden Gewalten, aus deren Andrang wir gemeinsam gegenwärtig werden./ **9**

Im Gegenteil: Presse und Historie hämmern ihnen ein, daß Zukunft aus letzten neusten Nachrichten bestehe und Vergangenheit aus objektiven Tatsachen./ Das industrielle Weltalter befreit sich von der Vergangenheit, indem es sie in Sensationsmeldungen verwandelt./ Journalist und Historiker haben unter sich eine geradezu raffinierte Arbeitsteilung geschaffen, dank deren sie uns versichern, daß wir durch Historie der Vergangenheit und durch die Presse der Zukunft frei gegenüberstehen./ Abonniert die Zeitung, lest **Toynbee**, dann wißt ihr./ Die eigene Erfahrung ist doch gerade umgekehrt!/ Jeder erfährt, wie sein Leben zwischen dem Druck vom drohenden Ende des Lebens her und dem Druck des bisherigen Lebens eingezwängt sich gestaltet./ Diese eigene Erfahrung aber wird dem heutigen Schulkind und Zeitungsleser vernebelt./ Denn die Industrie stülpt eine mystische, d.h. eine bloß addierte Zeit über uns alle./ **8**

So muß ich den einzigen Bereich zu Hilfe rufen, den der fabrikgehetzte Zeitmensch heute außerhalb des „Büros“ oder des Betriebs noch kennenlernt./ Dieser Bereich ist die Schule, sind die Schulen aller Art, vom Kindergarten bis zur Universität und über diese hinaus./ **2**

In diesem Bereich ließe sich wohl erhärten, daß die *neun Jahre höhere Schule* oder die *vier Jahre auf der Universität* eine Zeiteinheit darstellen, in der wir von der bisherigen eingeschränkten Vergangenheit frei und auf unser eigentliches Leben ausgerichtet werden sollen./ Schon daraus würde folgen, daß, wenn ein Student am 2. Mai 1957 die Universität Münster bezieht, er in einen Zeitraum von vier Jahren eintritt./ Weil dieser ganze Zeitraum bereits am 2. Mai voll verfügbar erscheint, deshalb hat der 2. Mai 1957 nicht nur die sinnliche, empirische Erfahrbarkeit eines einzelnen Frühlingstages an sich./ Nein, er macht Epoche./ Er stiftet eine Zeitspanne, und dieser Akt des Stiftens verlegt den Sinn des sinnlichen 2. Mai heraus aus ihm selbst in den Zeitbogen *Vier Jahre*./ Die Zukunft wirkt also auf den ersten Tag von vornherein; denn er ist ja nur der erste Tag, weil der letzte Tag des Studiums bereits mit gegenwärtig ist!/ „Vier Jahre“ werden also als Eine Qualität erlebt, und das Additionsexempel, es bestehe diese Periode aus $3 \times 365 + 1 \times 366 = 1461$ Tagen ist von keinerlei Interesse für das sinnvolle Studium während dieser einheitlichen Zeit./ Das zeigt sich darin, daß, wer fünf oder drei Jahre studiert, alle die erzieherischen, bildnerischen, seelischen Nöte genauso bewältigen muß wie jener Vier-Jahre-Studiosus!/ Die Gesamtfigur „Studienzeit“ kann mithin mehr oder weniger Naturzeit füllen, ohne ihre Gestalt deshalb einzubüßen./ **9**

(9+8+2+9=28)

Die Schulzeit ist eine./ **1**

Ich will es mir aber noch schwerer machen, damit auch der Mißtrauische die Kluft zwischen konkret und abstrakt selber aufzureißen lernt./ Ich will die einzelne Kolleg- oder Schul- oder Seminarstunde der Physikzeit gegenüberstellen./ Die 45 oder 55 Minuten einer solchen Unterrichtsstunde kommen ja dem physikalischen Zeitablauf verführerisch nahe, viel näher jedenfalls als die „Studienzeit“./ Wenn trotz dieser äußerlichen Annäherung die Schulstunde der Gegenfüßler der Stoppuhrzeit ist, dann wird die Gipsmaske, unter der die Mehrzahl der Menschen um ihre Lebenszeit kommt, sich doch vielleicht lüften lassen./ **4**

Die physikalische Zeit besteht aus unerbittlich ablaufenden, voneinander unabhängigen Sekunden./ Die Schulstunde ist nur Schulstunde, wenn, solange sie währt, die Zeiteile so fest ineinander verfugt sind, daß „vorher“ und „nachher“ vertauschbar bleiben./ Das klingt fremdartig./ Aber versucht nur selber, zu lehren, ohne zurückzunehmen, ohne am Ende der Stunde auf den Anfang zurückzukommen, ohne ein zuerst ernsthaft vorgetragenes Argument hinterher als Scheinargument zu entlarven./ Ohne das alles geht es nicht./ Lehren ist auf die göttliche Freiheit gegründet, daß ich vor dem Läuten noch sagen kann: Dies alles war nur ein Märchen. Oder: Dies war erst die eine Seite der Sache. Oder: Ich habe als Statistik, die in der ersten Viertelstunde erwähnt wurde, leider die falsche vorgelesen und berichtige mich./ Wo über Zeit verfügt wird, werden Vorher und Hinterher frei vertauschbar./ In politischem Hochdruckgebiet wäre Lehren unmöglich, könnte der Lehrer sich nicht noch 11.59 auf das 11.06 Gesagte berichtigend zurückziehen und ein bösertiges oder stumpfsinniges Getratsche seiner Schüler so hintanhaltend./ **8**

Ein Vergleich zeigt das: wenn der Lehrende fünf Minuten, bevor der erste Student hinausgeht, sich berichtigt, so wird er nicht verhaftet werden; berichtigt er sich aber nach der Pause, am Anfang der nächsten Stunde, und ist er inzwischen denunziert worden, so wird seine Berichtigung kaum Glauben finden./ Sie hat ihren freiwilligen Charakter verloren, weil jene Zeitspanne „Gegenwart“ sich aufgelöst hatte, innerhalb derer wir über eine einheitliche, weil mit-geteilte Zeit verfügen./ **2**

(1+4+8+2=15)

Das abgelaufene Weltalter hat sich über den freien Willen zerstritten./ Wir begreifen kaum noch, wie so etwas möglich war./ Gottes Wille ist frei, sonst wäre er nicht Gott und Wahrheitsforschung wäre uns unmöglich./ Jeder streitbare Atheist glaubt ja an die freimachende Kraft der Wahrheit./ Mein Wille umgekehrt ist nicht frei, wenn ich nur Natur bin./ Mein Wille könnte allerdings befreit werden, falls es Mittel und Wege gibt, meines Willens mich zu entledigen und Gottes freien Willens teilhaftig zu werden./ Diese beiden Binsenwahrheiten: 1. An und für sich ist kein einzelner Mensch frei; 2. Jeder der spricht, nimmt an einer freien Wahrheit teil, werden heute völlig übersehen./ **7**

Die abstrakten Begriffe Willensfreiheit und Willensknechtschaft sind in den letzten Jahrhunderten zerredet worden./ Sie sind abstrakte Begriffe und müssen daher für Theologen und Philosophen aufgespart bleiben, genau wie „Augenblick“ und „Ewigkeit“. / **2**

Innerhalb der menschlichen Gesellschaft gibt es keine abstrakten Begriffe./ Hingegen gibt es die konkreten Gelegenheiten, bei denen sich eine ganze Skala von Graden unserer Freiwilligkeit vor uns auftut./ Ein amerikanischer Student hat mir in ein und derselben Vorlesungsstunde am Anfang der Stunde zugerufen: *Jesus, after all, has committed suicide by having himself crucified.*/ Ich zeigte ihm das Unsinnige dieser Behauptung./ Aber am Ende derselben Stunde brach die tiefeingewurzelte Nazi-Hörigkeit wieder bei ihm hervor mit dem korrespondierenden Satz: *After all, Hitler has sacrificed himself for Germany.*/

Diese beiden Sätze: *Jesus hat Selbstmord begangen, Hitler hat sich geopfert*, sind die lapidare Teufelsideologie unserer Zeit./ Ein Mund, der diese beiden Sätze gläubig spricht, ist aus allen kirchlichen oder humanistischen Lehren ausgebrochen./ Er spricht die Sprache des teuflischen Weltalters, das sich dadurch auszeichnet, daß jeder Mund alle Worte, die er spricht, aus eigener Machtvollkommenheit in ihr Gegenteil verkehren kann./ In unserem Beispiel haben die beiden Grenzfälle der Freiheit: Opfer und Selbstmord, ihre Plätze vertauscht./ Aus der Tatsache, daß Hitler Deutschland seiner Besessenheit geopfert, sich selber aber in der Wut, im Haß, in der Verzweiflung am Ende seiner Sackgasse entleibt hat, wird also die Umkehrung./ Nicht habe Hitler Deutschland seinem Willen geopfert: Obwohl doch jahrelang in jeder Todesanzeige stand: *Er fiel für den Führer*, heißt es nun: *Hitler fiel für Dich!* Aber dann wäre Hitlers Tod allen anderen Opfern vorangegangen, und er hätte sie überflüssig gemacht./ Tut nichts, *Hitler hat sich geopfert.*/

Unser Herr ging ans Kreuz, damit nicht ewiger Mord die Völker verzehren müsse./ Tut nichts; weil er die Gefahr des Kreuzes lief, so hat er Selbstmord begangen./ Angesichts solcher Abscheulichkeiten hilft es uns nichts, über die Freiwilligkeit zu schweigen./ Die freie Tat Jesu im ersten Augenblick und der erzwungene Tod Hitlers im letzten Augenblick belehren uns über die Wertlosigkeit jeder außerzeitlichen Diskussion solcher Ereignisse./ Wir also fragen: Wieviel Zeit hatte Jesus zur Verfügung und was hat er mit dieser seiner Lebenszeit angefangen?/ Wieviel Zeit hatte Hitler zur Verfügung und wie hat er sie geendet?/ Sprechen wir zuerst von dem kleinen Versuch des Antichristen, von Hitler./ Er hat in zwölf Jahren ein Tausendjähriges, ein von ihm auf tausend Jahre angesagtes Reich verspielt./ Er hat die in eintausend Jahren erworbene Rechtsüberlieferung der in Staat und Kirche zwieschlächtig verfaßten Welt verhöhnt./ Am Ende, als er alles verhöhnt und verspielt hatte, hat er sich mit einem Wutausbruch gegen die ihm Aufgesessenen entleibt./ Sein Tod kam hinter dem Tausendjährigen Reich her und war erzwungen./ Die Gleichung lautet: 1933-1945=1000 Jahre./ **25**

Bei Jesu Geburt läßt Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium das *O Haupt voll Blut und Wunden* ertönen./ Dank Jesu Tod kann der Geist in seine Jünger einziehen, und so, dank dieser freiwilligen Vorwegnahme des eigenen Ausscheidens, vermochte die apostolische Kirche mit vierzigjähriger Verfrühung an die Stelle des alten Israel zu treten./ Denn als im Jahre siebzig der Tempel in Jerusalem zerstört wurde, stand die Kirche der **Petrus, Paulus, Johannes, Markus, Thomas, Matthäus** bereits aufrecht./ Das also war die Frucht der Freiwilligkeit ihres Hauptes./ Er gewann unendliche Zeit./ **5**

(7+2+25+5=39)

((32+28+15+39=114))

Die Jünger aber wurden zu Aposteln nur dadurch, daß sie Jesu Leben bereits so früh von rückwärts lesen und vom Sinne seines Todes her enträtseln konnten./ Was ihnen zu seinen Lebzeiten unverständlich war, sprach sein Tod aus./ Dank des Todes stand er in ihnen auf./ Er bot sich ihnen also freiwillig schon im vierzigsten Jahre vor seinem rein „natürlichen“ Tode – etwa mit siebzig Jahren – und von da an bis zur Zerstörung des alten Israel durch vierzig Jahre hindurch als Quelle ihres Geistes dar./ Er war das Wort, das sie lasen./ Und die vier Evangelien waren die Versionen ihrer Lesung./ Was seitdem bis etwa 1914 Kirche wurde, beruht auf dieser damals gewonnenen Zeit von vierzig Jahren./ Von der Kreuzigung angefangen, hat die Kirche einen Vorsprung von vierzig Jahren vor der Welt gehabt./ Nur wo dieser Vorsprung durch die Vorwegnahme des Todes Jesu wirkt, gibt es Kirche./ Oft ist dieser Vorsprung verlorengegangen./ Dann ist die Welt zerfallen./ Und der Vorsprung hat neu ersprungen werden müssen./ So ist der freiwillige Opfertod der Preis, den Jesus uns für unseren Vorsprung gezahlt hat./ **13**

Mithin ist es antichristlich, andere für seine Zwecke zu opfern, christlich, sich für andere zu opfern./ Mithin ist unser Tod, der ja notwendig einmal vorfällt, dadurch unterschieden, daß wir, sei es zu früh, sei es zu spät, sei es rechtzeitig, sterben. Mit allen anderen Akten des Lebens ist es erst recht so./ Wir müssen atmen, essen, schlafen, uns aussprechen, heiraten, lieben, kämpfen, lernen, lehren usw./ Aber wann wir diese Akte vollziehen, das ist unser freiwilliger Beitrag zu unserem Leben./ Was zu früh oder zu spät geschieht, ist im biblischen Sinne Sünde./ Zur rechten Zeit aber geschieht das Rettende, Heilende./ **5**

Grade der Freiwilligkeit lassen sich also dadurch festlegen, daß wir fragen: wann tust Du das, was notwendig ist?/ Du kannst es um so viel zu früh tun, daß das, was Du tust, ins Leere fällt./ Es achtet noch niemand darauf./ Es hat keine Folgen./ Du kannst es um so viel zu spät tun, daß schon längst niemand mehr darum sich kümmert./ Aus Boston sandten 1933 die Anhänger der britischen Königsfamilie der Stuarts ein Telegramm an den Kronprinzen Rupprecht von Bayern, weil er Stuartblut hatte: *Eines Tages wirst du doch noch König von England!*/ Das ist ein Scherz des Zuspät./ Aber zwischen den beiden Mauern der wirksamen Zeit bildet sich die Marschlinie derer, die das Leben erneuern./ Die Sturmvögel, die Propheten, die es verheißen, die Erstlinge, die es daraufhin wagen, die Stifter und Heroen, die zum ersten Male einen bleibenden Grund legen, die Adepten, Jünger und Nachfolger bis hin zu den letzten, die es bereits für selbstverständlich halten und denen es eben deshalb wieder verlorenght./ **9**

Jede einzige Eigenschaft, die in uns Gestalt gewonnen hat, wird von dem Mob für „natürlich“ ausgegeben./ Keine einzige aber ist natürlich./ Sogar daß wir uns nicht tätowieren, ist ganz natürlich./ Die reine Haut des modernen Menschen ist eines Tages proklamiert worden (nachgewiesen in Die Vollzahl der Zeiten, Soziologie II 1958). Alle unsere Eigenschaften sind eines Tages zum ersten Male ausgesprochen worden./ Darum sind sie nun unsere ausgesprochenen Eigenschaften./ **6**

(13+5+9+6=33)

Aber daraus folgt, daß der Ausdruck „eines Tages“ werden sie proklamiert, zwar einen „Tag“ nennt, aber lange Zeitalleen meint./ Gewiß ist: Jede Eigenschaft ist eines Tages ausgesprochen worden./ Aber jeder dieser Tage war Jahrhunderte oder Jahrzehnte lang!/ Hier also erscheint das Wort „Tag“ in seinem Vollgehalt als die Zeiteinheit, auf die das Licht eines und desselben Geschehens fällt./ von Verheißung über Stiftung, Jüngerschaft, Erfüllung läuft ein Tag, genau wie Präjekt, Subjekt, Trajekt, Objekt die unerläßlichen grammatischen Abwandlungen eines und desselben Aktes sind./ **5**

Die Kirche hat ihren Tag, das Automobil und die Eisenbahn und die Reformation haben ihren Tag, weil sie eines Tages erschienen sind./ Es wäre Wahnsinn, diesen Tag mit der Elle der Physik zu messen./ Es wäre aber töricht, ihn für ungemessen zu halten./ Er ist genau bemessen./ **4**

Die Soziologie braucht also den Tag als einen eindeutigen Ausdruck für die Ereigniszeiteinheit./ Die Zeitspanne, die es dauert, daß eine Eigenschaft proklamiert, verheißen, gestiftet, anerkannt und durchgesetzt wird, ist ein Tag in der Geschichte./ Eigenschaften ereignen sich.(Also ist jeder Geschichtstag bemessen durch die Durchsetzung des Ereignisses, auf welches das Licht sich richtet./ **4**

Das Wort „Tag“ gehört mithin zu den „Ereignissen“ als ihr Zeitmaß./ Damit erklärt sich das den Philosophen und Theologen verschlossene Rätsel der Epochen./ Alle Unterteilungen der Zeit, Jahrhundert, Periode, Jahrtausend, Generation, unterhalb so groß und oberhalb so klein, werden von ihnen für willkürliche erklärt./ Das ist von ihrem Naturprinzip der Sprachlosigkeit aus unvermeidlich./ **4**

(5+4+4+4=17)

Da könnte sich niemand aus blindem Verhängnis, Zufall und Schicksal herauslösen und könnte keine Wahrheit je eines Sterblichen Pfad erhellen./ Und die naturalistische Geschichte endet in Rassen-, Klassen- und Massenhaß./ Denn jeder ist ja da nur, der er gewesen ist./ Ursache regiert die Welt./ Der natürliche Mensch aber wird nur aus seinen Ursachen heraus weiterentwickelt./ Bestenfalls explodiert er sinnlos in einer „Mutation“, diesem hölzernen Eisen der Biologen./ Denn in der Mutation passiert angeblich etwas, was nicht passieren kann aus Ursachen, was aber auf der anderen Seite beileibe keinen Sinn haben darf, weil ja kein Licht vom Ende der Welt her auf die „Mutation“ fallen darf./ diese betrogenen Betrüger, diese schizophrenen Naturforscher folgen zwar selber für die eigene Karriere oder den eigenen Ruhm eifersüchtig ihrer eigenen Bestimmung; denn sie dienen ja ehrgeizig der künftigen Wahrheit./ Aber ihre Objekte, so sagen sie, haben keine Bestimmung, keine Zukunft und keinen Teil an der Wahrheit./ **9**

Aber die Gesellschaft selber, in der wir uns diese seltsamen Spürhunde der Wahrheit, die Naturforscher, zu leisten vermögen, ist eine hervorgerufene Gesellschaft./ Sie ist bestimmbar, umstimmbare, verstimmbare./ Sie hält angeschlagene Klänge fest, bis sie ausklingen und abklingen dank ihrer Erfüllung./ Sprechen heißt einen Ton anschlagen, bis ihm gehorcht worden ist./ **Geheiß, Gesang, Geschichte, Gesetz** (so zeigte es ja die Soziologie I) sind die Klangerfüllungsstufen eines jeden einzelnen Rufes./ Den Logos erweist die Grammatik als den Vorgang, dank dessen ein und derselbe Satz abgewandelt werden muß von seinem ersten ausdrücklichen Ausruf bis zu seinem ausdrücklichen Widerruf./ *Bring das Holz, ich gehe in den Wald, um Holz zu bringen, wir haben das Holz gebracht, dies sind zwei Klawer Holz*, enthüllen sich als die Konjugation verschiedener Zeiten und Räume, dank deren eine Tat möglich wird./ Hier müssen wir auf das so gebildete Zeitband achten./ Der „Tag“ einer jeden Tat hat Morgen, Mittag, Abend, Mitternacht./ Denn Imperativ, Subjekt, Präteritum, Indikativ sind die Zeitstufen, auf denen sich ein Satz oder Ruf verwirklicht./ **10**

Die großartige Leistung meines im Kaukasus 1948 verstorbenen Freundes Prof. Dr. med. **Richard Koch** aus Frankfurt am Main hat darin bestanden, für diese sprachliche Zeitenbändigung durch Hervorruf die leibliche Grundlage entdeckt zu haben./ In seinen Briefen aus den letzten zwei Lebensjahren drückt er sich ungefähr folgendermaßen aus: Die Vierhügelplatte und das Hirn haben zwei komplementäre, aber entgegengesetzte Funktionen./ Die unseren Lebenslauf bestimmenden Eindrücke werden in dem archaischen Organ der Quadrigemina angetönt und unbewußt festgehalten./ Das Gehirn aber verarbeitet diese Anklänge in fieberhafter und mannigfacher Weise, bis es dem Uroorgan rapportieren darf: Aufträge erfüllt./ Also, in der Quadrigemina wird der große oder tiefe, weitausholende, das Exemplar der Gattung haltende Ton eines Gebots angeschlagen./ Das Gehirn, also das Individuum in uns, geht alsdann all die Wege und Umwege, die der Empfänger des Gebots in den Kosmos hinein gehen muß, damit die Spannung wieder abklingen darf./ So bindet jeder Ruf, und ehe er nicht ausschwingt, wird kein Hörer wieder aus ihm herausgelöst und frei./ Den dem Ruf nicht Gehorchenden und ihn Überhörenden überfällt Angst./ Er ist wie gelähmt, denn er entzieht sich dem Wirken des Rufs./ Bei ihm gebricht es an der Entsprechung zwischen Quadrigeminavernunft und Großhirnantwort./ Er entzieht sich also der Wirklichkeit./ Darum muß dieser arme Teufel abstrahieren./ Denn sein Gehirn bleibt nicht untätig; auch wenn er nämlich den an ihn ergangenen Ruf leugnet, wird sein Gehirn doch in fieberhafte Tätigkeit versetzt./ Nur wird dieser angstvollen Tätigkeit nicht zugestanden, als Antwort auf eine an den ganzen Kerl ergangenen Ruf zu dienen./ Das Gehirn trennt sich von dem Geschöpf, in dem es seine Zeit hat./ Zu abstrahieren ist der Versuch, zeitlos zu denken./ Dem gemeinen Schicksal, daß wir und alle unsere Werke dem Tode verfallen, daß wir zeitweilig wirken, entzieht sich der bloße Denker./ Er behauptet, daß er bloß **abstrahiert**./ Aber er verkörpert das Sichentziehen./ Er will sich nämlich nicht bestimmen lassen!/ Wer abstrahiert, hört auf, ein **Kontra**hent zu sein./ Statt von seiner Bestimmung **intra**hiert zu werden, entreißt er sich ihr und macht, soviel an ihm liegt, den ergangenen Anruf ungeschehen./ Er klettert wie ein Eichhörnchen./ Seine Abstraktionen sind die Sprünge eines Eichhörnchens, den Baum hinauf von Zweig zu Zweig, höher und höher./ Abstrahieren heißt sich entziehen./ Nun steht außer Zweifel, daß zuzeiten wir uns entziehen sollen./ Wenn ein geschichtlicher Auftrag zu Ende geht, so beginnen mehr und mehr Leute über ihn zu rasonnieren./ Wer rasonniert, abstrahiert./ Wer abstrahiert, befreit sich./ *Dies sind zwei Klafter Holz* ist eine Abstraktion von dem Auftrag, Holz zu holen./ Diese bestimmte Geschichte ist eben mit Hilfe der Verallgemeinerung erledigt./ Der Auftrag *Zwei Klafter* ist abgeworfen./ Das Subjekt **extra**hiert sich aus den Fesseln des ihm auferlegten Arbeitsauftrages, sobald er in Zahl und Maß sein greifbares Ergebnis abliefern./ **33**

Jeder Ruf, so können wir zusammenfassen, spannt eine Zeitbahn; im Anruf **attrahiert** er wie ein Magnet die Eisenspäne, die Gruppe, die auf ihn anspricht./ Die Lebenslänge dieser attrahierten Gruppe erstreckt sich vom Gebot, dem Vorgang der **Attraktion**, zum Gesang der **Kontrahenten**, der Kontrahierten, zur Geschichte, zur **Relation**, wie sich die Betroffenen aus ihrem Auftragsdruck extrahiert haben; dann erst, auf diese erfolgreiche **Extraktion** hin, darf die **Abstraktion** folgen./ In der Abstraktion gewinnen wir unsere Freiheit zum Weiterleben zurück./ So wie in jeder Messe sich am ende wieder der Anfang vernehmbar macht: Das letzte Wort der Messe lautet: *In principio erat verbum./ Im Anfang war das Wort.*/ Damit ist für die nächste Messe in den Herzen der Gläubigen und in ihren Ohren und Kehlen freie Bahn geschaffen./ Daher wird solche freiwillige Begrenzung jedes einzelnen Gebotes von seinem ersten Ergehen bis zu seiner letzten Erfüllung die sozial notwendige Leistung./ Die Abstraktion aber ist nur in diesem Zusammenhang sinnvoll./ **8**

(9+10+33+8=60)

Denn nur als Stunde, d.h. als Zeitphase, hat die Abstraktion Sinn./ Das kann man schön dadurch einsehen, daß man einmal *das dramatische, das lyrische, das epische Stadium einer Tat* auch so zu entzeitlichen versucht, wie die Abstraktion sich verschweigt, wann sie zu erfolgen hat./ Entwurzeln wir doch einmal Gebot (*Attraktion*), Gesang (*Kontraktion*), Geschichte (*Pertraktion*) aus ihrer besonderen Stunde./ Das Gebot, als Attraktionsstadium an und für sich, also ohne die Kraft, über sich hinauszuwachsen, ruft das Kollektiv hervor, den Bienen- oder Termitenstaat./ Denn schon der Zusammenschluß selber wird das Allheilmittel./ Verherrlicht ihr aber das Stadium der Kontraktion an und für sich, so müßt ihr Ästheten werden, Psychologen, subjektive Gefühlsathleten./ **Herr Rilke** oder das **Horst-Wessel**-Lied – gleichviel, man fühlt sich zusammen, um jeden Preis./ Die Pertraktion der durchhaltenden Emsigen, Fleißigen, Epischen macht den Amtsfanatiker; wer die *Traktanden* unermüdlich bearbeitet, das sind die Funktionäre, die Spezialisten, die Fanatiker des Reglements./ Die Abstraktion, die neutrale letzte Phase der Verallgemeinerung aber gesellt zu diesen drei festgelegten Sklaven ihrer Phase: dem revolutionären, dem ästhetischen, dem funktionierenden, den philosophierenden Mob./ Sie sind ein Mob, weil sie ihrer Stunde verfallen bleiben./ Sie haben die Orientierung verloren./ Die Stunde gerinnt ihnen, und sie glauben sich an sie berufsmäßig ausgeliefert; sie wissen ihr nicht zu entrinnen./ **12**

Deshalb schütteln sie alle den Kopf, wenn die heiligen Maße der Zeiten bekannt werden./ Niemanden können die Zeiten als Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht eines hervorgerufenen Tages ergreifen, der einer der vier Stunden dieses Tages nicht mehr entrinnen will./ Die Revolutionäre, die Ästheten, die Funktionäre, die Intellektuellen sind der Zeit nicht gewachsen, weil sie einer einzelnen Stunde verfallen sind./ Ein Kind und ein Erwachsener unterscheiden sich eben dadurch, daß Kinder nur um die einzelne Stunde zu wissen brauchen, der Erwachsene aber um den Rhythmus des ganzen Tages./ Revolutionäre, Ästheten, Funktionäre, Intellektuelle sind die schrecklichen Produkte der geborstenen Zeit./ Sie sind die eingekerkerten Kinder des Jahrhunderts der Naturzeit, wo die Zeit für reiner Ablauf galt./ Während sie doch sozial hervorgerufene Zeit ist, verheißend, bindend, erfüllend und lösend aus dem Munde aller Beteiligten./ Weil jeder zu einem anderen Zeitpunkte zur Teilnahme aufgerufen wird, hat jeder etwas anderes zu dem Ereignis zu sagen./ Aber wenn er uns von Herzensgrund redlich seine Wahrheit ausspricht und bewährt, wenn er unabsichtlich und einfältig das sagt, was „an ihm“ ist, dann liest sich das Stimmengewirr aus diesen absichtslosen Sätzen wie eine großartige Symphoniepartitur./ **9**

So lesen sich die Evangelien: Die vier Evangelien sind vier Phasen der Verwirklichung!/ Das hat die gesamte „Bibelkritik“ mißverstanden./ **2**

Dies also ist das Geheimnis./ Wir sprechen uns um so tiefer in ein uns umrauschendes Glaubensmeer hinein, je absichtsloser und leidenschaftlicher wir nur das Wort dieses Augenblicks gehorsam auszusprechen oder zu hören wagen./ Dann und nur dann wird es sich reimen. / **3**

(12+9+2+3=26)

((33+17+60+26=136))

((114+136=250)))

Das Verhältnis zwischen dem von mir verkörperten gesamten Menschengeschlecht und dem bischen „mir selber“ verkörpert sich vielleicht in der Spannung zwischen der einmal erregten Vierhügelfalte und den Umwegen und Auswegen der Großhirnrinde./ **1**

Indem sich ein Gehorchender auf das ihn durchziehende Zeitband einläßt, das in der Zeitspanne der Gattung zittert, wird ihm auch schon der bestimmte Aggregatzustand angewiesen, als Geheißener, als Sänger, als Amtswalter, als Analytiker, der nun gerade für dies bestimmte Ereignis, wie der Berliner sagt, „am dransten ist“./ Zu dem Ablauf, in dem ein Wort Fleisch wird, fällt dir dein Stichwort um so beseligender zu, je unabsichtlicher du zu hören weißt./ **2.**

Der Einschnitt der Epoche ist also die Bedingung einer verständlichen Geschichte, und die Geschichtsschreiber von Gnaden haben die Bedingung respektiert, von der Genesis, der Ilias und der Odyssee bis zu **Lamprecht** und **Spengler**./ Eines Tages wurde die Geschichtsschreibung dieser Bedingung ungehorsam./ Selbst an diesem Tage der Fachgeschichte als Wissenschaft finden wir noch die Titel Mittelalterliche, Neuere, Antike, Moderne, ja Zeitgeschichte./ Sogar diese säkularisierten oder weltlichen Historiker also werden von einem Zeitschema dogmatisch beherrscht./ Sie leugnen zwar die Perioden und Epochen in ihrem bewußten Forschen; aber sie beugen sich ihnen in ihrer materiellen Existenz als mittelalterliche usw. Historiker./ Ihr „Tag“, ihre Epoche wurde von kühnen Kriegsfreiwilligen des Geistes, von **Gibbon, St. John Condorcet, Luden, Michelet, Ranke** erschaffen./ Das Auftreten epochenloser Historiker ist aber selbst ein Tag in der Historie./ sie haben mit ihren Fächern Epoche gemacht./ sie beweisen also selber unsere These, daß sie eines Tages uns widerfahren sind, und daß sich dieser Tag auf nicht ganz anderthalb Jahrhunderte bemißt. (*Näheres dazu in: Out of Revolution, Autobiography of Western Man 1938. Zuerst habe ich in einem Festvortrag vor den amerikanischen Historikern 1934 diese unsere Epoche der epochenlosen Historiker niedriger gehängt. Kein deutscher Historiker hat von diesem aus den Quellen gearbeiteten Buche Notiz genommen.*)/ **9**

Bis vor kurzem war die christliche Zeitrechnung selber ein solcher „Tag“./ Das Alte Testament verhieß das Neue./ Das Neue Testament erfüllte das Alte./ Und so wurde ein Tag./ **4**

(1+2+9+4=16)

Die Soziologie kann nicht mehr damit rechnen, daß die Fachjuristen, Fachhistoriker, Fachökonomien, Fachphilologen auf die Wahrheit der geschichtlichen Stunden unmittelbar hören und aus ihr heraus begeistert werden./ Die Objektivität der Naturforscher hat sich zwischen den Gott der Wahrheit und die Wissenschaften der Fächer geschoben./ Die Forscher werden verführt, das Geheiß zu leugnen, das primär an uns aus Gottes Gerichten ergeht, längst bevor wir Professoren oder Habilitanden oder auch nur Studenten sind, müssen wir Gott mehr gehorchen als den Menscheneichhörnchen, die abstrahierend auf ihre Bäume höher und höher, von Wissenszweig zu Wissenszweig klettern./ Mit Hilfe der Abstraktion entzieht sich der Träger des Geistes einer ihm auf den Leib rückenden neuen Inkarnation./ Der Intellekt erschrickt vor dem Gedanken, daß sein bisheriges Vokabular und seine Erfahrungen nicht zureichen könnten./ Die Abstrahierenden kommen über diesen uns allen eingeborenen Schrecken nicht hinweg./ Sie leugnen den Notfall, sie leugnen die höhere Gewalt eines unerhörten Menschen oder eines unerhörten Ereignisses./ Neue Namen werden nur im drängenden Notfall eingelassen./ Die Sprachdecke sträubt sich in jedem gewöhnlichen Fall, sich über einen weiteren Namen auszudehnen./ So wie die ersten Autos Kutschböcke von den Pferdewagen her mitschleppten, so sträubt sich Geschichte./ Es bedarf eines Durchbrechens der Decke, so, wie wenn in das Firmament plötzlich ein

neuer Stern eindringen will./ Nicht von selber wird diesem Neuen Stern Raum gegeben./ Professor Gerhard Ritter verwendet auch 1963 für die deutsche Geschichte nur Begriffe von 1878./ **13**

Darum bedarf das Herangeschliffenwerden eines Menschen zur vollen Scheitelhöhe eines eigenen unerhörten Namens einer schmerzhaften Wandlung der Umwelt, d.h. des Prozesses, den wir *Inkarnation* nennen./ Und er untersteht den Gesetzen des tödlichen Ernstes und der Notwendigkeit./ Hier sehen wir also nicht das spielerisch scheinende Hantieren mit bloßen Worten am Werk./ Sondern der Notfall erhebt unser Sprechen in die Höhe der geläuterten Ernennung, wo wir für einen Namen uns in Stücke hauen lassen./ Denn wir ziehen seine Geltung unserem Leib und Leben vor, wir lassen uns für ihn kreuzigen./ Aber die Kreuzigung hat jedes Menschen Epoche neu bestimmt!/ **6**

Die niedrige Grammatik sah sich die Sprache als Wortschatz an./ Und so ist es begreiflich, daß sie beim Nominativ anhub als dem ersten Fall und den Vokativ als fünften Fall ausgab oder ansah./ **2**

Wir hingegen sehen die Geisteskraft sich über keimendes Leben ergießen und aus verfallendem Leben herausreißen./ Vom Ganzen ergehen Anrufe, namentliche Anrufe an die ins Leben gerufenen Geschöpfe./ Sie ergehen aber nur im Notfall./ **Darwin** hat ganz recht, die Geschichte der Neuschöpfungen in Kämpfen ums Dasein zu periodisieren./ Jedes neue Geschöpf ist der Not entsprossen./ Jede neue Spezies ringt gerade deshalb um einen besonderen Namen für sich ab./ Darwins Kampf ums Dasein vollendet sich eben in der Zwangsvorstellung, die ein Ereignis in uns aufregt, so daß wir nicht ruhen, bis es einen Namen empfangen hat./ Die Aufregung über eine Not legt sich, sobald das Kind dieser Not seinen eigenen Namen empfängt./ Denn damit ist die Not anerkannt./ Und erst im Akt der Anerkennung vollendet sich jegliches Ereignis./ die namentliche Anerkennung ist der letzte Eindruck, den ein Ereignis hervorbringen muß, um sich als echtes Ereignis zu legitimieren./ **9**

(13+6+2+9=30)

Wenn nun die Namen aus dem Ganzen heruntersinken auf die uns umringende Welt, so ist es unverständlich, die Grammatik aus dem einzelnen Ding in seinem Nominativ abzuleiten./ Die Beugung jedes einzelnen Wortgeschöpfes muß an den Sprachstrom des Ganzen angeschlossen bleiben./ „Notfall“ ist also die Ereignisstufe der Wort- und Namenbildung, vom Ganzen zum Einzelnen hin:

Notfall

das erstmalige Ergriffenwerden von einem unerhörten Träger eines Namens

Vokativ

Vorfall, die erstmalige anrufung dieses neuen Trägers

Akkusativ

Nachhall, die erstmalige Selbsterkenntnis im Lichte dieses neuen Trägers

Dativ

Zugebracht und zugedacht wird die bisherige Welt dem neuen Wesen

Genitiv

Abhängig wird von der neuen Abstammung alles Sonstige. „Ich werde meines Vaters Sohn.“ Statt: „Heute habe ich Dich gezeugt“, auch: „Heute hast du mich gezeugt! Und ich heiße nunmehr Gottes (*Genitiv!*) Kind.“

Nominativ

Der neue Name tritt seinen Herrschaftsbereich an./

Soundso viel Zeitworte werden diesem Nominativ, diesem Regenten von Verben zugewiesen./ Vom Notfall zum Genitiv wird jeder solche Regent erst einmal zustande gebracht: Der Nominativ ist geschichtlich der letzte Fall, in den ein Träger einrückt./ Wer diesen Weg nicht gehen kann, dem versagt sich die Erfahrung, also allen bloß Verständigen./**6**

Notfall, Vorfall, Akkusativ, Dativ, Genitiv, Regierungsfall bilden die aus dem einen Geistesbraus sich herauslösende Sonderfährte eines Elohim, eines Bereichs./ Seit **Pasteur** macht der Tollwutbazillus krank, so wird der Bazillus oder die Bakterie um 1880 der neue Gott./ Er wurde seit Pasteur benannt, beschworen, die Bakterienverehrer schossen aus der Erde./ Alles Unerklärliche, wie Krebs, wurde dem neuen Wesen unterstellt./**4**

Wir können nun vielleicht einsehen, weshalb ein abgeschnittenes Individuum keine Erfahrung machen kann./ Wer heute die Zeitung liest oder das Radio aufdreht, hört „gleichzeitig“ Neuigkeiten, die aus all den verschiedenen Zeitkapiteln vieler Ereignisabläufe stammen: *Verheißung, Unterziehung, Übersetzung, Entsetzung, Präjektives, Subjektives, Trajektives, Objektives* werden im Ätherraum der Telegramme betäubend durcheinander gemeldet./ Alles wird von dem verbildeten Schulkind, dem Publikum, für ein gefundenes Fressen seines zeitentrückten Verstandes angesehen./ Und indem ihm seine eigenen Spannungen als stiftender Ahn, geliebtes Kind, verheißener Enkel verborgen blieben, mißverstehet er sich als verständigen Beobachter oder überlegenen Intellektuellen./ Also kann er die Eindrücke nicht sortieren; Aschenputtel hätte auch nie die Linsen oder Erbsen sortieren können ohne göttliche Hilfe./ Genauso fehlt dem einzelnen die Scheidekraft für die Geisterstunden./ So wie das Geschlechtswesen Mann ohne Weib, Weib ohne Mann sich immer selbst betrügt, so betrügen sich in uns auch Enkel, Sohn und Vater und ahn unausgesetzt, wenn sie sich trennen./**7**

Aber

*Mann und Weib und Weib und Mann
reichen an die Gottheit an./*

Und unser Aschenputtel von Individuum bedarf der Götterhilfe, um aus dem Labyrinth seiner widerstreitenden Gefühle gegen jedes Ereignis herauszufinden./ Diese Hilfe bleibt uns nicht versagt./ Wir alle sind Aschenbrödel ohne Zeitgewinn./ Gewinnen wir aber Zeit, so stoßen wir wie die Häher in die Höhe, in der mehr als eine Zeit sich zur andern Zeit fügt./5

(6+4+7+5=22)

Wo der Amtswalter oder wo der Revolutionär, jeder für sich, die Geschichte erfahren wollen, da wird nichts erfahren./ **Gerhard Ritter** und **Gustav Landauer** und **Walter Flex** und **Max Weber** haben alle vier den ersten Weltkrieg aus vollstem Herzen erlebt und erlitten./ Aber eine fruchtbare Erfahrung haben sie nicht gemacht./ Frieden ist nicht geschlossen worden./4

Woodrow Wilson hat auf dem Sterbebett 1923 den amerikanischen Studenten den ebenso grauslichen wie überflüssigen zweiten Weltkrieg vorhergesagt./ Der moderne Intellektuelle, dem die Ahn- und Enkelorgane ausoperiert sind wie einem Eunuchen, kann nicht hören./ **Hitler** war ein typischer tauber Intellektueller./ Er hatte nie das entsetzliche *Im Westen nichts Neues* in sich hineingehört./ Also mußten die Völker fühlen./5

Die Taubheit der grammatisch zerborstenen Geister der nationalen *Intellektuaille* oder Canaille hat den ersten wie den zweiten Weltkrieg hervorgerufen durch Schalltaubheit, hingegen werden Friedensschlüsse möglich durch Gehorsam./1

Weder Krieg noch Frieden passieren von selbst./ Denn sie sind gemeinsame Unternehmungen des Menschengeschlecht./ Sie fahren auf dem Wellenband des Ausgesprochenen und Vernommenen einher./ Reißt dies Band ab, so bricht Krieg aus; wird es neu gespleißt, beginnt der Friede./ Kein selbständiger Mensch aber kann es spleißen./ Denn das tragende Zeitband kommt nur dann zustande, sobald die Selbste aufgesprengt, sobald die Individuen aufgeschlossen und sobald die Völker gehorsam werden./6

(4+5+1+6=16) ((16+30+22+16=84)) (((114+136+84=334)))

Denn dann fügen sich *Prophet, Sänger, Gesetzgeber, Erzähler* zu den Stationen einer Epoche, und erst damit wird sie erfüllt./ Aber die **Ludendorffe** und die **Hitlers** fügen sich nicht./ Sie sind Techniker; sie kennen die Dinge und ihren eigenen Willen./ Sie sprengen die heilige Ordnung, in der sich keine einzige Zeit vereinzeln darf; weder Sommer noch Winter, weder Nacht noch Tag, weder Krieg noch Frieden dürfen je sich selbst überlassen bleiben./ Sie müssen aufeinander hören./ Seit der Sintflut wissen das die gläubigen Völker; die ungläubigen aber fallen der Vernichtung durch ihren eigenen Willen anheim./**6**

49 Absätze und 340 Sätze

IV

EXKURS: „STUDIEN ZUM BUCH HIOB“ VON ERNST BLOCH

Ernst Bloch, drei Jahre älter als Rosenstock-Huessy, teilt mit ihm das Schicksal, dem Erlebnis des Weltkriegs treu geblieben zu sein und den Aufbruch im Wort gesucht zu haben. Er ist bekannter geworden und als eine Baß-Stimme dieses Jahrhunderts anerkannt, von beiden, Freund und Feind. Sein Beitrag zur Festschrift für Margarete Susmann, die unter dem Titel *Auf gespaltenem Pfad* 1964 in Darmstadt erschien, sind die *Studien zum Buch Hiob*. Ein paar Bemerkungen dazu können das Bild von dem Stil jener Generation, zugleich aber, in der Differenz, vom Stil Rosenstock-Huessys profilieren.

Erste Bemerkung:

Es ist, als hätte Ernst Bloch in den Gedichten der Margarete Susmann gelesen, sei auf das Gedicht *Zorn Gottes* oder ein anderes Gedicht gestoßen, in dem die Hiobsfrage gedacht wird, und habe nun, aufmerksam durch Lebensgang und –werk, eine Antwort geschrieben. Als solche liest sie sich jedenfalls verständlicher, wenn der Leser sich nämlich in die Empfänglichkeit und Sprachbedürftigkeit der Leidenden versetzt. Dann geht ein starker Trost aus von den Sprichwort-kräftigen Sätzen zu Beginn: *Ein guter Mann, der redlich handelt, traut anderen gern. Doch wird er scharf betrogen, dann gehen die Augen plötzlich und sehr weit auf.*

Zweite Bemerkung:

Spätestens auf der zweiten Seite dämmert es einem, wer eigentlich spricht: der in Hiob – und zwar in den als Gestalt in der Schrift lebendigen – versenkte Ernst Bloch, der wieder Stimme gewordene Hiob. Da heißt es:

Ein Novum der Form ist der Dialog, obwohl er unmittelbar aus dem jüdischen Leben gegriffen ist, aus dem religiösen Diskurs. Der Dialog schreitet nicht in Einwänden voran, als gemeinsam suchend Unterredung, wie bei Platon; er besteht vielmehr aus Angriff und Verteidigung, mit immer härter herausgearbeiteten Gegensätzen.

Hier ist Blochs Stil beschrieben – wenn man nur den Gesprächspartner wüßte. Bei den Studien zum Buch Hiob ist es immerhin nicht abwegig, sich die Stimme Margarete Susmanns als zweite (oder erste?) vorzustellen. Ihr Gesang als Teil des Dialogs wäre einzuschieben, wo Bloch einen Absatz macht, eine Pause, die der Leser aktiv zu erfüllen hat.

Z.B. zwischen dem vierten und fünften Absatz des ersten Abschnitts:

Nach dem Exodus Israels aus Ägypten, Jahwes aus Israel geschieht nun einer Hiobs aus Jahwe; freilich: wohin? –

Margarete Susmann:

*Doch heute, heute! sieh. Dein Bund zerbrach:
Die Schöpfung ist verletzt durch Dein Geschöpf.
Darf dies geschehn?*

*Die Höhle ist so tief,
aus der wir schreien, Herr – vergib den Schrei!*

Ernst Bloch:

Sicher möchte der gequälte Mann weg von dem, der ihn schlägt.

Oder zwischen dem vorletzten und letzten Absatz des zweiten Abschnitts:

Ja – und das ist wichtig – auch die Fragen und Anklagen Hiobs, seine gesamte Rebellion scheint bei Wegfall eines thronenden Gottes gegenstandslos.

Margarete Susmann:

Gerechtigkeit

Sie steht, die Ewige, und hält die Waage
verbundenen Auges an geheimem Ort:
sie wägt sein zürnend und vergebend Wort
und wägt die Welt mit ihrer Schuld und Klage.

Das Zünglein an der Waage regt sich leis:
der Arm erzittert in der großen Still,
entbunden von Geheiß und Wahl und Wille:
nicht sie, die Wägende, ist es, die weiß.

Zu ihr dringt unaufhörlich Ruf und Schrei'n,
dringt aller Menschen Fehl und bittere Klage,
dringt Hiobs ewge leidgequälte Frage;
sie aber steht gemeißelt wie aus Stein.

Der Stein zuckt auf: Hört ihr's? Ein Neues gellt,
ein Grausen an ihr Ohr; sie selber schwankt
vor neuen Schreien: Auschwitz! Maidanek!
Vor Räderwerk, das noch dies Grauen krönt,
das Ebenbild gemordet noch verhöhnt
als schmucke Sache für Geschäft und Zweck –

Ihr lebt noch, Menschen? Seht: die Waage wankt;
die hand versagt, die sie im Schweben hält:
wer läse nach das Wort auf solchem Grab?
Die Waage selbst stürzt schwer ins Dunkel ab,
und auf ihr stürzt zerschmettert eine Welt.

Ernst Bloch:

Ist das nun wirklich so, nämlich was sein bitteres Fragen selber angeht?

Zwei Fragen weiter:

Bleiben nicht Krankheit, Unordnung, Fremdheit, kalte Schulter im Dasein, bleibt nicht jenes Etwas im Dasein – auch ohne Verdinglichung oder transzendente Hypostase -, von dem Hiob sagt: Schuldig oder unschuldig, es bringt beide um? (Hiob 9, 22)- ?

Dritte Bemerkung:

Hält man sich an die Namen, die in den *Studien zum Buch Hiob* erscheinen, dann ist es überraschend, daß mehr als die doppelte Menge Namen aus vorchristlichen Zeiten sind. *Post christum natum* sind genannt, als geschichtsmächtige Gestalten: Goethe, Alexander von Humboldt, Luther, Spengler, Jean Paul, Augustin und Spinoza, als Gelehrte und Schreiber: R. Joachanaan und R. Elieser, Duhm, Bertholet und Rudolf Otto.

Dem Blick *über Jahrtausende hinweg* (Bloch schlägt die Erinnerungsbrücke von Hiob zu Spinoza) fallen sonst nur auf die *wahllosen Blutnacht-Freunde von heutzutage*.

Vierte Bemerkung:

Angekündigt durch *Also* und *Konträr*: werden die Enden der Dialoge A (*Grenze der Geduld, Hiob kündigt auf*) und B (*Wunschbild Theodizee; auch bei Wegfall Jahwes sind Hiobs Fragen nicht erledigt*) als hart herausgearbeitete Gegensätze hingestellt:

A

Also: volle Schärfe des Messianismus erscheint, eine zur gegebenen Welteinrichtung völlig antithetische.

B

Konträr: Gerade der Rebell besitzt Gottvertrauen, ohne an Gott zu glauben; das heißt, er hat Vertrauen auf den spezifischen Jahwe des Exodus aus Ägypten, auch wenn jede mythologische Verdinglichung durchschaut wurde, Herrenreflex nach oben ursächlich aufhört.

Magna Charta, das Credo, die Kirche sind zwar im Wortschatz Ernst Blochs, des *Hiob nach dem Weltkrieg* – aber hier spricht und spricht tatsächlich, ab und zu recht griechisch, einer zu einem noch nicht Gestalt gewordenen Antworter und bestätigt die Glaubenskraft Israels, die gestaltlos ist.

In diese Gestaltlosigkeit reißt Ernst Bloch den Leser hinein.

Der Schluß der Studien lautet denn auch:

Und Hiob ist gerade fromm, indem er nicht glaubt. Außer an Auszug und daß das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Fünfte Bemerkung:

Ähnlich wie bei Rosenstock-Huessy sind die Schriften Ernst Blochs erst als gehörte verständlich: der zweite Satz ist nicht ganz vorausgewußt, sondern enthält schon Antwort auf den ersten; ebenso wird auch der Leser – und hier, ohne daß er daraus entlassen werden soll – als vorläufiger angesprochen.

Das Gespräch kommt ins Stocken bei den schließlich hart herausgearbeiteten Gegensätzen.

Die Sprache – das ist der dritte Vergleichspunkt – ist nicht durch irgendeine Fachbarriere gegen die Wirkung auf die gesamte Existenz abgeriegelt; Fachsprache und *dem Volk aufs Maul geschaut* durchdringen einander.

Die Datierung Nach-dem-Weltkrieg teilen so Ernst Bloch und Eugen Rosenstock-Huessy, der eine *ante Christum natum*, der andere *Anno Domini*.

V

φανερουμενοι οτι εστε επιστολη χριστου
2. Korinther 3,3

Während Bloch in den *Studien zum Buch Hiob* etwa nach jedem 16. Satz einen Absatz macht, die Pause, die durch Zusammenfassen und erfrischendes Entgegenen vom Leser erfüllt werden kann, geschieht dies bei Rosenstock-Huessys Aufsatz *Im Notfall oder Die Zeitlichkeit des Geistes* nach etwa 7 Sätzen; d.h. schon in dem Rhythmus, der dem Aufmerksamen durch das Schriftbild mitgeteilt wird, erscheint die Möglichkeit zur richtungsverändernden Antwort bei Rosenstock-Huessy häufiger.

Das ist ein Kennzeichen, das auch für andere Schriften dieses Autors gilt.

Eine ähnliche Beobachtung läßt sich auch für den Grad der Konzentration anstellen, wenn man die Zahl der Sätze in einem Absatz als solchen gelten lassen will nach der Regel: *je weniger Sätze in einem Absatz, desto konzentrierter das eine Anliegen, das darin zutage tritt*. Bei Bloch reicht die Spanne von 3 bis 53 Sätzen pro Absatz, bei Rosenstock-Huessy von 1 bis 33; d.h.: die Unsicherheit, welchen Grad der Konzentration oder welche Höhe des Weitblicks der Hörer wählen muß, um am Ende des Absatzes richtig zusammenfassen zu können und fortzuschreiten, ist bei Bloch größer. Rosenstock-Huessy bleibt in den Maßen, die einem Hörer selbst ohne Hinweis durch das Schriftbild faßbar bleiben.

Dafür ist allerdings die Anzahl der Absätze sehr viel höher (Bloch A: 10, Rosenstock-Huessy: 49).

(Zu dieser Zählung eine Anmerkung: Bei wörtlicher Rede wechselt der Autor die Distanz zu dem Gegenstand; deshalb sind Absätze im Druckbild als Sinn-Absätze nur dann gewertet, wenn sie zwischen Sätzen gleicher Distanz zum Gegenstand erscheinen. Ein ähnlicher Wechsel, nur in die größere Distanz, wird angedeutet, wenn irgendetwas in Klammern steht; auch dann verliert der Absatz die Kraft einer echten Zäsur.)

Bei 49 Absätzen ist der Leser genötigt, nach größeren Einheiten zu suchen, unter denen er zusammenfassen kann – und diese Not, Leser, ist die *crux* der Werke Eugen Rosenstock-Huessys. Denn ohne Meisterung dieser Aufgabe ist man bald im Strome der Begeisterung davongeschwommen oder auf der Sandbank der Verwirrung gelandet.

Der Wechsel des Tons, der von Absatz zu Absatz stattfindet, ist aber kein willkürlicher, sondern unterliegt einem Gesetz, das Rosenstock-Huessy selbst für artikulierte Vorgänge ausgesprochen hat:

Jeder Ruf, so können wir zusammenfassen, spannt eine Zeitbahn; im Anruf attrahiert er wie ein Magnet die Eisenspäne, die Gruppe, die auf ihn anspricht. Die Lebenslänge dieser attrahierten Gruppe erstreckt sich vom Gebot, dem Vorgang der

ATTRAKTION

*zum Gesang der Kontrahenten, der
KONTRAHIERTEN,*

*zur Geschichte, zur Relation, wie sich die Betroffenen aus ihrem Auftragsdruck
extrahiert haben; dann erst, auf diese erfolgreiche
EXTRAKTION
hin, darf die*

ABSTRAKTION

*folgen. In der Abstraktion gewinnen wir unsere Freiheit zum Weiterleben
zurück.*

Die Attraktion zieht in eine noch gestaltlose Zukunft nach **vorwärts**; die Kontrahenten umstellen einen Innenraum, in dem sie einander ansehen und allein die Spannung des Vorgangs unter sich teilen, die Kontraktion ist also die Wendung nach **einwärts**; die Relation von der Extraktion kann dieser erst nachfolgen und ist daher das Sprechen nach **rückwärts**; erst in der Abstraktion wird der Vorgang ohne weiter Beteiligung von außen angesehen, sie bedeutet die Wendung **auswärts**.

Jede dieser Zeitphasen kann nun in sich selber diese Gliederung wiederholen, so daß es beim ersten Differenzierungsgrad 16, bei einem weiteren 64 Schritte zu unterscheiden gibt.

Die Zahl der Absätze in dem Aufsatz liegt auf der Ebene des zweiten Differenzierungsgrades: dreimal 16 Absätze und einer, der die Phase der Ablösung vertritt. Die Zahl der Sätze innerhalb der Absätze wechselt zwischen einfacher Schrittfolge (1-4), ersten Differenzierungsgrad (5-16) und zweitem (17-64).

Nun ist aber der Anruf, der die Gruppe derer zusammenruft, die bei einem Lesevorgang beteiligt sind: die Gesprächspartner des Autors, Autor und Leser, Gesprächspartner des Lesers, von sehr seltsamer Natur. Die wirklichen Vorgänge können nämlich nur unter einer strengen Bedingung in die Vorläufigkeit hineinkommen: sie dürfen da nur in verkehrter, umgedrehter Reihenfolge aufkreuzen!

Beim Lesen werden also, was den beschriebenen Gegenstand (Stoff) betrifft, vor allem die Phasen I **Attraktion** (vorwärts) und III **Extraktion** (rückwärts) vertauscht; dagegen bleibt für die Begegnung zwischen Autor und Leser, die ja ein wirklicher Vorgang mit ernstesten Folgen sein kann, Folgen mit einer verschieden differenzierten Artikulation, die ursprüngliche Reihenfolge behalten.

Daher kommt es – als das wichtigste Ergebnis dieser Gesetzmäßigkeit –, daß der springende Punkt bei geschriebenen Sachen am häufigsten in der dritten Phase liegt, bei den verschiedenen Differenzierungsgraden also im 3., 11. oder 43. Absatz oder Satz.

Besondere Bedeutung hat gewöhnlich das 7. Glied (drittes Glied der zweiten Phase im ersten Differenzierungsgrad): es schildert das Ereignis im feurigsten Zustand, nämlich während das Eisen von den Kontrahenten noch geschmiedet wird. (Es ist kein Zufall, daß Rosenstock-Huessy gerade nach dem siebten Satz durchschnittlich einen Absatz, die Antwort-Pause, eintreten läßt.)

VI

Um diese Gesetzmäßigkeit zu probieren, folgen nun aus den 49 Absätzen die Stichworte, die – nach meinem Verständnis – die Richtung, in die und aus der gesprochen, in die und aus der gehört wird, am deutlichsten angeben. Dabei wird die Gruppierung in 16 Sätze zum Zweck des Vergleichs schon eingeführt:

Absätze 1-16:

I Wächter und Bewachte

II die Zeitspanne von ihrem eigenen Leben

III unendlich viele Grade dieser Zeitherrschaft

IV Zeitbögen

V Ich sehe mich dahergenötigt

VI Jeder erfährt

VII die Schulen aller Art

VII am 2. Mai 1957 die Universität Münster

IX Die Schulzeit ist eine.

X die Schulstunde der Gegenfüßler der Stoppuhrzeit

XI Vorher und Hinterher frei vertauschbar

XII freiwilliger Charakter verloren

XIII diese beiden Binsenwahrheiten

XIV in den letzten Jahrhunderten

XV Jesus – Hitler

XVI mit 40jähriger Verfrühung

Absätze 17-32:

I was seitdem bis etwa 1914 Kirche wurde

II sei es zu früh, sei es zu spät, sei es rechtzeitig

III aber wann, das ist unser freiwilliger Beitrag

IV Grade der Freiwilligkeit

V wird von dem Mob für „natürlich“ ausgegeben

VI das Wort „Tag“ in seinem Vollgehalt als die Zeiteinheit

VII er ist genau bemessen

VIII die Soziologie

IX das den Philosophen und Theologen verschlossene Rätsel

X sinnlos in einer „Mutation“

XI Klangerfüllungsstufen

XII Zu abstrahieren ist der Versuch, zeitlos zu denken

XIII Attraktion, Kontrahenten, Relation, Abstraktion
 XIV entwurzeln wir doch einmal
 XV Stimmengewirr- Symphoniepartitur
 XVI die vier Evangelien

Absätze 33-48:

I je absichtsloser und leidenschaftlicher
 II Menschengeschlecht/ „mir selber“
 III je unabsichtlicher du zu hören weißt
 IV Das Auftreten epochenloser Historiker

V das Alte Testament/ das Neue Testament – ein Tag
 VI Neue Namen werden nur im drängenden Notfall eingelassen
 VII Inkarnation
 VIII die niedrige Grammatik

IX erst im Akt der Anerkennung vollendet sich jegliches Ereignis
 X „Notfall“ ist als die Ereignisstufe der Wort- und Namenbildung
 XI Sonderfähre eines Elohim, eines Bereichs
 XII Mann und Weib und Weib und Mann reichen an die Gottheit an

XIII Frieden ist nicht geschlossen worden
 XIV der moderne Intellektuelle kann nicht hören
 XV Schalltaubheit – Gehorsam
 XVI weder Krieg noch Frieden passieren von selbst

Absatz 49:

I die gläubigen Völker; die ungläubigen aber

VII

Was hat Eugen Rosenstock-Huessy der Margarete Susman zum 14.10.1962 zu sagen, der 74-jährige der 88-jährigen?

Er stellt der Stunde, von der sie sagt:

*Wir kennen nur die Stunde,
mit der du uns suchst und versuchst.*

das Zeitmaß des vollen Tages hinzu, des Tages, der durch den Anruf der Stunde von dem Notfall als der Ereignisstufe der Wort- und Namenbildung bis zur Abstraktion hin gespannt wird.

Nicht nur das: er spricht sogar aus, daß ihre Lebenszeit seit etwa 1880 ein solcher Tag ist, der nun dringend durch Abstraktion zu beenden ist.

Prägnant, als Kern, wird dieses Anliegen im 43. Absatz vorgebracht:

1. Satz (Relation von der Extraktion):

Notfall, Vorfall, Akkusativ, Dativ, Genitiv, Regierungsfall bilden die aus dem einen Geistesbraus sich herauslösende Sonderfährte eines Elohim, eines Bereichs.

Mit dem Gottesnamen *Elohim* betritt Rosenstock-Huessy den Bereich, in dem Ernst Bloch sich nach wie vor aufhält. In der Verknüpfung und Sonderung des *Elohim* und des einen Geistesbrauses ist der Unterschied der christlichen und jüdischen Weise zu antworten deutlich: indem der Geistesbraus *einer* ist, ist auch das letzte Wort gesprochen, ohne daß damit die Offenheit eingebüßt wäre.

Zu *Elohim* heißt es in der Soziologie II:

Jahve ist der Gott, der alles ein für allemal tut; Elohim ist derselbe Gott, insofern wir ihn als Inbegriff aller El's, aller Gottheiten, als eine Summe also erkennen. Elohim ist ein Plural, so wie sie Michelangelo im Mantel des Vaters bei der Schöpfung Adams gemalt hat: Elohim ist die Mehrzahl der himmlischen Gewalten; Jahve ihre Einzahl.

Der Name Elohim bedeutet alle himmlischen Mächte, der Name Jahve aber heißt: ich bin jetzt. (S. 206)

Dadurch aufmerksam gemacht: Rosenstock-Huessy spricht im 43. Absatz den Gottesnamen einmal aus, wie ihn, in völliger Offenheit durch die Gewißheit des *Eins aber ist not* die Pfingstgemeinde ausruft, in der Sprache Miteinander und hier also, 1962! – auf deutsch, als Übersetzung des Namens *Jahve* – und dann mit dem Namen, mit dem Israel alle vorchristlichen Mächte und Gewalten demselben unterstellte.

Eine solche Gewalt und Macht erscheint aber in der Gestalt der Grammatik, wenn die verschiedenen Fälle als Gefällstufen angesprochen werden.

In diesem einen Satz ist das Evangelium enthalten, übersetzt in die Zeit nach dem Weltkrieg.

2. Satz (Innenraum der Kontrahierten und Kontrahenten)

Seit Pasteur macht der Tollwutbazillus krank, so wird der Bazillus oder die Bakterie um 1880 der neue Gott.

Louis Pasteur (1822-1895), Mitbegründer der modernen Bakteriologie, führte Schutzimpfungen gegen Tollwut, Milzbrand und Schweinerotlauf u.a. ein; jeder kennt, am eigenen Leibe, die Rolle der Bakterien vernichtenden Stoffe, der Antibiotika. *Antibiotika zur Hand und du bist sicher!* – das könnte ein Spruch sein, der heute eine ähnlich hohe Sicherheit geben könnte, wie sie die vom Hause Israel empfanden und sagten: *Wir haben Brand- und Speisopfer, Dankopfer und Psalterspiel!* (Amos 5, 22-23). Andererseits nennt Rosenstock-Huessy dankbar den Namen des Mannes, der zu der Schar derer gehört, die dank der naturwissenschaftlichen Methoden dem Menschengeschlecht – auf einer Sonderfährte – geholfen haben. Als Sonderfährte, als eine von vielen, muß sie eben heute anerkannt werden.

Dahinter ist aber auch das Unheil verborgen, das entstanden ist, indem auch seelische und soziale Vorgänge und Beziehungen nach dem Modell naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise angesehen und analysiert wurden; noch gestern hörte ich in einer Predigt von einem Leserbrief in der Tageszeitung, der von den Betrunkenen, die am Kölner Dom lagen, als von Ungeziefer sprach! *Das Antibiotikum muß her!* war wohl der unausgesprochene Tenor des Briefes.

Und damit ist Rosenstock-Huessy bei Margarete Susmann mit der unerhörten Aufforderung, in den Ereignissen der gemeinsam durchlebten Jahrzehnte das Werk eines *Elohim* zu erkennen, der als *El*, als Götze, das Unheil anrichtete.

3. Satz (Attraktion – was Autor und Leser in der Wirklichkeit zueinander brachte)

Er wurde seit Pasteur benannt, beschworen, die Bakterienverehrer schossen aus der Erde.

Nämlich die Bakterienverehrer nahmen die Art der Bakterien an: *Spaltpilze, Abteilung einzelliger Mikroorganismen des Pflanzenreichs, deren zahlreiche Arten sich durch Zweiteilung oder Sporenbildung vermehren; Bakterien besitzen keinen erkennbaren Kern, jedoch ist der typische Kernstoff Thymonukleinsäure vorhanden.*

Ein solches Menschenbild nötigt zum Sprechen!

4. Satz (Abstraktion – Eingrenzung von außen)

Alles Unerklärliche, wie Krebs, wurde dem neuen Wesen unterstellt.

Der Satz enthält die Meinung, daß zur Bekämpfung der Krebskrankheit eine andere Sonderfährte notwendig ist und – vielleicht – daß diese Sonderfährte bereits beschritten wird, z.B. mit dem Satz (Absatz 28, 8. Satz):

Den dem Ruf nicht Gehorchenden und ihn Überhörenden überfällt Angst.

Oder (Absatz 10, im 3. Satz):

... dann wird die Gipsmaske, unter der die Mehrzahl der Menschen um ihre Lebenszeit kommt, sich doch vielleicht lüften lassen.

Was für Ungeheuerlichkeiten da als Freunde auf den Leser zukommen!

VIII

Die Tabelle (VI) ermöglicht es nun, Übersicht über den Weg auf den Kern zu gewinnen.

Zunächst: ist es möglich, die Absätze 1-16, 17-32, 33-48 und 49 jeweils als einen Zeitbogen zu erfassen?

Bei der Antwort auf diese Frage bedenke der Leser, daß es seine Arbeit ist, durch immer neues Eintreten in die Pausen, wo Rosenstock-Huessy aufhört zu sprechen, diese Zeitbögen zu bilden. Sie sind daher nicht beweisbar in einem begrifflichen Sinne.

Es werden nur Anfangs-, Scheitel- und Endpunkt der drei entfalteten Bögen (A-C) herausgearbeitet.

A:

Wie Ernst Bloch beginnt auch Eugen Rosenstock-Huessy mit spruchhafter Weisheit. Er entwirft das Bild der sofort einleuchtenden, so aber eigentlich noch nicht bedachten Arbeitsteilung der Menschen in der Zeit:

Wenn sich Wächter und Bewachte aufeinander verlassen können, so wächst den Schlafenden die Wachzeit der Wache zu.

Wie dringlich und brennend muß von Lesern des 20. Jahrhunderts der Konditionalsatz empfunden werden!

Seine Höhe erreicht der erste Bogen in dem 9. Absatz mit dem einen Satz:

Die Schulzeit ist eine.

Der Satz appelliert an eine Erfahrung, die jeder Leser noch am ehesten als Erfahrung am eigenen Leibe bestätigen kann. Diese gemeinsame Erfahrung ist das winzige Terrain, von dem Rosenstock-Huessy Wege bahnt in die verschiedenen möglichen und gemachten Erfahrung von Zeiteinheiten.

Der erste Bogen schließt mit einer Verpflichtung auf die christliche Zeitrechnung, die die vorchristlichen und nachchristlichen Epochen in jedem Leben neu verfugt, und zwar mit dem durch Jesu freiwilligen Opfertod gewonnenen Vorsprung von 40 Jahren.

(1922 hatte Rosenstock-Huessy das Aufkommen eines Lügenkaisertums schon prophezeit:

Wir werden den Versuch eines Lügenkaisertums durchzumachen haben, weil diese Kräfte nicht rasten werden, ehe sie nicht widerlegt sind. So wird dieser Kirchen-, Parteien- und Stammespferch Deutschland durch sie in eine Hölle verwandelt werden. (Ehrlos – heimatlos, 1919)

Der Bogen A vergewissert sich also des Lesers durch Erzählung auch ihm gegenwärtiger Ereignisse und Erfahrungen. Dafür stehen auch die Namen:

die Söhne der Liberalen, eine bürgerliche Familie, Bertrand Russell, Albert Schweitzer, Friedrich Meinecke, Karl Jaspers, Karl Barth, Bergson, Toynbee, die Schulen aller Art, vom Kidnergarten bis zur Universität, Theologen und Philosophen, Jesus, Hitler, Johann Sebastian Bach, Petrus, Paulus, Johannes, Markus, Thomas, Matthäus.

B:

Der zweite Bogen beginnt damit, daß eine dem Leser wahrscheinlich neuartige Epoche eingesetzt wird von „seitdem“, nämlich seit Jesu Tod, „bis etwa 1914“.

Wie auch schon der Satz:

Diese beiden Sätze: Jesus hat Selbstmord begangen, Hitler hat sich geopfert, sind die lapidare Teufelsideologie unsere Zeit.“

die Zone des unbedingt Peinlichen, Beschämenden, die Zone des Eides und Meineids berührt, so daß Leute mit Geschmack Mühe haben, sie zu bestehen, so rüttelt die Datierung „bis etwa 1914“ an den Grundfesten kirchengläubiger Leser.

Den Scheitel erreicht dieser zweite Teil, indem alte und neue Erfahrung miteinander ringen, im 26. Absatz:

Und die naturalistische Geschichte endet in Rassen-, Klassen- und Massenhaß.

Der natürliche Mensch aber wird nur aus seinen Ursachen heraus weiterentwickelt, bestenfalls explodiert er sinnlos in einer „Mutation“, diesem hölzernen Eisen der Biologen.

Dagegen erreicht die neue Erfahrung, immer noch begleitet von dem Gegner, ihre krönende Form am Ende des zweiten Bogens:

So lesen sich die Evangelien: Die vier Evangelien sind die vier Phasen der Verwirklichung! Das hat die gesamte „Bibelkritik“ mißverstanden.

Der Bogen B bringt neue Namen: *Kronprinz Ruprecht von Bayern, Prof. Dr. Med. Richard Koch aus Frankfurt am Main, Herr Rilke, Horst Wessel.* Der Leser wird in den erbitterten geistig ausgetragenen Kampf gezogen, der Rosenstock-Huessys Lebensspanne als Gegenwart bestimmt. (Er weiß durchaus, wie verletzend von vielen *Herr Rilke* (1875-1926) empfunden wird – dafür steht aber mindestens fünfmal soviel über den Privatsekretär Rodins im Lexikon.)

Rosenstock-Huessys Lehre ist eine weitere Übersetzung der vier Evangelien.

C:

Mit *Dies also ist das Geheimnis* beginnt der dritte Bogen, in dem nun offen die neue Lehre ausgesprochen wird.

Er erreicht seinen Scheitel in dem schon besprochenen 43. Absatz.

Er schließt mit der Erinnerung an den ersten Satz:

Der einzelne Mensch kann keine geschichtliche Erfahrung machen.

der nun lautet:

Denn das tragende Zeitband kommt nur dann zustande, sobald die Selbste aufgesprengt, sobald die Individuen aufgeschlossen und sobald die Völker gehorsam werden.

Die Namen dieses dritten Teils nennen Geschichtsforscher und Zeitgenossen: Lamprecht, Spengler, Gibbon, St. John, Concorcet, Luden, Michelet, Ranke, Gerhard Ritter, Gustav Landauer, Walter Flex, Max Weber und Pasteur, Woodrow Wilson und, noch einmal, Hitler.

D:

Der letzte Absatz 49 bringt die Abstraktion der Lehre Rosenstock-Huessys, indem er *Prophet, Sänger, Gesetzgeber, Erzähler* als Stationen einer Epoche nennt und an den Bund mit Noah nach der Sintflut als ausgesprochenen, ausdrücklichen, immer zu vernehmenden mahnt.

Aber es ist kein Happy End, denn die Unnamen, die Ludendorffe und die Hitlers, geistern – als *die wahllosen Blutnacht-Freunde von heutzutage* – noch immer umher. Der Leser wird kräftig in das Gespräch gestoßen, das er nun suchen muß.

Die drei Zeitbögen sprechen den Leser an als *Geschöpf seiner Zeit* (A), als *Mitstreiter in den ernstesten geistigen Kämpfen* (B), als *Teilnehmer an dem einen Geistesbraus*. Sie verwirklichen damit die Lehre von der Trinität.

IX

Ich bin ziemlich sicher, daß die Ordnung dieses Aufsatzes in dieser Genauigkeit entsprechend dem Satz entstanden ist:

Wir sprechen uns um so tiefer in ein ums umrauschendes Glaubensmeer hinein, je absichtsloser und leidenschaftlicher wir nur das Wort des Augenblicks gehorsam auszusprechen oder zu hören wagen.

Also: absichtslos und leidenschaftlich.

X

Die erste Frage, wie der Leser als Beteiligter angesprochen wird, kann beantwortet werden, wenn der Leser dreimal 16 Absätze zusammenfaßt (wobei der fünfzehnte aus drei Absätzen des Druckbildes besteht und von *Innerhalb der menschlichen Gesellschaft* bis *Die Gleichung lautet: 1933-1945=100 Jahre* reicht): er wird angesprochen als

*Geschöpf und Zeitgenosse,
Mitreiter und Verletzlicher,
Teilnehmer und Geschichtsträger.*

Wie wird ihm die bloße Wiederholbarkeit verwehrt – das war die zweite Frage.

Sie ist zu beantworten, wenn gesagt werden kann, in welchem Kleid und Gewand das in den einzelnen Absätzen Vorgetragene in den Sätzen auftritt, in den Sätzen, die ja allein auch stimmhaft werden können. Wie weit ist der Wortschatz geschichtsbestimmt? Stammt also aus Erfahrung, die der Leser von 1962 nur noch bedingt teilen kann?

Kein einziger Absatz ist ohne solch eine Wendung. Z.B.:

- 1 Gemeinschaften Sprechender
- 2 der Student, Volontär, Reisende, Soldat
- 3 desto mehr Zeiten werden kartelliert
- 4 eine echt adlige Familie
- 5 die heutige proletarisierende Gesellschaft
- 6 das industrielle Weltalter
- 7 der fabrikgehetzte Zeitmensch
- 8 jener Vier-Jahre-Studiosus
- 9 Die Schulzeit ist eine
- 10 die Kluft zwischen konkret und abstrakt
- 11 in politischem Hochdruckgebiet
- 12 ihren freiwilligen Charakter
- 13 jeder streitbare Atheist
- 14 Willensfreiheit und Willensknechtschaft
- 15 die tiefeingewurzelte Nazihörigkeit
- 16 die Frucht der Freiwilligkeit ihres Hauptes

Der Leser erhält alles Gesagte derart durch dem Leben entnommene Wendungen verbürgt und bezeugt, daß er genötigt wird, beim Weitersagen das Gehörte Wurzel schlagen zu lassen in dem Alltag seines Lebens. Die Sätze Eugen Rosenstock-Huessys zwingen so, die Wörtlichkeit als Kleid zu nehmen, anzuerkennen, aber auf jeden Fall – zu wechseln, wenn die eine Wahrheit glaubwürdig gesagt werden muß.

Die dritte Frage, wie der Dank für die Gespräche davor ausgesprochen wird, ist mit der Nennung der Namen schon beantwortet. Niemandem als Rosenstock-Huessy könnten diese so auf die Zunge kommen.

Der Schwebezustand, in den der Leser in all seiner Vorläufigkeit gespannt wird, reicht bei dem Aufsatz *Im Notfall oder Die Zeitlichkeit des Geistes* von der Sintflut (Absatz 49) bis zur rechten Zeit:

Zur rechten Zeit aber geschieht das Rettende, Heildende. (Absatz 19)

XI**Vier polemische Brief an die Autoren der *Mitteilungen der eugen Rosenstock-Huessy-Gesellschaft*, 19. und 20. Folge, Frühjahr 1974****1. An Dietmar Kamper, Marburg**

Köln, 20. Juni 1974

Lieber Dietmar Kamper,

Es handelt sich also um die Fixierung von Gesprochenem, das zunächst nicht schriftlich festgelegt war – mit dem, was man sagt, ist man oft genug auf schwankendem Boden. Wie gut, wenn der Schreibkompaß plötzlich zu korrigieren ist!

Ich hatte geglaubt, hatte mich darauf verlassen, daß wir miteinander geredet hatten und also das von mir Gesagte das Licht Ihrer Rede nicht entbehren könne und umgekehrt. Und nun ist in den Mitteilungen nur das abgedruckt, was ich gehört habe, mit den anderen! Die Arbeit, die wir zu leisten hatten – die wird nun auch den Lesern der sogenannten *Geisteswissenschaften* dargeboten als immer noch zu leistende.

Haben wir, Ihre Hörer, umsonst gearbeitet?

Dann hätten Sie vielleicht nicht mehr stehenlassen können:

Das Thema, das sich mir gestellt hat.

Und nun, enttäuscht, Ihre Hör-Arbeit entbehren zu müssen – bin ich von der Sache her, von dieser Art Rechtsfall, dazu gedrängt, ein Resultat, die Resultante, rückspringend, der fortschreitenden Abstraktion zu entreißen.

Da heißt es, dem sehr dicht gesponnenen Netz aus Mutmaßungen und Redensarten auf die Spur zu kommen.

Ihre Forderung auf der Tagung in Bielefeld am 7. Oktober 1973, als wir vom Ausbruch des Kriegs in Palästina noch nicht erfahren hatten, unsern Zeitpunkt wirklich zu bestimmen *nach Marx*.

Es wird mit ihm zu sprechen sein von – ja, von was?

Von Paris? Von der Geburt der ersten Tochter Jenny am 1. Mai? Von den widerwillig genommenen Spenden deutscher Freunde? Von Arnold Ruge, Heinrich Heine, Ferdinand Cölestin Bernays?

Also gut gings ihm wirklich nicht. 1842-1843 war er Chefredakteur der *Rheinischen Zeitung* in Köln; Ende Oktober ab nach Paris. Ja – und die Tochter geboren am 1. Mai, das war wirklich genau der richtige Termin zum Reisen und Zureisen. März bis August 1844 entstanden die *Pariser Manuskripte 1844*, 1932 erstmals vollständig publiziert.

Herausgeschleudert und herausgespannt aus aller Sicherheit, geworfen in die Glaubenskraft der Freunde – nicht wahr, im Druck der Geburtszeit: Karl Marx mußte schreibend gehörig zu Sinnen kommen. 15 Monate blieb er in Paris, am 9. Februar 1845 langte er in Brüssel an.

Auf Seite XXVII bricht das erste Manuskript ab, nachdem auf Seite XXII die Gliederung der Heftseiten in die drei mit *Arbeitslohn*, *Profit des Kapitals*, *Grundrente* überschriebenen Spalten durch den querenden Stift gekreuzt war, abbricht der vierte Abschnitt, der von den Herausgebern der Marx-Engels-Gesamtausgabe, diesen Megalithikern, gemäß seinem Inhalt den Titel *Entfremdete Arbeit* erhalten hat.

Stehen unten auf Seite XXVI und oben auf Seite XXVII die Sätze:

*Zunächst ist zu bemerken,
daß alles,
was bei dem Arbeiter als Tätigkeit der Entäußerung, der Entfremdung,
bei dem Nicht-Arbeiter als Zustand der Entäußerung, der Entfremdung,
erscheint.*

*Zweitens,
daß das wirkliche praktische Verhalten des Arbeiters in der Produktion und
zum Produkt (als Gemütszustand) bei dem ihm gegenüberstehenden Nicht-
Arbeiter als theoretisches Verhalten erscheint.*

*Drittens.
Der Nicht-Arbeiter tut alles gegen den Arbeiter,
was der Arbeiter gegen sich selbst tut,
aber er tut nicht gegen sich selbst,
was er gegen den Arbeiter tut.*

Betrachten wir näher diese drei Verhältnisse.

Eingefallen für diesen Brief war mir der Satz, der etwas weiter vorher steht, daß die entfremdete Arbeit dem Menschen die Gattung entfremde – *sie macht ihm das Gattungslieben zum Mittel des individuellen Lebens.*

Aber nun, was ich sagen will:

die *Entfremdung* rührt daher, daß der eine der beiden, deren Verhalten verfolgt wird, rein negativ als *Nicht-Arbeiter* genannt wird. Wie ein Sprecher ohne Hörer oder Hörer ohne Sprecher.

Post Marx dürfen die Sätze so lauten:

*Zunächst ist zu bemerken,
daß alles, was bei dem Sprecher als Tätigkeit der Entäußerung bei dem Hörer
als Zustand der Entäußerung erscheint.*

*Zweitens, daß das wirkliche, praktische Verhalten des Sprechers beim
Sprechen und zum Gesprochenen (als Gemütszustand) bei dem ihm
gegenüberstehenden Hörer
als wirkliches, praktisches Verhalten erscheint.*

Drittens.

*Der Hörer tut alles gegen den Sprecher,
was der Sprecher gegen sich selbst tut;
der Hörer tut auch alles gegen sich selbst,
was er gegen den Sprecher tut.*

Betrachten wir näher diese drei Verhältnisse:

1. es ist klar, daß in dem Augenblick, in dem aus dem Hörer ein *Nicht-Sprecher* wird, das Gespräch fixiert wird,
2. nur der Hörer nimmt Sprechen als wirkliches, praktisches Verhalten – für den *Nicht-Sprecher* ist alles Geschwätz und Leerlauf,
3. die Gegenseitigkeit braucht nur an einem der vier Satzteile zu kranken und schon betrachtet

*in dem Verhältnis der entfremdeten Sprache
jeder Mensch den anderen nach dem Maßstab
und dem Verhältnis, in welchem er selbst als
Sprecher sich befindet.*

Auch das ist ein Satz aus dem ersten Pariser Manuskript, nur daß für Arbeit Sprache, für Arbeiter Sprecher eingesetzt sind.

*In der Art der Lebenstätigkeit liegt der ganze Charakter einer species, ihr
Gattungscharakter.*

Soweit Marx, aber dann:

und die freie liebende Rede ist der Gattungscharakter des Menschen.

Rede – ein Wort aus derselben Wurzel wie Rat, Bauhölzer stapeln.

Unter Umständen stapelnd

Ihr Eckart Wilkens

2. An Georg Müller, Bielefeld

Köln, am 22. Juni 1974

Lieber Herr Müller,

Heute, sechs Jahrzehnte nach den Schüssen von Sarajewo – so lautet eine Datierung in dem Artikel Sarajewo und die Folgen, 60 Jahre nach dem Attentat vom 28. Juni 1914 von Adam Wandruszka in der heutigen Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung. Auch muß man das geistige Klima jener Zeit, der zum Imperialismus emporgesteigerten „Realpolitik“, der Verherrlichung der Macht und der kühnen Entschlüsse, des skrupellosen, „Renaissancemenschen“ und des popularisierten und verflachten Darwinismus und Nietzscheanismus berücksichtigen – ein geistiges Klima, das selbst den klugen und ganz und gar nicht martialischen großbürgerlich-jüdischen österreichischen Gelehrten und Politiker – nach diesem Druckfehler breche ich den Satz in dem Abschnitt Das Trauma von 1914 ab und komme zu meinem Brief.

In einem Brief von Richard McFalls wurde ich zum erstenmal als Eugenianer angesprochen, und das behagte mir gar nicht.

Beim Mittagessen am 7. Oktober 1973 in Bielefeld saß ich mit Dietmar Kamper und Wim Leenman an einem Tisch, und Kurt Ballerstedt war auch dabei. In diesem Gespräch sagte ich, es wäre wohl jetzt unsere Sache, dorthin zu gelangen, wo wir sagen könnten: *Out of Eugen*. Damit meine ich folgendes:

In dem Kapitel *The Creation of Future*, im fünften Abschnitt *Progress: Christian or Modern* lautet der siebte Satz im zehnten Absatz:

A newcomer to the United States rewrites his whole past, by this act.

Zwei Sätze weiter:

By this step, his dreams of the future now become past.

Anders als Christoph von den Bussche und Konrad Thomas in der deutschen Ausgabe möchte ich die beiden Sätze übersetzen:

Wer neu in die Vereinigten Staaten kommt, schreibt rückgängig seine ganze Vergangenheit, durch diese Tat.

Mit diesem Schritt werden seine Träume in die Zukunft nun Vergangenheit.

Das Buch *Out of Revolution* von Four Wells, June 24, 1938, die rückgängig geschriebenen *Europäischen Revolutionen* von Breslau, Pfingsten 1931, ist also nur der in Schrift gesetzte Akt – daß Rosenstock-Huessy rechtzeitig neu in die Vereinigten Staaten kam.

Er war damit herausgetreten aus dem durch Altgewordensein bedrückten Spannungsfeld der Revolution.

Wie wenig leicht das war, auch davon legt das amerikanische Werk Zeugnis ab.

Nun, Eugen Rosenstock-Huessy, dieser Name ist revolutionierend in die Mitglieder der seinen Namen tragenden Gesellschaft gefahren, denke ich doch. Versteh ich den Zeitpunkt seines Sterbens recht, fast auf den Tag vierzig Jahre nach der Einwanderung in die Vereinigten Staaten, vierzig Jahre, die Frist, die Rosenstock-Huessy für seine *Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache* nennt, von 1942 bis 1943, die Frist, von der geschrieben steht: *die Kinder Israel aßen Man vierzig Jahre* – so nötigt uns sein Tod, aus der Phase der *Attraktion* herauszutreten und zu *Kontrahenten* zu werden.

Mit dieser Aufgabe im Sinn, vor dem Geheimnis dieses experiment in timing, von einem der auszog, die Zeiten zu erfahren, stelle ich mich Ihrem Grußwort zur 5. Gesamttagung der Gesellschaft am 6./7. Oktober 1973 gegenüber.

Denn es hat uns entsetzt.

*Noch einmal, eh' ich weiterziehe
und meine Blicke vorwärts sende,
heb' ich vereinsamt meine Hände
zu Dir empor, zu dem ich fliehe,
dem ich in tiefster Herzentiefe
Altäre feierlich geweiht,
daß allezeit
mich deine Stimme wieder rief.*

Es waren nicht einzelne Wendungen wie *wenn ich mich meiner eigenen Bildungsgeschichte erinnere* oder *Wir Wandervogelführer der Vorkriegszeit* oder *Ich selbst war in meinem philosophischen Denken*, die mich erschreckten und erstaunten und stumm machten, teils noch durch Respekt vor Ihrem hohen Alter gefaßt.

Vielmehr: kein Wort davon, wie Eugen Rosenstock-Huessy Sie geliebt hat!

Stattdessen: ein bewußt inszenierter Akt *im Zusammenhang einer christlich verstandenen Universalgeschichte!*

O, wie bitter, in dem Satz:

Aus geistigem Austausch wurde bei Rosenstock seelische Freundschaft, als ich in der Anzeige des „Atems des Geistes“ im Deutschen Pfarrerblatt 8/52 das Verhältnis zwischen den Revolutionen und seiner Sprachlehre mit der Unterscheidung von Exoterik und Esoterik zu bestimmen suchte und als mir bei jahrelanger Beschäftigung mit den zunächst englisch geschriebenen Manskripten, die er mir laufend übersandte, der zwingende Zusammenhang zwischen seiner Sozialgrammatik und seiner Lehre von den Vier Antiken aufzugehen begann.

nicht ein einziges Flügelrauschen des Dankes und der Liebe zu vernehmen!

*Darauf erglöhnt tief eingeschrieben das Wort:
Dem unbekanntem Gotte.*

Welches Fatum ist es, daß einen doppelten Umweg über die Geschichtslogik und die von deutscher Mystik befruchtete Religionsphilosophie Berdjajews veranstaltet, der Sie zu *Rosenstock* geführt hat?

*Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
auch bis zur Stunde bin geblieben:
Sein bin ich – und ich fühl die Schlingen,
die mich im Kampf darniederziehn
und, mag ich fliehn,
mich doch zu seinem Dienste zwingen.*

Zustände konnte man kriegen in dem Gebäude von Verehrung, Dokumenten, Zuständigkeiten und Geisteswissenschaften – waren denn nicht einige von uns durch das über seinen eigenen Leib hinausschlagende Herz von Eugen getroffen und geliebt und verwandelt worden, als Namensträger, nicht als Schüler?

*Ich will Dich kennen, Unbekannter,
Du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,
Du Unfaßbarer, mir Verwandter!*

Gavrilo Princip, der serbische Student, als *das in eine falsche Straße eingebogene Auto des thronfolgerpaars sich beim langsamen Zurücksetzen geradezu als nicht zu verfehlende Zielscheibe vor die Augen und den Pistolenlauf schob*, ließ sich diese Gelegenheit, Weltgeschichte zu machen, nicht entgehen – so heißt es in dem Artikel von Adam Wandrushka, heute in der Zeitung.

(Ich will Dich kennen, selbst Dir dienen.)

Da Sie ja noch darüber streiten konnten, ob der Goethesche *Egmont* oder der Schillersche *Marquis Posa* der geeignete „Held“ sei, der es lohne, ihm auf dem „Weg zum Olymp“ zu folgen, habe ich Friedrich Wilhelm Nietzsche mit in den Verkehr gebracht, der 1888 in geistiger Umnachtung Rettung suchte, in dem Lebensalter, in dem Eugen ein *Newcomer* wurde.

Out of Eugen:

So mußte also die Richtung umgedreht werden. Das Johannesevangelium ist gegen die Neugier gestellt, dieselbe Neugier, die den ersten Missionsversuch des Apostels Paulus in Athen scheitern ließ, weil er ihr nachgab. Man schlage die Rede des Apostels Paulus auf dem Areopag auf, um zu sehen, wie man es nicht machen muß, wie Johannes es daher auch nicht gemacht hat. (Soziologie II, S. 575)

Wäre nicht Vertrauen in Sie, Georg Müller, wichtiger als in die Universalgeschichte etc.?

Ihr Eckart Wilkens

3. An Wilfried Rohrbach, Neunkirchen-Wellersweiler

Köln, 23.6.1974

Sehr geehrter Herr Rohrbach,

bekannt sind Sie mir von einer kurzen Begrüßung auf der Tagung im Oktober vorigen Jahres und aus zwei Schriften, dem Buch *Das Sprachdenken Rosenstock-Huessys* und dem Aufsatz *Das Verhältnis von Sprachdenken und Theologie, Wissenschaftskritische Überlegungen im Anschluß an das Sprachdenken Eugen Rosenstock-Huessys*; darüberhinaus aus manchen Hinweisen Georg Müllers, von denen man den Eindruck erhält: der Rohrbach, ja das ist unser Mann, der wird endlich dem Anliegen der Gesellschaft bei berufenen Stellen Gehör verschaffen.

So daß es des *survival value of humor* nicht mehr bedarf. Überleben gibt's nur mündlich – ist doch wohl eines der Hauptworte Jesu, das er sprach, indem er – bis auf Johannes 8,6 und 8 und da, nur das Nicht-hören-wollen, gleichsam *spoken aside*, auszudrücken

τῷ δακτυλῷ κατεγραφεὶν εἰς τὴν γῆν

- nichts schrieb.

Das Eigenartige an Eugen Rosenstock-Huessy: er hat eigentlich auch nichts geschrieben. Denn worauf denn?

Auf unsre Haut – um uns zu Eugenieanern zu machen? Nein.

Auf irgendeinen Stein, also auf hartgewordene Mitteilungswege mit Haupt- und Nebenstraßen – um die Welt zu ordnen? Nein.

Als Zeichen auf unsre Hand und Denkmal vor unserem Auge, auf daß des Herrn Gesetz sei in unserem Munde – um uns zum rechten Volk zu proklamieren? Nein.

Als Vokal- und Konsonantengefüge, damit wir uns erblicken können über den Abgrund der Freunde hinweg? Auch auf diesen fragilen, von Grenze zu Grenze transportablen Zwischenraum hat er nicht geschrieben.

Und die vielen Bücher, die vielen Schriften?

Alles gesprochen – und transkribiert.

transcribere:

- 1) schriftlich übertragen, abschreiben, umschreiben
- 2) ein Guthaben von sich auf jemanden schreiben, jemandem zuschreiben
- 3) übertragen, abtreten
- 4) jemanden wohin versetzen

(*Georges Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch Lpz. 1887*)

Transkription:

- 1) Übertragung eines Wortes in eine andere Schrift, besonders in eine phonetische Umschrift
- 2) Umschreibung beziehungsweise Einrichtung eines Tonwerkes für eine andere als die ursprüngliche Besetzung (zum Beispiel eines Orchestersatzes für Klavier)

(*Duden-Lexikon, Mannheim 1962*)

In der Musikethnologie bedeutet transcribieren: die Schallaufnahmen, deren Musik nicht nach vorgeschriebenen Noten entstanden ist, in Notenschrift so hinsetzen, daß die Niederschrift das gegliederte Hören, das verständige Hören ermöglicht.

Wer seit Jahren intensiv mit dem Werk Rosenstock-Huessys befaßt ist, wird bestätigen können, daß alle oben eingetragenen Bedeutungen für das zutreffen, was er beim Schreiben tat.

Und was solln wir nun tun?

Aus diesem Jenseits her wieder sprechen?

Wie gesagt: Ich kenne Sie nur von der Begrüßung und den zwei Schriften, und da muß ich jetzt sagen: Sie sind unhörbar.

Hörbar: In uns Menschen treffen Heißen und Sein aufeinander. Wir sind der, der wir heißen. Goethe heißt Goethe; ja, aber er ist es auch. (Sprache des Menschengeschlechts Band I, S. 627)

Unhörbar: und damit auch zur konsequenten Ablösung der These der Identität von Denken und Sein durch die auch bei Eugen Rosenstock-Huessy wiederzufindende und von uns noch zu interpretierende These einer Identität von Wort und Sein. (Rohrbach, Das Sprachdenken Rosenstock-Huessys, S. 57/58)

Was Sie da geschrieben haben, ist gar nicht Rosenstock-Huessys These, sondern Ihre.

Nehmen wir einmal *Thesen, Identität, Denken und Sein* als Gebräuche, so möchte ich folgenden Satz Sigmund Freuds (1856-1939) darauf anwenden:

Auf solche Art ermöglichen unsere Fehlleistungen die Ausübung aller jener frommen und abergläubischen Gebräuche, die wegen des Sträubens unserer ungläubig gewordenen Vernunft das Licht des Bewußtseins scheuen müssen. (Psychopathie des Alltagslebens, 1904, VIII Vergreifen, Schlußsatz von e) Fallenlassen von Objekten, Umwerfen, Zerschlagen derselben)

Und auch in einem anderen Punkt kann ich nicht hinter Freud zurück:

An dem Thema des „Ringes“ kann man sich wieder einmal den Eindruck holen, wie schwer es für den Psychoanalytiker ist, etwas Neues zu finden, was nicht ein Dichter vor ihm gewußt hätte. (ebd. IX Symptom- und Zufallshandlungen)

Mit solchem Rüstzeug möchte ich nun an einen Satz heran, den dritten des dritten Absatzes (wenn man, aus bestimmten Gründen, dem Schritt von Zitat zu gewöhnlichem Satz keine absatzschaffende Funktion zugesteht), - in Ihrem Aufsatz *Über das Verhältnis von Sprachdenken und Theologie*. Ich gliedere den Satz nach Schritten, die der Hörer gehen müßte:

A

- 1) Wenngleich
- 2) die Zuordnung dieses universal gelehrten Denkens
- 3) zu einem Fachbereich bzw. zu einer bestimmten Universitätsdisziplin
- 4) auch nur mit einem deutlichen Gefühl des Unbehagens unternommen werden kann,

B

- 5) so ist doch unbestreitbar,
- 6) das ERH
- 7) von der Mitte seines Denkens her
- 8) nur als theoretischer Denker lutherischer Prägung verstanden werden kann,

C

- 9) insofern die universale Kondeszendenz Gottes,
- 10) wie sie sich ihm im Christusergebnis in Kreuz und Auferstehung im Sinne des *finitum capax infiniti* erschließt,
- 11) als die eigentliche Tiefendimension

D

- 12) und unter dem Aspekt seines Selbstverständnisses
- 13) als die *Conditio sine qua non* seines Sprachdenkens zu erkennen ist
- 14) und von woher sich seine christologisch orientierte trinitarische Explikation der Sprache ergibt.

Zunächst dasselbe in einem Sonett:

*Das Wann zur Konjunktion blässer getrieben,
das Danken ebenso, feststehn die Orden,
die Stimmen aufgefächert nach den Worten,
das Unbehagen in die Haut geschrieben –*

*so ist doch unbestreitbar, nicht in Liebe,
Inschriften in Versalien nach Sorten,
der Himmel konzentriert, der ausschließt Horden,
der Stempel bleibt, das Können in dem Siele.*

*Einbruch der Wahrheit: hier mild vorgesetzt,
finitum capax infiniti, Schluß.
Der Name schlummert, immerhin gemessen.*

*Die Sterne stehn auf Herzen, Nieren jetzt,
am Anfang alles Sprechens schlicht: du mußt.
Dreifach gemundet hat das heilige Essen.*

24.6.1974

Nun, nachdem ein Tag dazwischenliegt, noch genaueres zu Ihrem Satz.

Zunächst: das, was er über Eugen Rosenstock-Huessy aussagt, stimmt doch wohl nicht; nicht einmal ist das Leben Rosenstock-Huessys lutherisch geprägt; eine Verwandtschaft finde ich in der Kraft, ohne benanntes Amt zu bleiben. Denn für das Anliegen Rosenstock-Huessys gab es und gibt es kein Amt. Kein Zufall, daß der Evangelist Johannes von ihm mit solcher Liebe genannt wird.

Die beiden Schriften über den Gang der Revolution zeigen aber, wie sehr Rosenstock-Huessy die dem deutschen Universitätsprofessor fremdartigen Erlebnisweisen erlebt hat, wie sie sein Eigentum wurden, wie er sie zurückließ, indem er sie als Vergangenheit anerkannte, erstmals in ihrer Vollzahl.

Und von daher sind, Wilfried Rohrbach, alle Ihre Satzteile Schritte zurück, in längst besetzte Herbergen.

1) *Wenngleich* – damit schafft man als Sprecher einen Leerraum, in den erst einmal Stützen und Widerstützen gebracht werden, erfahrenes Material, das als Spiegel aufgestellt wird.

2) Das Demonstrativpronomen *dieses* stellt als einleuchtend und sichtbar dar, was doch nur als erlebte Erfahrung von dem Hörer gesagt werden dürfte. Wer hat es Ihnen erlaubt, diesen Sockel zu errichten?

3) *Fachbereich, Universitätsdisziplin* – der modernere Ausdruck zuerst, unbestimmte Nennung der deutschen Universitätsverfassung dann: *Fakultät* schließt nämlich Disziplin und politische Verantwortung ein.

4) Hier ist plötzlich etwas deutlich, was seiner Art nach undeutlich ist: *Unbehagen*.

5) Spätestens hier fragt sich der Leser: wer spricht? *Unbestreitbar* – wissen Sie eigentlich, was Sie damit tun, Herr Rohrbach, daß Sie Eugen Rosenstock-Huessy hübsch bestatten und ihm die Gegenwart rauben? Darum muß ja gerade gestritten werden!

6) Ich verstehe gar nicht, was das *H* da noch soll – *ER*, der großgeschrieben, wäre immerhin ein geläufiges Pronomen.

7) Das Denken ist ein Kreis und hat seine Mitte, ein Spinnennetz für die Beute? Welch ein Rückschritt ins ptolemäische Weltbild!

8) Der darin enthaltene Aussagesatz: *Luther prägte theoretische Denker* – ist doch wohl absurd.

9) Welch ein Eisblock. Zum Auftauen würde ich vorschlagen: *multilaterale*, statt *universale*.

10) Wer ist nun hier *ihn*? Luther oder Rosenstock-Huessy? Wenn Rosenstock-Huessy, wie der Leser vielleicht eher vermutet, dann ist die Begründung für *unbestreitbar, daß* immerhin hinfällig. Hier schlagen einem die Eisblöcke aber um die Ohren, bei *capax* tuts direkt weh.

11) Was ist *eigentliche Tiefen*-ausmessung? Bei *Selbstverständnis* geht mir der Atem aus, und ich frage noch von einer anderen Seite nach dem Sinn: liegen die lateinischen Wörter

| | | |
|--------------------|-------------------------------|------------------------------|
| <i>universal</i> | <i>Kondeszenz</i> | <i>Aspekt</i> |
| <i>Universität</i> | <i>finitum capax infiniti</i> | <i>conditio sine qua non</i> |
| <i>Disziplin</i> | <i>Dimension</i> | <i>orientiert</i> |

trinitarisch
Explikation

in dem Satz als gebändigte Erfahrung, oder liegen sie nicht vielmehr als wahre Dämme vor dem Fachbereich?

Vielleicht stimmt, ohne Beckmesser und Beckenbauer, folgender Satz:

Eugen Rosenstock-Huessy hat das Sprechen in Fächern für vorläufig gehalten. Aber als Theologe von ihm zu sprechen, dazu ermutigt das Zeugnis von Kreuz und Auferstehen Jesu Christi in allen seinen Schriften: ein Aufsatz heißt „Vivit Deus“ – und Heißen und Sein treffen in der Sprache, die Rosenstock-Huessy niedergeschrieben hat, aufeinander.

Müde bin ich, geh zur Ruh –

Ihr Eckart Wilkens

4. An Kar Heinz Potthast

Köln-Ehrenfeld, ein halbes Jahr vor dem Christfest A.D. 1974

Lieber verbindlicher Zeitgenosse Karl Heinz Potthast!

Sehen oder zugrundegehen – das nennt Teilhard de Chardin, mit Vornamen Petrus, in dem Prolog zu seiner *summa, Le Phénomène Humain*, das Existenzproblem des Menschen. Die Kenner, die sehen.

Als Primaner habe ich die deutsche Ausgabe *Der Mensch im Kosmos* des in Peking Juni 1938 bis Juni 1940 geschriebenen Buches gelesen, fasziniert durchaus von den Horizonten in der – physikalischen – Zeit, auf die die Aufmerksamkeit gerichtet wird, und von der Aufgabe, das Schicksal des Menschengeschlechts unter einem Gesichtspunkt zusammenzufassen.

So war es eines der beiden Bücher, die mich für die Schriften Rosenstock-Huessys vorbereiteten.

Das andere war Leopold Zieglers *Lehrgespräch vom allgemeinen Menschen*, das mich schon von den Gesprächspersonen des erdachten Gespräches interessierte, dem betagten Freiherrn von Risach und seinem jugendlichen Gastfreund Heinrich Drendorf aus Stifters *Nachsommer*. Über den *Nachsommer* hatte ich während des halben Jahres, für das wir in der OIIIg, ein einzigesmal während der neun Gymnasialjahre, guten Deutschunterricht bei Herrn Krämer genossen, einen Aufsatz geschrieben, in dem die Struktur des Romans gesehen war. Wie im Traum, einem Roman des 19. Jahrhunderts angemessen.

Auch Paul Ernsts *Erdachte Gespräche*, von meinem Vater abends vorgelesen, unterstützten das Interesse.

Aber Zieglers Gespräch ist ja als solches unmöglich, es bewegt sich gleichwie die Holztäfelchen und der Marmor im *Nachsommer*.

Jetzt war ich für den vierten polemischen Brief auf der Suche nach einem Darwinisten, Teilhard de Chardin als moderne Version kam mir in den Sinn, ich nahm das Buch wieder zur Hand und war zum Lachen gerührt.

Auf Seite 189 steht nämlich:

Was immer man annehmen mag, eines ist sicher und allgemein anerkannt: der Mensch, den wir am Ende des Quartärs auf der Erde wahrnehmen, ist wirklich bereits der heutige Mensch – und zwar in jeder Hinsicht.

Natur-Welt minus Sprache; es ist einleuchtend, daß es dem Naturwissenschaftler so erscheinen muß.

Dann auf Seite 209:

Die Evolution sollte nichts als eine Theorie, ein System, eine Hypothese sein...? Keineswegs! Sie ist viel mehr! Sie ist die allgemeine Bedingung, der künftig alle Theorien, alle Hypothesen, alle Systeme entsprechen und gerecht werden müssen, sofern sie denkbar und richtig sein wollen.

Ein Licht zu erleuchten die Heiden - -

Ein Licht, das alle Tatsachen erleuchtet, eine Kurve, der alle Linien folgen müssen, das ist die Evolution!

Das ist zur Zeit der Kristallnacht geschrieben, in Peking.

Im Dezember 1922 schrieb Eugen Rosenstock-Huessy an Frau Adele Rosenzweig:

Es gibt keine Tatsachen, sondern nur Menschen in der Welt. Und wenn das Leben das allgemeine Geschenk Gottes an uns Menschen ist, so ist der Tod unsere Gabe an ihn. Also auch Leben und Sterben sind keine Tatsachen mit vorgeschriebenem Ritus, sondern Attribute des Geschehens zwischen Gott und uns, sind gleichsam seine Worte und unsere Antworten. Denn mit Gott redet sich nicht in dem Geschwätz bloßer Schallwellen, sondern in ganzen Personen, die er nennt, beruft und wieder abrufen ...

Ja, was soll uns da das Licht von tausend Jahren Evolution.

Aber Teilhard de Chardin, Pierre mit Vornamen, ist doch ein gläubiger Grieche, der am Ende alles Denkbaren und Richtigen zu dem gelangt, was seit dem Quartär mit dem Menschen passiert ist – nur verlegt er das Ende seines Buches in den Endzustand der Erde:

*Kein unbegrenzter Fortschritt –
die konvergente Natur der Noogenese widerspricht einer solchen Hypothese;*

*aber eine Ekstase,
die über die Ausmaße und den Rahmen des sichtbaren Universums hinausführt.*

*Ekstase in Eintracht oder Zwietracht,
aber in beiden Fällen aus Übermaß der inneren Spannung.*

*Das allein angemessen und denkbare biologische Ende
des Phänomens Mensch. (S. 285)*

Denn in dem Augenblick des gesprochenen Worts verläßt jeder von uns die Biologie.

Aber warum komme ich damit zu Ihnen? Halte ich Sie etwa für einen Darwinisten mit Rosenstock-Tarnkappe? Oder opfere ich Sie etwa einfach der Systematik, weil ich in den vier polemischen Briefen die Datierung *nach Marx, Nietzsche, Freud und Darwin* aussprechen möchte?

Nun, ich hab mir ein System gebastelt, die Qualität irgendeiner Stelle in dem artikulierten Gebilde näher bestimmen zu können. Es ist entwickelt aus der revolutionierenden Lehre von den Ereignisstufen *Präjekt oder Attraktion, Subjekt oder der Innenraum der Kontrahenten, Trajekt oder die Gruppe der Extrahierenden oder die Erzählung von dem Auszug, Objekt oder Abstraktion*.

Entwickelt auf 16 Stufen, deren vornehmliches Anliegen durch die Wörter bezeichnet werden soll:

I PRÄJEKT

- 1) *wohin* zielt der noch gestaltlose Vorgang?
- 2) *wer* ist als Träger angesprochen?
- 3) *wem* gilt der Aufbruch?
- 4) *was* ist als Ergebnis möglich?

II SUBJEKT

- 5) *Flußbett*: der Rhythmus der Sprache und der Verständigung tritt hervor.
- 6) *Ufer*: die eingrenzenden Namen werden genannt.
- 7) *Strömung*: Strecke der innigsten Beteiligung, selbstvergessen.
- 8) *von der Mündung zur Quelle*: das Gedächtnis wird als Erhöhtes erlebt.

III TRAJEKT

- 9) *Durchbruch* in das Unsichtbare und Unhörbare.
- 10) *Weltraum*, der von dem Vorgang erfaßt und belebt wird.
- 11) *Geschichte*, die als Ereignis von dem Sprecher jetzt fortgesetzt wird.
- 12) *Richtungen*, die in all die Widersprüche lebendig auseinanderstreben.

IV OBJEKT

- 13) *Vielfalt*, als Phänomen, das sich gegen die Eindeutigkeit behauptet.
- 14) *Unendlichkeit*, die von jedem bißchen Leben bezeugt wird.
- 15) *Gestalt*, die als trajizierbares *Mundstück* dabei herausgekommen ist.
- 16) *Zahl* oder die für das Besprochene auch nach dem Sprechen geltenden Grenzen.

Es ist wirklich verblüffend, wie aussagekräftig die Sätze artikulierter Mitteilungen werden, wenn sie mit so bestimmter Erwartung gelesen und vernommen werden.

Dieses nette System gilt auf allen Artikulationsebenen wieder neu, also zum Beispiel Rosenstocks *Soziologie* hat folgende Ebenen:

I Band

II Teile, die durch Sprechweise unterschieden sind wie Vorwort und Text

III Teile des Textes

IV Untertitel (A, B)

V Kapitel (1, 2, 3)

VI Abschnitte (a, b, c)

VII Absätze

VIII Sätze

IX Sätze innerhalb von Anführungszeichen oder Klammern

X Satzteile

Die Aufmerksamkeit des Lesers ist um so genauer, je wachsender er auf allen Ebenen gleichzeitig, aber in verschiedenem Tempo, mitgeht.

Und diese Theorie, die aus dem revolutionären Entschluß, anders als herkömmlich zu lesen, entwickelt wurde, bringt mich zu dem Brennpunkt Ihres Beitrags in den *Mitteilungen*, dem 6. Satz im 6. Absatz, beide unter dem Richtwort: *Ufer, die eingrenzenden Namen werden genannt*:

- 1) *Weiterhin werden Lehrer*
- 2) *(auch die Kenner Rosenstocks)*
- 3) *pädagogisch nur Sachen durchdringen,*
- 4) *die ihnen irgendwelche Wissenschaften aufgeben.*

Da nennen Sie also die Grenzen Ihres Mediums, Ihrer Sprache:

- 1) die Richtung, in die Sie wirken können, ist durch den lange ge- und verprägten Namen *Lehrer* bestimmt: zwar möglicherweise präjektiv, aber stark trajektiv belastet;
- 2) Ihre subjektive Stelle: bislang in Klammern, eine Kennerschaft in Klammern (mein Einwand kommt noch);
- 3) die Bahn, die für derartige Sachen geformt ist: pädagogisch, der griechische Terminus nach Erziehung und Disziplin;
- 4) Ihre Stellung zur Abstraktion wird durch entschiedene Undeutlichkeit ausgedrückt: *irgendwelche Wissenschaften*.

Der Grad Ihrer Anpassung an die nicht-revolutionäre Kollegialität (ich fasse hier nur wieder zu Klammern zusammen) wird aus dem Satz scharf.

Und nun der versprochene Einwand: die Klammer, in der Sie Ihr subjektives Anliegen bergen, verbergen, beherbergen müssen, rührt her von Ihrer Kennerschaft!

Vergessen Sie den Rosenstock als eventuell vorderste Spitze der Evolution! Treten Sie als Wieder-nicht- und Nicht-mehr-Kenner aus dem Flüstern heraus! Besteigen Sie um Gottes willen nicht das geistige Raumschiff, das von irgendeiner Firma *Rosenstock* getauft wurde, mit einer Flasche *Dortmunder* womöglich!

Ja, da bin ich etwas zu schnell zum Schluß gelangt, wir haben, lieber Karl Heinz Potthast, noch Zeit.

Viel Zeit –

Ihr Eckart Wilkens

INHALT

Titel

I Bücher verkörpern

II Die Vorläufigkeit des Lesers

III *Im Notfall oder Die Zeitlichkeit des Geistes*

Für Margarete Susmann zum 14.10.1962 von Eugen Rosenstock-Huessy

IV Exkurs: *Studien zum Buch Hiob* von Ernst Bloch

V Kompositionsgesetze

VI Tabelle zu III

VII Was Eugen Rosenstock-Huessy der Margarete Susmann sagt

VIII Trinität

IX *Absichtlos und leidenschaftlich*

X Antworten

XI Vier polemische Briefe an die Autoren der

Mitteilungen der Eugen Rosenstock-Huessy Gesellschaft,
19. und 20. Folge, Frühjahr 1974

1) An Dietmar Kamper (nach Marx)

2) An Georg Müller (nach Nietzsche)

3) An Wilfried Rohrbach (nach Freud)

4) An Karl Heinz Potthast (nach Darwin)

Inhalt

Notiz vom 19. November 2002

Mit dieser Schrift und mit den vier polemischen Briefen einzeln und insgesamt habe ich wenig Zustimmung gefunden.

Freya von Moltke sagte: Diese Anleitung zum Lesen ist so schwierig, daß ich lieber gleich Texte von Rosenstock-Huessy lese.

Dietmar Kamper kam zu einem persönlichen Besuch nach Köln – antwortete sozusagen leibhaftig, nicht mit Worten.

Georg Müller gab durch Dritte zu verstehen, wie sehr ihn der Brief verletzt habe.

Wilfried Rohrbach ward nicht mehr gesehen, auch in der Rosenstock-Huessy Gesellschaft nicht, so viel ich weiß.

Karl Heinz Potthast tat bei nächster Gelegenheit erstaunt, so als wolle er sagen: Im Moment habe ich kein Dortmunder dabei.

Konrad von Moltke fand, auf Briefe keine Antwort zu kriegen, das sei gewöhnlich, aber auf vier Briefe auf einmal – das wäre zu viel.

Und also traute ich dem Geschriebenen nun auch nicht mehr besonders gern über den Weg.

Das Hören in dem komplizierten Gewebe von Mit-unterwegs- und doch Gestalt-bildend-vom-Ganzen-her-schon-tätig-sein ist das Geheimnis der Musik. Und so verstehe ich ja auch Rosenstock-Huessys Werk als die in die Sprache gekehrte Frucht der Musik der Klassiker aus Deutschland und Österreich, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert.

Daß das Lesen bei Rosenstock-Huessy in so hohem Maße das Hören verlangt – wahrscheinlich ist es wirklich das Hemmnis, das so viele Bücherkundige davon abhält, lange genug bei ihm zu verweilen.

Der Versuch, den Zeitpunkt *nach Marx, nach Nietzsche, nach Freud, nach Darwin* wirklich mit Zeitgenossen zu bestimmen, hat indessen stark befreiend und schützend zugleich auf mein weiteres Tun und Lassen eingewirkt.

Jede Prägung eines Gegenübers als Nicht- war mir verwehrt.

Jedes Schielen auf gesellschaftliche Ehren, die nicht nach diesem Datum erworben wären, war von mir abgefallen.

Die Arbeit an der Eitelkeit oder vielmehr an dem Verlieren der Eitelkeit brachte ich so zum Ausdruck, daß ich innerhalb der Arbeit an der Volkshochschule auf die Ansprüche des Dokortitels verzichtete.

Und das Gefangenwerden in irgendwelchen Booten, heißen sie nun *Rosenstock* oder anderswie, hat mir viel vom Leibe gehalten, schon allein deshalb, weil diese Position nicht so leicht verstanden wird.

Die Schwierigkeiten, die Lehre von Rosenstock-Huessy weiterzusagen hielten an. Niemand nimmt es merkwürdigerweise leicht, wenn dieser Name fällt – noch immer ist er den meisten unbekannt. Das Vor-sich-her-tragen der Fronleichnamsfahne *Rosenstock-Huessy* ist unter allen Umständen verboten: Du mußt es mit Deinen Worten sagen, Du mußt es an gegenwärtigen Dingen erläutern, erst wenn ein Zusammenhang mit Gehörtem als Nachfrage gewünscht wird, darf der Name fallen.

Das weist auf eine in das ganze Leben zwischen den drei Generationen eingewobene Undankbarkeit hin. Mit ihr werden eisern die Einaltrigkeit und ihre Interessen verfochten.

Während ich diese lebhaft und vielleicht wirklich nicht ohne Humor zu beantwortende Position nun abschrieb, neunundzwanzig Jahre und anderthalb später, also nach einer Saturnperiode, ging es mir immer wieder wie klares Erkennen durch den Kopf: es ist wie heute, als berührte ich etwas Ewiges, in der Zeitlichkeit des Geistes.

3

**FREIWILLIGE ARBEITSLAGER,
ENTWICKLUNGSHILFE,
BILDUNGSURLAUB –
STICHWÖRTER AUSSERHALB DER
ABENDVOLKSHOCHSCHULE**

I

(Vom Rednerpult aus:)

Meine Damen und Herren!

Die Beschleunigung bestimmt unseren Alltag, gibt vielen Tätigkeiten eine Tendenz, die von ihrem Ziel ablenkt, je schneller, desto besser heißt es da, die Arbeitslast ist einerseits, denken Sie an die Telefongespräche, enorm gestiegen, andererseits gehen viel Vorgänge so schnell, daß von ihnen keine scharenbildende Wirkung ausgehen kann.

Das Häuflein der sieben Aufrechten findet eigentlich kein Wirkungsfeld mehr vor, dessen Grenzen nicht mit Raummaßen, sondern mit erfüllt gelebten Zeiten anzugeben wären.

Ist es verwunderlich, daß in den musikalischen Werken dieses Jahrhunderts viele Stücke *zu lang* oder *zu kurz* genannt werden, *zu lang* – als dehnte sich bei ihrem Anhören die Zeit, *zu kurz* – so daß der Hörer nach Wiederholung verlangt?

Gestatten Sie, daß ein kleines, für eine Gruppe von vier Spielern komponiertes Stückchen den Satz *zu kurz* uns von dem auf Beschleunigung *ruhenden Verkehr* – so heißt ja der Betonklotz von Vostell zwischen Gesundheitsamt und Volkshochschule -, daß ein *Satz für Streichquartett op. 5, 1* von Anton Webern, der 1945, aber am 15. September, durch die Kugel eines Besatzungssoldaten zu Tode kam, zwischen Alltag tritt und das, was uns hier beschäftigen soll.

(Anton Webern (1883-1945, Fünf Sätze für Streichquartett op. 5, 1)

II

(1. Aufforderung, sich zu Gruppen mit je vier Personen zusammenzusetzen.

2. Verteilen folgender Zettel an alle Teilnehmer:

Die erste Urteilsbildung jeder Gemeinschaft und ihr natürlicher Ausdruck wird immer die Rechtsprechung sein. – Erörtern Sie folgenden Fall:

Ein türkischer Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland ehelicht eine deutsche Staatsangehörige. Bevor er die Frist erarbeitet hat, nach der ihm Versicherungsschutz gewährt wird, erkrankt er an Tuberkulose. Nach dem Ausländergesetz wird er ausgewiesen; seiner Ehefrau wird freigestellt, zu bleiben oder ihm zu folgen.

3. Aufforderung, sich geschlossen zum Zuhören zu setzen.)

III

(Möglichst inmitten der Gruppe, auf gleicher Ebene:)

Meine Damen und Herren!

Wie merkwürdig ist es doch, daß die bei Bewerbungen mitgereichten Lebensläufe im Laufe des Lebens, je betagter der Bewerber ist, um so kürzer werden. Das für die Bewerbung Wichtige wird eben im Lebensablauf so sehr bekannte Form, daß es keiner Erläuterung des Noch-Ausstehenden bedarf, mit anderen Worten: Der junge Mensch schreibt sich, indem er sein Gedächtnis von seinen Vorstellungen her befragt, in das im Ernst beabsichtigte Leben hinein, der ältere dagegen gewinnt im Akt des Niederschreibens weitere Distanz, er schreibt sich heraus – es bleibt nur noch stehen, was sozusagen ohne weiteres Zutun von ihm übrigbleibt.

Ähnlich verhält es sich aber auch mit dem, was wir einander sagen. Als Jünger – ich gebrauche absichtlich die luthersche Übersetzung des griechischen Wortes *Lernender* – sprechen wir uns mit Rede und Antwort in die Zusammenhänge hinein, die unsere Aufmerksamkeit mehr oder weniger grob in Anspruch nehmen; als Lehrer öffnen wir dagegen den Mund, um mit dem Reden aus dem, was uns beschäftigt hat, wieder herauszugelangen. Jeder, der einmal andere unterwiesen hat, kann die Freiheit und Klarheit bezeugen, in die eine Sache nachdem eintritt.

Die Möglichkeit, sich in den Lebenslauf hineinzusprechen, muß nun jeder erhalten, der zu einer seelischen Existenz gelangen will, das heißt: der etwas in Ereignissen und Erlebnissen findet, was über alle Einschnitte und Brüche hinweg *eins* bleibt für die gesamte Lebensdauer. Die Möglichkeit muß geboten sein etwa im dritten Lebensjahrzehnt, wenn in einer der vielen Formen die Aufgabe angemeldet wird, an Jüngere etwas Erlebtes, Erfahrenes, Gewußtes, Verbürgtes weiterzugeben. Ich erinnere mich noch recht gut an den Schock, als ich bei einer Darstellung der *Abbey Road*-LP der Beatles nicht mehr daran vorbeikam, daß ich nun nicht mehr zu den Jüngeren gehörte, weil die Art, wie die jüngeren Zuhörer umgeformt waren, eine so ganz andere war oder schien, als die ich an den Gleichaltrigen miterlebt hatte.

Wirksam wird nun dieses Hineinsprechen in den Lebenslauf, wenn es in gegenseitiger Öffnung geschieht, so daß die mitgebrachten Weltanschauungen durchsichtig und die Konturen des wirklichen Gesichts ihrer Träger aus dem Schlagwörternebel heraustreten. Das Erzählen der Lebensläufe verwandelt die Beziehungen.

Da wir heute nicht in diesem Sinne zusammengekommen sind - wir würden ja damit nicht einmal in den kleinen Gruppen sorgfältig vorankommen können -, möchte ich erzählen, welche Stelle im Lebenslauf, in der Biographie die freiwilligen *Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten in Schlesien* 1928, 1929 und 1930 bei Eugen Rosenstock-Huessy einnehmen, der sie durchgeführt hat.

Dabei möchte ich die Form des Heraussprechens wählen, wie ich vorhin meinte, das heißt, den Lebenslauf vom Tode her rückwärts betrachten. Es ist ja die einzige Betrachtungsweise, die die Form-erkennende Kraft richtig nützt. Mir liegt daran, hier auszusprechen, daß die Form eines Lebenslaufes nur von dem erkannt werden kann, der den Tod überlebt, der von der Todesstunde zur Geburtsstunde den ganzen Bogen schlagen und sehen kann.

Das Ergebnis möchte ich zuerst nennen:

Eugen Rosenstock-Huessy hat gelebt, um durch sein Leben und all das, was es bewährt hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, den Namen Adolf Hitler aller beschwörenden Macht zu entkleiden, so daß er nicht mehr Kraft hat, Zukunft und Vergangenheit zu vergiften und die Gegenwart mit Stummheit zu schlagen.

Ich wiederhole diesen Satz:

Eugen Rosenstock-Huessy hat gelebt, um durch sein leben und all das, was es bewährt hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, den Namen Adolf Hitler aller beschwörenden Macht zu entkleiden, so daß er nicht mehr Kraft hat, Zukunft und Vergangenheit zu vergiften und die Gegenwart mit Stummheit zu schlagen.

Die freiwilligen Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten in Schlesien 1928, 1929 und 1930 gehören in diesen Zusammenhang, den ich nun genauer erläutern möchte.

Mir als Nachgeborenem ist schon oft bedeutet worden, daß man die Wirkung Adolf Hitlers, die bannende Kraft seiner Erscheinung wohl nur als Zeitgenosse der Ereignisse begreifen könne. Alle Umstände, all das, was in der Luft lag, müsse gegenwärtig sein, um zu verstehen, wie solch ein Unsinn solche Verbreitung fand. Wenn das so bleibt und selbst das Verständnis eingekesselt bleibt in den wahnhaften Grenzen – dann behält der Name Adolf Hitler seine bannende Kraft. Die durch Eugen rosenstock-Huessy bewährte Art, auf etwas zu hören, das einer spricht, öffnet aber den durch Wahn gezogenen Raum.

In dem ersten auf deutsch geschriebenen Aufsatz, der in dem Artikel *Arbeitslager* im *Handwörterbuch des deutschen Volksbildungswesens*, Breslau 1933, 1947 in der University of Chicago Press erschien, *Rückblick auf die Kreatur – Die Kreatur*, das war eine von Joseph Wittig, Martin Buber und Victor von Weizsäcker herausgegebene Zeitschrift – heißt es am Schluß:

Das Schicksal des Sprechers und des Schreibers unter ihren eigenen Worten – das ist die neue Frage.

*Aber sobald ich selber durch mein Wort werde,
überfällt mich eine unerhörte Furcht,
eine große Ehrfurcht vor meinem Wort.
Es hört auf, bloß „mein“ Wort zu sein.
Denn nur Namen wollen sich selber machen.
Sobald ich das Sprechen nicht als Mitteilung,
sondern als die Weiterschöpfung meiner selbst ansehen muß,
Weiß ich auch schon,
daß an meinem Wort jemand mitspricht,
der größer ist als ich,
nämlich der Gott, an den ich jeweils glaube,
während ich mir zuspreche
und während ich aussage.*

*Dies ist also das Neue.
Das 19. Jahrhundert fragte:
was tut der Denker den Dingen an, die er denkt?
Wir fragen:
was geschieht dem Sprecher dadurch, daß er spricht?
Und wir antworten,
er betritt Neuland;
und indem der Mensch spricht,
entdeckt er in sich selber den Unterschied von Gott, Mensch und Tier,
der allein unser Sprechen wahr und wahrhaftig macht,
weil unser Wort sich in unserem Leben bewähren muß.*

Das Schicksal des Sprechers und des Schreibers unter ihren eigenen Worten – mit dieser neuen Frage lade ich Sie zur Besichtigung einiger Sätze ein, die Adolf Hitler, 34-jährig, 9 Tage nach dem Rücktritt der Regierung Cuno, 8 Tage, nachdem Stresemann zum erstenmal in Deutschland eine Regierung der Großen Koalition gebildet hatte, am 21. August 1923 bei einer Kundgebung in München sprach:

1. Satz

Du selbst, du einzelner, entgehst nur der Sintflut, wenn das ganze Vaterland über die Wogen emporgehoben wird.

2. Satz

Der Reichstag wird entweder weichen der Diktatur des internationalen Judentums, genannt Diktatur des Proletariats, oder der Diktatur der nationalen Reinigung!

3. Satz

Aber Wirtschaft ist nicht das Volk!

4. Satz

Hochöfen können bersten, Kohlengruben ersaufen, Häuser mögen zu Asche verbrennen – wenn nur ein Volk dahinter aufsteht, stark, unerschütterlich, zum Letzten entschlossen! Denn wenn das deutsche Volk wiederaufersteht, dann wird auch das andere alles wieder auferstehen.

5. Satz

Hinter dem brennenden Ruhrgebiet hätte ein solches Volk seinen Widerstand auf Tod und Leben organisiert.

Sintflut, weichen, Reinigung, das Volk, wieder aufersteht – all dies sind Wörter, die in dem Hörer das aus dem Alten und Neuen Testament Gehörte wieder wachrufen und auf die Sätze insgesamt die Macht prophetischer Verheißung übertragen sollen.

Um das zu verdeutlichen, stelle ich zu den Sätzen Adolf Hitlers nun Sätze aus der Bibel.

1. Satz

Du selbst, du einzelner, entgehst nur der Sintflut, wenn das ganze Vaterland über die Wogen emporgehoben wird.

Dazu:

Joh. 5, 31:

So ich von mir selbst zeuge, ist mein Zeugnis nicht wahr.

1. Mose 9, 11:

Soll hinfort keine Sintflut mehr kommen.

1. Mose 12, 1, an Abraham:

Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft.

Hitler hebt also drei in der Bibel bezeugte Verheißungen auf: 1. das Zeugnis von mir selbst ist nicht wahr, sondern Wahn, 2. eine Sintflut wegen der Verderblichkeit der Menschen soll nicht mehr kommen – Katastrophen brauchen nicht mehr als Strafe genommen zu werden, 3. der Weg des Glaubens führt aus dem Angestammten heraus in das zunächst ganz Unvorstellbare.

2. Satz

Der Reichstag wird entweder weichen der Diktatur des internationalen Judentums, genannt Diktatur des Proletariats, oder der Diktatur der nationalen Reinigung!

Dazu:

Jes. 54, 10:

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.

Matth. 23, 25:

Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln reinlich haltet, inwendig aber ist's voll Raubes und Fraßes!

Der Hitlersche Satz hat das Pathos eines Tempelreinigers, der die wahre Religion wieder einsetzt. Die beiden Bibelstellen bezeugen aber, wie es, entgegen den Lügen, gekommen ist.

3. Satz

Aber Wirtschaft ist nicht das Volk!

Hier konnte sich Adolf Hitler die von Luthers Übersetzung mitgeprägte Haltung zunutzemachen, die in Joh. 2, 16 erscheint:

Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhause.

Der vierte Satz ist besonders trüchtig an blasphemischen Anklängen; zunächst die Bibelstellen:

Zu ersäufen:

Hebr. 11, 29

Durch den Glauben gingen sie durchs Rote Meer, wie durch trockenes Land; was die Ägypter auch versuchten und ersoffen.

Zu verbrennen:

2. Petr. 3, 10

Es wird aber es Herrn Tag kommen wie ein Dieb in der Nacht, an welcher die Himmel zergehen werden mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen, und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen.

In der Nähe steht ein andere Satz, der in dieselben Bewegungen gehört:

2. Petr. 3, 8

Eins aber sei euch unverhalten, ihr Lieben, daß ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag.

Zu stark:

1. Kor. 16, 13

Stehet im Glauben, seid männlich und seid stark.

Zu das Volk:

Offenbarung 21, 3

Sie werden sein Volk sein, und er wird ihr Gott sein.

Zu aufersteht:

1. Kor. 15, 20

Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen.

Zu das andere alles:

Röm. 8, 21

Denn auch die Kreatur wird frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Meine Damen und Herren!

Es ist nicht einfach fromme Gewohnheit, die mich zu diesen Bibelstellen bringt. Bedenken Sie, daß die Mehrzahl derer, die behaupten müssen, Adolf Hitlers Wirkung sei letzten Endes unerklärlich, die genannten Sätze als wichtige, existentiell orientierende Weisung, sicher oft abgewertet und lieblos gesprochen, gehört haben – und dort, wo es geheißen hatte:

Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen,

in dieser ernsten, für Tod und Leben angesprochenen Schicht entstand auch der Widerhall auf Adolf Hitlers Beschwörungen(**4. Satz**):

Hochöfen können bersten, Kohlenruben ersaufen, Häuser mögen zu Asche verbrennen – wenn nur ein Volk dahinter aufsteht, stark, unerschütterlich, zum Letzten entschlossen! Denn wenn das deutsche Volk wiederaufersteht, dann wird auch das andere alles wieder auferstehen.

Indem Hitler den Jüngsten Tag ansagte und ihn zu veranstalten ankündigte, lähmte er die seelischen Kräfte, die in der deutschen Nation in der Universität und am Familientisch gegen den Druck der Unfreiheit gebildet und gepflegt worden waren – die Kraft nämlich, allem Gestalteten das Noch-Werdende, das Noch-Unsichtbare als gleichwertig entgegenzustellen. War diese Kraft einmal ausgeschaltet, ließ sich mit dem Stromkreis der deutschen öffentlichen Sprache machen, was Blindheit und Taubheit nur wollten.

Der **5. Satz** vom 21. August 1923 macht die Antwort auf die Frage leicht, was das Schicksal des Sprechers unter seinen eigenen Worten bedeutete:

Hinter dem brennenden Ruhrgebiet hätte ein solches Volk seinen Widerstand auf Tod und Leben organisiert.

So ist es ja eingetreten, nur noch etwas schlimmer, mit den wahnhaften Verzerrungen, daß nicht nur das Ruhrgebiet, sondern die ganze Welt von Pol zu Pol brannte, daß ein solches Volk durch den Schwur Heil Hitler! in den einen Namen Adolf Hitler gepreßt wurde, daß auf Tod und Leben hinter brennenden Drähten und vor brennenden Öfen organisiert wurde, z.B. Goldzähne.

Der um 9 Monate ältere Eugen Rosenstock-Huessy hatte die Wahnkrankheit, ein *Lügenkaisertum*, schon 1919 in einer gedruckten Schrift vorausgesagt, und es ist, bei allem Ernst, spannend, wie Eugen Rosenstock-Huessy mit Adolf Hitler, der eine Name mit dem anderen, einen Wettlauf in unserem Jahrhundert machten, dessen Ergebnis offenbar erst aussprechbar wird, nachdem Rosenstock-Huessy vierzig Jahre, nämlich 1933 bis 1973, *Ja und Nein* in den Vereinigten Staaten, in einer andern Sprache, bewährt hat.

Siebzig Jahre hat dieser Wettlauf gedauert, fast 28 Jahre über den Selbstmord Adolf Hitlers mit der ihm am Vortag angetrauten Eva Braun hinaus. Dieser Selbstmord verwirklichte die Buchtitel Rosenstocks aus den Jahren nach 1918: *Siegfrieds Tod, Der Selbstmord Europas, Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution*.

Die *freiwilligen Arbeitslager in Schlesien*, meine Damen und Herren, bilden in diesem Wettlauf den wichtigsten Schritt im dritten Jahrzehnt.

Um welchen Preis ging denn eigentlich der Wettlauf? Um die *Entdeckung des Unterschiedes von Gott, Mensch und Tier in uns selber, der allein unser Sprechen wahr und wahrhaftig macht, weil unser Wort sich in unserem Leben bewähren muß*. Wie ungewöhnlich dieses Laufziel sich anhört, das könnte ja ein Hinweis für die Wichtigkeit sein.

Ich will nun diesen Wettlauf schildern, indem ich die wichtigsten Daten der beiden Lebensläufe gegenüberstelle, mich dabei aber an den Rhythmus halte, der das Leben Eugen Rosenstock-Huessys gliedert.

(Die folgende Tafel, auf Zetteln verteilt, wird erläutert:)

| Eugen Rosenstock-Huessy 1888-1973 | Adolf Hitler 1889-1945 |
|--|--|
| 6.7.1888 Berlin, Sohn eines jüdischen Bankiers | 30. 4.1889 Braunau, der unehelich geborene Vater heißt seit 1876 nach dem Pflegevater Hiedler Hitler, Oberoffizial im österreichischen Zolldienst Linz, Steyr |
| 1902 Beginn der Beschäftigung mit dem Thema Sprache 1909 Doktor-Examen 1912 <i>Ein Landfrieden</i> , Memorandum zum Arbeitsdienst | 1903 Tod des Vaters Alois 1905 Verlassen der Schule (als Krankheitsgewinn) 1907 Tod der Mutter Klara geb. Pölzl (3. Frau des Alois) Wien 1910 im Männerheim mit August Kubizek |
| 1912 Leipzig Privatdozent für Rechtsgeschichte 1914 Heirat mit Margret Huessy 1914 Verdun, Front-Offizier 1915 Korrespondenz mit Franz Rosenzweig 1919-21 Werkzeitung bei Daimler, Stuttgart | 1913 Flucht nach München (vor dem Militär) 1914 Kriegsfreiwilliger, als solcher staatenlos, Meldegänger 1919 Schulungsredner für die Soldaten, die entlassen werden sollten Lernt als Spion die Deutsche Arbeiterpartei kennen, Mitglied Nr. 55 1920 Gründung der NSDAP 1921 Parteivorsitz |
| 1923 Breslau, Ordinariat für Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Handels- und Arbeitsrecht 1924 <i>Angewandte Seelenkunde</i> 1925 <i>Soziologie</i> 1926 Im Kampf um die Erwachsenenbildung (mit Werner Picht) 1926 <i>Industrierecht</i> 1927/28 <i>Das Alter der Kirche</i> (mit Joseph Wittig) 1928-30 Die Schlesischen Arbeitslager 1931 <i>Die Europäischen Revolutionen</i> 1931 <i>Das Arbeitslager</i> | 1923 8./9.11. Hitler-Putsch, Landsberg Festungshaft <i>Mein Kampf I</i> 1925 Neugründung der NSDAP 1926 Mein Kampf II 1928 Villa „ Berghof “ 1929 Die <i>Harzburger Front</i> (11.10.) 1930 Ulmer Reichswehrprozeß 1932 Braunschweiger Regierungsrat, deutscher Staatsbürger 1932 Kandidat bei der Reichspräsidentenwahl mit Paul von Hindenburg, Theodor Düsternberg, Ernst Thälmann |

| | |
|--|---|
| 1933 Einwanderung in die USA Harvard 1935 Dartmouth College (1935-1957) 1937 Norwich Four Wells 1938 <i>Out of Revolution</i> (Johannistag), 16.11. Segensbrief der Paula Rosenstock 1940 Camp William James, Tunbridge | 1933 Reichskanzler (30.1.) 1934 Röhm-Putsch (30.6.) 1935 allgemeine Wehrpflicht 1936 Rheinlandbesetzung 1938 März: Anschluß Österreichs Oktober Besetzung des Sudetenlandes 9./10.11. Reichskristallnacht 1939 März Besetzung der Tschechoslowakei August: Hitler-Stalin-Pakt 1.9. Angriff auf Polen |
|--|---|

| Eugen Rosenstock-Huessy Forts. | Adolf Hitler Forsetz. |
|--|---|
| 1933 Einwanderung in die USA Harvard 1935 Dartmouth-College (1935-1957) 1937 Norwich Four Wells 1938 <i>Out of Revolution</i> (Johannistag), 16.11. Segensbrief der Paula Rosenstock 1940 Camp William James | 1933 Reichskanzler (30.1.) 1934 Röhm-Putsch (30.6.) 1935 allgemeine Wehrpflicht 1936 Rheinlandbesetzung 1938 März: Anschluß Österreichs Oktober Sudetenland 9./10.11. Reichskristallnacht 1939 März Tschechoslowakei Aug. Hitler-Stalin-Pakt 1.9. Angriff auf Polen |
| 1942 1945 23.1. Märtyrertod des Helmuth James von Moltke (1907-1945) | 1942 Oberster Gerichtsherr der Nation 1944 20. Juli Attentat 1945 15. April Eva Braun öffentlich bei Hitler 29. April Antraung der Eva Braun 30. April Selbstmord nach Vergiftung der Eva Braun und des Hundes Blondi |
| 1945 Advent: <i>The Christian Future</i> 1947 <i>Rückblick auf die „Kreatur“</i> 1948 <i>The Multiformity of Man</i> | |
| 1950 Göttingen <i>Das Geheimnis der</i> <i>Universität</i> , Berlin, Münster 1951 <i>Der Atem des Geistes</i> 1951 <i>Die Europäischen Revolutionen</i> 1957 <i>Frankreich-Deutschland</i> 1956/58 <i>Soziologie I und II</i> 1957 <i>Zurück in das Wagnis der</i> <i>Sprache</i> 1958 <i>Das Geheimnis der Universität</i> 1959 Margrit Huessy gestorben | Theodor Heuß (1884-1963), 1949- 1959 Bundespräsident Konrad Adenauer (1876-1967), 1949- 1963 Bundeskanzler 1960 Paula Hitler gestorben (Schwester Adolf Hitlers) |
| 1963/64 <i>Die Sprache des</i> <i>Menschengeschlechts</i> 1964 <i>Der unbezahlbare Mensch</i> 1965 <i>Des Christen Zukunft</i> 1965 <i>Dienst auf dem Planeten</i> Freya von Moltke in <i>Four Wells</i> 1968 <i>Ja und Nein (Autobiographische</i> <i>Fragmente)</i> 1965 <i>Königshaus und Stämme</i> (1914) 1969 <i>Speech and Reality</i> 1969 <i>I am an impure Thinker</i> | Heinrich Lübke (1894-1972), 1959- 1969 Bundespräsident Ludwig Erhard (1897), 1963-1965 Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (1904), 1965- 1969 Bundeskanzler Willy Brandt (früher Karl Herbert Frahm) (1913), 1969-1974 Bundeskanzler Gustav Heinemann (1899), 1969- 1974 Bundespräsident |
| 1973 24.2. gestorben 26.2. begraben in Norwich, Vermont Freya von Moltke bleibt in <i>Four Wells</i> | |

Die Angaben zu den Lebensläufen sind für Adolf Hitler der 16. Auflage des *Großen Brockhaus* 1952 und *Collier's Encyclopedia* 1965 entnommen; für Eugen Rosenstock-Huessy der *Biography* und *Bibliography in den Bänden Speech and Reality* und *I am an impure Thinker* von 1969, den *Autobiographischen Fragmenten Ja und Nein* 1968, dem Nachruf von Lieselotte Liebrich-Dedi aus Zürich und mündlichen Mitteilungen Konrad von Moltkes.

Fast in jedem Punkt ist die Gegenüberstellung lehrreich.

Das Wesentliche: **Eugen Rosenstock** nimmt im Laufe der sieben Jahrzehnte an Zeitenfülle wachsend zu, um den Preis des Wirkungsraumes und der Mittel, die vervielfältigen könnten, was er zu sagen hatte; das Datum für die Zeitenfülle: 1963/64, im achten Lebensjahrzehnt, erscheint in Heidelberg das Hauptwerk *Die Sprache des Menschengeschlechts*, zu dem er zwei Menschenalter lang unterwegs war – das Datum für den Raumverlust: die Demigration – wie ich hier einmal sagen möchte – 1933;

Adolf Hitler dagegen gewinnt im Laufe seines Lebens keine Zeit durch Eingliederung in soziale Verbände, verfehlt die Wendung von extensivem Wachstum und lebt daher so lange, bis der Wahn-Raum des Unrechts zerplatzt, ganz Europa wurde entwirklicht.

Also, wie es die Titel der *Soziologie* von 1956/58 ausdrücken, hier *Die Vollzahl der Zeiten*, da *Die Übermacht der Räume*; hier das Einatmen aller Zeiten in den immer genauer von der – auch atmenden – Haut geformten Leib, dort das In-Flammen-setzen der geschichtlich geschaffenen Lebensräume – das letzte Wort Adolf Hitlers sprach eben nicht die Zunge, sondern der an den Gaumen stoßenden Pistolenlauf.

Einzelne Punkte möchte ich hervorheben:

1. Der Zeitgewinn, den Eugen Rosenstock-Huessy vor Adolf Hitler hatte, ruht unantastbar in seinem Elternhaus, in Berlin, im Hause des jüdischen Bankiers Rosenstock, wo das Weihnachtsoratorium Johann Sebastian Bachs bekannt und erkannt war. - Als Adolf Hitler geboren wurde, trug sein Vater erst seit 13 Jahren einen gültigen Namen.
2. Die Mutter Eugen Rosenstock-Huessys nahm eine Woche nach der Reichskristallnacht, aus ihrer Wohnung verjagt, von ihren Angehörigen Abschied und segnete sie. - Adolf Hitler ließ die krebskranke Mutter im Stich und ging nach Wien, um für sein Nichtsnutz-Dasein Abnehmer zu finden.
3. Für 45 Jahre stellte Margrit Huessy für Eugen Rosenstock-Huessy den tapferen, leiblichen Widerspruch dar. - Einen einzigen Tag währte die Tausendjahr-Ehe Adolf Hitlers mit Eva Braun, die mit Mord und Selbstmord ihre Seelenlosigkeit eingestand.

4. Walter Hammer (1888-1966) nannte Eugen Rosenstock-Huessy 1958 den „Erzvater des Kreisauer Kreises“. Inmitten des Heidenwahns bezeugte Helmuth James von Moltke am 23. Januar 1945, daß er weder der Sohn Adolf Hitlers, noch der Sohn Eugen Rosenstock-Huessys, sondern durch den Namen Jesu Christi Kind, anerkannter Erbe, der Namen-stiftenden Kraft Gottes war: der Gerichtshof hatte nämlich sonst nichts an ihm gefunden. Dieser Tod schuf neu die Unterscheidung von Gott, Mensch und Tier: Gott waltet durch, in und mit allen Zeiten, Mensch erfährt im lebendigen Wachstum die Vollzahl der Zeiten, Tier beschwört die Übermacht der Räume des kranken Wachstums, das die Umkehr der Richtung nicht kennt, und geht ohne Zeit zugrunde. - Ohne Zeit, das heißt auch ohne Erben, wie Adolf Hitler.

5. 1928 baute sich Adolf Hitler von dem Geld seines Buches *Mein Kampf* eine Villa und nannte sie *Berghof* – 1937 baute Eugen Rosenstock-Huessy in Norwich/Vermont ein Haus und nannte es *Four Wells, Vier Quellen*. – Hitler kam 5 Jahre später nach Berlin – Rosenstock-Huessy blieb an dem Ort mehr als 35 Jahre.

6. Im Jahre 1926 fand die *Begegnung* Adolf Hitlers mit Eugen Rosenstock-Huessy statt: gegen das Buch *Mein Kampf* erschien, mit Werner Picht zusammen an die Öffentlichkeit gebracht, das Buch *Im Kampf um die Erwachsenenbildung*. Der nächste Schritt in der Kontroverse waren dann die *Schlesischen Arbeitslager* gleichzeitig mit der *Harzburger Front*, einem durch Vernichtungswillen geschmiedeten Zusammenschluß.

7. Die Buchtitel Eugen Rosenstock-Huessys sind das schriftliche Zeugnis vom Schicksal unter dem Wort, ebenso wie der Buchtitel Adolf Hitlers von der Macht des in Lüge verkehrten Wortes zeugt: es war nämlich ein Kampf um nichts als das Possessivpronomen der Wahn-Gottheit Ich.

Meine Damen und Herren!

Die beiden Lebensläufe habe ich hergebracht, um unsere Beziehungen zueinander zu verwandeln.

Wie ich dazu komme, ergibt sich erst aus einem weiteren, den Vornamen Eugen zu hellem Klang anregenden Umstand: In dem autobiographischen Fragment *Mihi es propositum*, geschrieben 1950, ergänzt 1965, erschienen 1968, heißt es unter der Überschrift *Meine geistige Existenz nach wie vor*:

Vier Jahrzehnte, von 1920 bis 1942, hat mich das Wort Sprache zum Schemel seiner Neuausrufung gemacht. Als Namen haben wir es wiederausrufen müssen, nachdem es ein bloßer Begriff geworden war.

Und etwas weiter:

Ich erzähle also nicht mein Leben, denn nicht mein ganzes Leben liegt auf dem Totenacker der Natur, sondern meine Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache als Muttersprache, als Brautsprache, als Ehe- und Arbeitssprache liegt hinter mir.

Die Gliederung auf den Tafeln, die Sie vor sich haben, folgt dem an dieser Stelle ausgeführten:

1902-1912 *Ereignis-Sprache*,
 1912-1923 *Eigenschafts-Sprache*,
 1923-1933 *Eigentums-Sprache*,
 1933-1942 *Enteignete Sprache*, damit sie allen eigne.

Und nun sehen Sie, meine Damen und Herren, auf der zweiten ein zweites Stück Leben von vierzig Jahren, das ebenso in 4 Gefällstufen gegliedert ist, beginnend mit dem vierten Jahrzehnt der Liebesgeschichte Eugen Rosenstock-Huessys mit der deutschen Sprache, das also gleichzeitig das erste einer anderen Liebesgeschichte ist, nämlich der Liebesgeschichte aller Übersetzungen in alle Sprachen mit Eugen Rosenstock-Huessy –

OMNIUM HISTORIA LINGUARUM
 CONVERSARUM
 EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY NOMINE

1933-1942:

Er hört und gehorcht dem Gebot an Abraham: *Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft*. Er übersetzt seine Lebensgeschichte in eine andere Sprache, in der sie eine andere Gestalt annimmt – *Out of Revolution* ist die Konversion, die Übersetzung der *Europäischen Revolutionen* von 1931 in die amerikanische Sprache; im *Camp William James* hat er die Erfahrung mit den *Schlesischen Arbeitslagern* ins Amerikanische übersetzt. Am Ende des Jahrzehnts war Eugen Rosenstock-Huessy ein Bürger und Bürge Amerikas, indem er alles, was er mitgebracht hatte, von seinem neuen Rechtsstatus her hatte verwandeln lassen.

1942-1950:

Während Adolf Hitler sich selbst zum Obersten Gerichtsherrn der Nation proklamierte, erlitt Eugen Rosenstock-Huessy den Tod des Schweigens. Der Märtyrertod Helmuth James von Moltke löste ihm die Zunge – eine neue, neu zu sprechende, wieder neu zu sprechende Sprache entsteht, im Advent 1945, in der Zeit der Erwartung der Ankunft des Herrn, wird das Vorwort zu dem Buch geschrieben, das neu den Kern seiner Lehre enthält: *The Christian Future*.

1950-1959:

Mit der Einladung der Universität Göttingen beginnt der Rückstrom der Sprache, die Eugen Rosenstock-Huessy ergriffen hat, nach Deutschland. Die beiden Werke, die am strengsten von der wachen Vernunft eines Autors als ganzes geformt sind, erscheinen nach langen Kämpfen im Druck: die zweite Auflage der *Europäischen Revolutionen* und die zweibändige *Soziologie*. Diese Epoche, in der die Erfahrung von Lösen und Binden einem neuen Wir deutscher Zunge als Erfahrung mitgeteilt wird, wird durch den Tod der Ehefrau Margrit Rosenstock-Huessy beschlossen.

1959-1973:

Die Summa des Lebenswerkes Eugen Rosenstock-Huessys, das zweibändige Werk *Die Sprache es Menschengeschlechts, eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen* ist prinzipiell zweisprachig erschienen. In diesem letzten Lebensabschnitt, ein wahrer Lebensabend, werden ältere Werke übersetzt (*Des Christen Zukunft, Der unbezahlbare Mensch*) oder neu gedruckt (*Königshaus und Stämme*, vor allem aber Aufsätze aus der streng privaten Epoche 1942-1950, *Speech and Reality*). Die autobiographischen Fragmente *Ja und Nein*, zum achtzigsten Geburtstag erschienen, beschließen die neuen Veröffentlichungen. Wie die Wohltat der Sprache in den zweiten vierzig Jahren zuerst Eugen Rosenstock-Huessy zurückgeschenkt wurde, geht vielleicht am klarsten daraus hervor, daß Bas Leenman, ein Holländer, der nach Four Wells kam, in Rosenstock-Huessys letzten Lebensjahren jeden Mittwoch zu ihm kam, um ihm aus seinen Büchern vorzulesen. Oft soll er dabei gelacht haben über den Unsinn, wie er sagte, den er einmal geschrieben.

So sind in diesen zweiten vierzig Jahren alle die Bibelsprüche, die durch die blasphemische Wut Adolf Hitlers vergiftet worden waren, als empfangene, gehörte, erlebte, geglaubte Verheißung bewährt worden.

Wenn es aber stimmt, daß die Lähmung der durch die Verheißung wachen seelischen Kräfte den Wahn über Europa hat hereinbrechen lassen, dann, meine Damen und Herren, ist der Lebenslauf Eugen Rosenstock-Huessys für uns ein Rechtsfall, ein neues Recht stiftender Fall, das Recht nämlich, in dem Neuland zu wohnen, das der Erstling betreten hat, der daran glaubte, was er gesprochen hat.

IV

Wie dieses Neuland aussieht – und damit komme ich, meine Damen und Herren, zu den Erwartungen zurück, die durch das Thema wohl in Ihnen geweckt worden waren – davon möchte ich jetzt ein paar Ansichten liefern, Postkarten sozusagen, die im kleinen Format eine vorteilhaft-charakteristische Vorstellung geben.

Dieses in Gestalt von 5 Thesen, die Bezug nehmen auf die anderen im Rahmen des Pädagogischen Forums angekündigten Vorträge. Ich schreibe eine These an die Tafel und bitte vier von Ihnen, etwas dazu auch an die Tafel zu schreiben. Nach der kurzen Besprechung des Angeschriebenen gehen wir dann zur nächsten These.

These 1:

Das unverformte Gedächtnis behält alles, was später zum Leben kommen soll.

(Zielrichtung: Alles lernzielorientierte Lernen verformt das Gedächtnis in dem Sinne, daß der Mensch seine Zukunftsfähigkeit verliert.

Offenheit: Das Gedächtnis wird ja meist als Behälter des Erlebten betrachtet; der in der These schlummernde polemische Kern bleibt durch das Wort später verhüllt, weil es auch das kausale Denken zu ermöglichen scheint. Später heißt aber hier: von der Zukunft her (vom Tode her) in das Leben hinein bis in die Vergangenheit zurück.)

These 2:

Bildungsarbeit verwandelt extensives in intensives Wachstum. Sie ist in der Lebensperiode am wirksamsten, in der die extensive Wachstumsphase zu ihrem Ende gelangt.

(Zielrichtung: die extensive Wirtschaft in der Bundesrepublik ist ein Ergebnis der aus den Hitler-Jahren übernommenen Unfähigkeit, durch Raumverlust – Geldverlust – Zeit zu gewinnen. Die Bildungsarbeit heute muß daher an allen Bevölkerungsschichten ansetzen, damit der Generationenwechsel als Umwandlung der Wachstumsrichtung erlebt und anerkannt wird.

Offenheit: Die These bleibt in dem zeitlichen Rahmen eines einzelnen Menschenlebens. Die Unterscheidung extensiv und intensiv (von Rudolf Ehrenberg 1946 Der Lebenslauf) ist frisch, so daß sie Möglichkeiten zu Assoziationen bietet.)

These 3:

Die Leute, die Arbeit nehmen, geben ihre Zeit her.

(Zielrichtung: Die Mitbestimmung, die von den Arbeitnehmern gefordert wird, begründet diese rein kapitalistisch; notwendig wäre es, die menschliche Lebenszeit als entscheidenden Faktor der Ökonomie einzusetzen. Daher ließe sich viel stringenter die Mitbestimmung begründen.

Offenheit: Diese liegt in der Reflexion auf die Sprache, die von den Lesern gefordert ist: Arbeitnehmer, Zeitgeber.)

These 4:

Arbeiterschaft und Wissenschaft stellen Zeitabschnitte eines einheitlichen Prozesses dar, zu dem auch der Planet und freiwillige Unternehmer gehören.

(Zielrichtung: Das wirtschaftliche Leben liegt in der Einheit des Planeten. Die, die aus dieser Zukunft etwas unternehmen, sind die Träger der planetarischen Wirtschaft, mögen es einzelne oder juristische Personen sein. Die Arbeiterschaft ist die Gruppe derer, die die Last, aber auch die gemeinschaftsbildende Kraft dieses Prozesses ertragen und tragen. Die Wissenschaft muß bereit sein, von den ungelösten Problemen dieses Prozesses ihre Aufgaben zu nehmen.

Offenheit: Die Sprödigkeit der These, die in jedem Falle erst erschlossen werden muß.)

These 5:

Wenn der Schuh nicht paßt, soll man den Fuß anpassen?

(Zielrichtung: Nie darf der Mensch der Wirtschaft angepaßt werden, sie verliert dann ihre Kraft, in einem Prozeß, wie in These 4 dargestellt, eingefügt werden zu können.

Offenheit: Gleichnis, das konkrete Anwendungsgebiet ist offen oder – *ubiqui.*)

V

(Vom Rednerpult aus:)

Am 4. August 1923, also als die Regierung Cuno noch im Amt war, schrieb Wladimir Majakowski, von dem Viktor Sklovskij sagte, er sei in die Revolution wie in ein Eigenheim getreten, sei hineingegangen und habe angefangen, in seinem Heim die Fenster zu öffnen, auf Norderney schrieb dieser am 19. Juli 1893 geborene Majakowski folgendes Gedicht, das in der Übersetzung von Hugo Huppert lautet:

NORDERNEY

*Ein Provinznest wie andere – plus Sandwüstenei,
ein deutsches Seebad: Norderney.
Vom Himmel fällt bald ein Strahl, bald eine Möwe.
Das Meer sprüht Feuer und schläft wie ein Löwe.*

*Ich weile zur Kur
bei Mutter Natur:*

*bald mahnen die Wogen des Strandes Trümmer,
bald zeigt ein Delphin seine glitzernde Kraft,
bald geistert ein phosphoreszierender Schimmer,
bald schwimmt ein Abend in Moosbeersaft.*

*O Schwermut!
Ich schlucke des Wartens Wermut.*

*Ach, ließe ein Blitzschlag das Welt-Ohr tosen!
Ich glaub an die wilde, ich glaub an die baldige.
Mir schwanen auch hier Kronstädter Matrosen.
„Aurora“, die donnergewaltige.*

*Doch das Meer ist geduldig und denkt nicht an Stürme.
Kein Lüftlein streichelt des Meeres Leib.
In den Sand gewühlt, maritime Gewürme,
lungern die Badenden, Mann und Weib.*

*Bald scheint mir: der Sturmwind springt auf von der Düne.
„Ihr Herrschaften! rettet euch, seht ihr die Flagge?
Das fegt euer Fett von des Lebens Tribüne.
Sandkörner sind Kugeln, solche Sand heißt Attacke!“*

*Doch nein, der Strand kost die Schmerbäuche willig.
Kein Wind will die Damen am Zunehmen hindern.
Sie lächeln: „Wie lebt man in Deutschland jetzt billig!“
Asthmatische Schieber wärmen den Hintern.*

*Gemach, schon marschieren eure roten Rotten.
Und Liliput feselt nicht lang mehr den Gulliver.
Schon tanzt euch der Eßtisch, das Haus samt Klamotten,
schon faßt der Orkan euch und reibt euch zu Pulver.*

*Doch noch ist es so, daß die Ober hier dienen,
behäbig die Bankherren saugen an Hummern,
Faschistenfräulein frech mussolinern,
uns satt im Dämmer der Nordsee entschlummern.*

*Weß Herz vom Oktober durchwettert worden,
dem schmecken nicht Berge, dem munden nicht Meere,
nicht Waldluft im Süden, noch Seeluft im Norden, -
ein Klima nur frommt ihm: das revolutionäre!*

VI

(Wieder auf gleicher Ebene mit den Zuhörern:)

Meine Damen und Herren!

Allmählich haben Sie wohl das Recht zu erfahren, was mir denn eigentlich in den Sinn gekommen ist, den heutigen Abend so mit Ihnen zu gestalten.

In dem Artikel *Arbeitslager* des *Handwörterbuchs des deutschen Volksbildungswesens*, herausgegeben von Heinrich Becker, Dr. Adolf Narciß und Rudolf Mirbt, Breslau 1931, geschrieben von Eugen Rosenstock, heißt es:

Die grundsätzliche und fast absolute Gegnerschaft der Teilnehmer verlangte ein Hervortreten geistiger Kräfte in der Gemeinschaftsbildung. Dieser geistige Einsatz mußte über bloß intellektuelle Schulung des Wissens hinausgehen, trotz der Forderung der Arbeiter und Bauern nach solcher. Jede arbeitsteilige Gesellschaft braucht geistiges Leben, um sich aus der Arbeitsteilung immer neu zusammenzuleben, aber nur arbeitsteilige Gesellschaftsformen brauchen Geist. Das Wort „Geist“ wird allerdings hier als ursprüngliche Energiebildung, nicht als bloße Tatsachenfeststellung gebraucht. Abgeleitetes, vorher feststehendes Schulwissen gefährdet eher einen so widerspruchsvoll zusammengesetzten Kreis, statt ihn zusammenzuführen. Der Grund dafür liegt in den parteiischen Ideologien der Besucher, die jede ihnen vorgetragene angebliche Wissenstatsache sofort polemisch-widerspruchsvoll deuten.

Die geistige Tätigkeit auf den Lagern hat daher andere Wege einzuschlagen. Fünf verschiedene Wege lassen sich hervorheben:

1. *Die Beurteilung der gemeinsamen Arbeitserfahrungen.*
2. *Die Erzählung der Lebensläufe der Teilnehmer.*
3. *Die Prüfung der Mittel und Wege zu einer
von allen bejahten Notwendigkeit.*
4. *Das Anhören einer kurzen Anrede.*
5. *Der Zusammenstoß mit Älteren, die sogenannte „Führerbegegnung“.*

Die ersten vier dieser Wege habe ich, übersetzt in die Veranstaltung einer Abendvolkshochschule, mit Ihnen eingeschlagen:

1. Die Beurteilung der gemeinsamen Arbeitserfahrungen – das war die kleine Rechtsfallerörterung.
2. Die Erzählung der Lebensläufe der Teilnehmer – das war die Erzählung der Lebensläufe Adolf Hitlers und Eugen Rosenstock-Huessys, in denen wir alle, denke ich doch, einen bestimmenden Anteil unserer Lebensläufe entdecken müssen und dürfen.

3. Die Prüfung der Mittel und Wege zu einer von allen bejahten Notwendigkeit – das war die Diskussion der Thesen, die sich auf die anderen Vorträge des Pädagogischen Forums bezogen.

4. Das Anhören einer kurzen Anrede – das war das Anhören des Gedichts von Wladimir Majakowski, kurz vor der Rede geschrieben, die Adolf Hitler in München gehalten hatte.

Mit anderen Worten: ich habe versucht, am heutigen Abend und mit Ihnen das Klima zu reproduzieren, das in den Freiwilligen Arbeitslagern von 1928, 29 und 30 waltete.

Der fünfte Weg steht nun noch offen.

VII

Auch ein Politiker muß beim Rasieren in den Spiegel sehen, und auch er hat ein Recht darauf, dies zu tun, ohne sich zu schämen.

Seit jenem 15. August 1971, als Richard Nixon die Weltwirtschaft durcheinanderbrachte nach dem Motto: Right or wrong – my election, ist der nationale Egoismus wieder in Mode gekommen.

Jedenfalls dürften die Hilfsquellen dieser Erde nicht ausreichen, den Elendszirkel in den wichtigsten Entwicklungsländern zu durchstechen und gleichzeitig den materiellen Konsum in Industrieländern noch wesentlich zu steigern. Es wird Zeit, daß alle Parteien dies unseren Bürgern sagen.

Wir sind ein unterentwickeltes Land geblieben, was die entwicklungspolitische Diskussion angeht.

Der Rückfall in nationale Engstirnigkeit ist allemal leichter als die Einübung in internationale Solidarität.

Das sind, meine Damen und Herren, einige Sätze aus einem Artikel *Nach dem Rücktritt die Warnung von Erhard Eppler*, 12. Juli 1974 in der *Zeit* erschienen, nachdem er als Entwicklungshilfeminister zurückgetreten war. Zurückgetreten, weil er seinen Freunden draußen nicht erklären kann, daß man in Deutschland für die nächsten vier Jahre Steuern um gut 50 Milliarden senken muß – nach Meinung der Opposition 70 Milliarden – und daß deshalb die Entwicklungshilfe um 2 Milliarden gekürzt werden muß.

Sind es womöglich seine Freunde draußen, aus deren Umgang Erhard Eppler es hat, so lesbar zu – sprechen? Freunde aus Lima, Djakarta, Kalkutta, aus der Dritten Welt?

VIII

Ich komme zum Schluß, meine Damen und Herren, indem ich auf den Titel dieses Abends zurückkomme: Freiwillige Arbeitslager, Entwicklungshilfe, Bildungsurlaub – Stichwörter außerhalb der Abendvolkshochschule. Alle vier Formen der Bildungsarbeit sind notwendig, wenn von der Einheit des Planeten her auch das wirtschaftliche Wachstum der Welt aus extensivem in intensives Wachstum verwandelt werden soll:

Freiwillige Arbeitslager, in denen das gemeinsame Leben zwischen sonst getrennten und einander Fremden geübt wird, könnten wirksam eine Trägerschaft heranbilden, die ohne *election*, eher *incognito* die Einheit des Planeten verkörperte: sie wirkten Zukunft-schaffen;

Entwicklungshilfe, das müßte eine Art betriebsbüro sein, das auf der Erde kein konkurrierendes Außen mehr kennt und von dieser alle umschließenden, in den Satellitenbildern ja sichtbar gewordenen Wolkenhaut her den Frieden mitgestalten hülfe;

Bildungsurlaub, verstanden und vertreten als Brauch, der einem jeden von uns vielleicht einen sieben Jahrzehnte währenden, auf Gewinn der Vollzahl der Zeiten hin wachsenden Lebensablauf gliedern könnte;

die **Abendvolkshochschule**, die für alle durch die Zerstückelung der Zeit orientierungslos Gewordenen als Position außerhalb des Alltags die Möglichkeit zum Umschreiben, Übersetzen ihrer noch währenden Vergangenheit schüfe, den Wechsel aus der eigenen Sprache in die Sprache des Menschengeschlechts –

alle vier Phasen ein und desselben notwendigen Prozesses zu postulieren, ist hier mein Anliegen.

(geschrieben am 16. Juli 1974)

Notiz vom 20. November 2002

Dies war der Vortrag, mit dem ich mich dem Kollegen Dr. Hambüchen (CDU) vorstellte, der mit mir zum Vorstellungsgespräch bei dem Kulturdezernenten Dr. Kurt Hackenberg gewesen war, aber erst sechs Jahre später dann auch den Dienst in der Volkshochschule antrat. Jetzt ist er der Leiter der Volkshochschule Köln, wie das damals schon, von Herrn Stragholz (CDU), ins Auge gefaßt war.

Herr Dr. Hambüchen war damals irritiert und verärgert über die Fülle der Ansprüche, die ich an einem Abend verlangte. Wahrscheinlich aber auch über die Forderung, an Fragen geführt zu werden, die eine Entscheidung verlangten.

Überraschend, daß die Vielfältigkeit der Ansprüche gerade zum Gelingen beitrug. Ich erinnere mich noch, wie die Szene mit der Tafel und den Erörterungen zu den 5 Thesen zu einer Entspannung führten, zu einer Einfachheit des Verstehens, die ich eigentlich immer erlebt habe, wenn die Menschen zu dem ihnen Nahen gerufen wurden.

Natürlich hat es auch Spaß gemacht, mit so vielen verschiedenen Rollen ernsthaft tätig zu sein.

Die Zusammenstellung der Lebensläufe ging mir unter die Haut – ich habe nicht verstanden, wie wenig Widerhall diese Tafeln von außen her erfuhren. Von außen her: denn ich verschickte ja die vervielfältigten Manuskripte an viele andere, die an dem Abend nicht beteiligt waren.

Die Freiheit, die Abendvolkshochschule nur als den vierten Teil dessen zu betrachten, was als Erwachsenenbildung im ganzen zu geschehen hätte, haben mir die Volkshochschulleute natürlich nicht abnehmen wollen. Der *Bildungsurlaub* ist zu kurz geschneidert mit einer Woche. Die *Entwicklungshilfe* wird gar nicht als Erwachsenenbildung gesehen. Und die *Freiwilligen Arbeitslager* sind im Nazi-Schatten geblieben, weil die Nazi-Arbeitslager jedes Reden davon getrübt hatten.

Jetzt sieht man, dreißig Jahre später, daß die Abendvolkshochschule ohne die drei anderen Formen, die jeweils mehr Zeit von den Beteiligten verlangen, zu einer Schulsache wird, die je nach Laune Mittel bekommt. In der Volkshochschule Köln ist der Honorarsatz seit 1974 so gut wie nicht gestiegen – das heißt inzwischen um die Hälfte, wenn nicht noch weniger wert. Und die Zahl der Unterrichtswochen im Jahr mit 28, 29, 30 Wochen ist nach wie vor zu niedrig, als daß man damit hauptberufliche Lehrer betrauen müßte oder auch könnte.

4

SPRACHBARRIEREN – DIE RICHTIGE FRAGE**1. Ankündigung**

I Jeder erlebt es,
II daß Mißverständnisse entstehen
III oder daß Verständnis nicht zustande kommt,
IV weil die Sprecher sich auf volle Gegenseitigkeit nicht einlassen können.

V Was hindert sie daran?
VI Wie ist die richtige Frage zu stellen,
VII mit der die Sprachbarriere
VIII auch von dem zur Antwort Geforderten

IX zu nehmen ist?
X Der Vortrag ist im allgemeinen das Musterbeispiel für Sprachbarrieren.
XI Wir wollen sehen,
XII wie die Einmaligkeit

XIII und die Distanz
XIV doch fruchtbar zu machen sind.

Dienstag, 18. Februar, 20 Uhr
VHS-Forum, DM 1,- Dr. Eckart Wilkens

*(natürlich im Programm der Volkshochschule ohne die Zeilengliederung
gedruckt)*

2. Notizen und Texte, die als Material mitgebracht wurden

a) Notizen

I

- 1 Eingeständnis
- 2 Bewußt-unbewußt, Hör-Differenz
- 3 Reihenfolge Hören – Sprechen
- 4 Rosenstock-Huessy

II

- 1 Name
- 2 Pronomen
- 3 Utinam
- 4 Wittig

III

- 1 Reziprok
- 2 Verbindlichkeit
- 3 Die vier Stile
- 4 Hitler

IV

- 1 Friedensschluß
- 2 Währungsreform
- 3 Recht, Gesetz und Gnade, Revolution und Evolution
- 4 Moltke

b) Texte

1 *Eugen Rosenstock-Huessy*, Soziologie I, Die Übermacht der Räume, Kohlhammer, Stuttgart 1956, S. 195-200

2 *Joseph Wittig*, Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo, 2. Teil, Leopold Klotz, Gotha 1929 (1926), S. 108-119

3 *Adolf Hitler*, Mein Kampf II: Die nationalsozialistische Bewegung, Franz Eher Nachf., München 1927, 6. Kapitel: Der Kampf der ersten Zeit – Die Bedeutung der Rede S. 518-537

4 Freya von Moltke, Michael Balfour, Julian Frisby, *H.J. von Moltke* (1907-1945), Anwalt der Zukunft, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1975, Debatten und Hemmnisse, S. 212-220

3. Transkription

Bemerkung:

Die Transkription gibt den Text der Veranstaltung soweit verständlich wieder. Dabei sind die Eigentümlichkeiten der mündlichen Rede stengelassen, weil sie Aufschluß darüber geben, welche Barrieren vor dem freien Verstehen und Sprechen zu nehmen sind.

Beiträge der Teilnehmer stehen in Anführung, ohne weiter bezeichnet zu sein – indem die Hörschaft als vielstimmig antwortend doch der eine Partner des Sprechers ist.

Bemerkung beim Abschreiben im Jahre 2002:

Ich erlaube mir beim Abschreiben die Versprecher u.ä. wegzulassen.

I

Meine Damen und Herren,

viele Vorträge hören so auf, daß der Vortragende die Frage stellt: Haben Sie noch Fragen. Und viele von uns haben sicher auch erfahren, daß dann keine Fragen mehr kommen. Weil angesichts dessen, was der Vortragende vorgetragen hat, diese Frage absurd ist. Was soll man da noch fragen, sagt man sich, der hat doch schon alles erzählt.

Diese Frage gehört also ganz sicherlich zu den nicht richtig gestellten Fragen, zu den Fragen, die das Gespräch nicht in Gang bringen.

Wenn jemand über Sprachbarrieren spricht, sich überhaupt darüber Gedanken macht, daß es Sprachbarrieren gibt, dann muß er damit anfangen, daß er erklärt, daß auch er Sprachbarrieren kennt, daß er viele zu nehmen hat, und daß ihm so etwas zustößt.

Ich bin hauptamtlicher Mitarbeiter an der Volkshochschule - also ein Institut der Erwachsenenbildung, 1946 wieder ins Leben gerufen, und da begegnet mir diese Erscheinung, daß man nicht ohne weiteres miteinander sprechen kann, tagtäglich. Das liegt an den Voraussetzungen, die ich mache, und an den Voraussetzungen, die andere machen, ob nun bewußt oder unbewußt.

Als hauptamtlicher Mitarbeiter habe ich die Aufgabe, die Vorträge, die von der Volkshochschule veranstaltet werden, zu besuchen, um zu sehen, ob diese Vorträge den Erwartungen entsprechen, ob man sie wieder, noch einmal, ob man die Vortragenden noch einmal bitten kann, wie die Resonanz ist, um Erfahrungen zu sammeln für das nächste Programm. In den Jahren, in denen ich hier jetzt Mitarbeiter bin, habe ich hunderte von Vorträgen angehört, und dabei die Feststellung gemacht, daß es eigentlich kaum eine Redeform gibt, die Sprachbarrieren so präsent macht wie der Vortrag.

Es ist also ein Widerspruch, wenn ich über Sprachbarrieren einen Vortrag halte, in einer Form also, die gerade Sprachbarrieren voraussetzt und kultiviert.

Man kann sich dann entschuldigen und sagen: ja, ein Vortrag ist ja eigentlich auch kein Gespräch. Ein Vortrag findet ja innerhalb einer vorverständigten Gruppe statt, die von einem gewissen Wissensstande aus nun eine Differenzierung und Bereicherung vornehmen. Aber gerade diese Voraussetzung kann man bei Veranstaltungen der Volkshochschule eigentlich nicht machen. Denn - Sie wissen nie, wer kommt.

Das ist ein ganz lustiges Spielchen: Sie setzen einen Vortrag an, und man weiß vorher nie, wer kommt.

Bei einem Vortrag gibt es aber ganz bestimmte Bedingungen, die diese Sprachbarriere ausmachen und verstärken und vielleicht auch unüberspringbar machen. Dazu gehört als erstes zum Beispiel ein Pult.

Wenn ich mich hier an diese Pult stelle, dann ist das ja ganz handgreiflich eine Barriere. Dieses Pult ist so angelegt, Sie sehn es, daß ich unter Umständen im Dunkeln sprechen kann, hier ist eine Lampe angebracht, und es ist auch so konstruiert, daß Sie als Hörer keinen Einblick haben in Unterlagen, die ich hier eventuell liegen habe. Ich rede also, indem ich gleichzeitig die Möglichkeit habe, in ein Fach, im wörtlichen Sinne: in ein Fach hineinzugucken – aus dem ich dann mein großes Wissen schöpfe.

Das Pult als Barriere entlastet mich also von dem völligen Einblick, der in meine Stube, in meine Forscherstube oder Studienstube getan werden könnte. Wie schwierig es ist, hinter einem Pult stehend lebendig zu Menschen zu sprechen - auch das habe ich genügend erfahren, sehr häufig eben von der Seite, daß es eben *nicht* lebendig war, daß die Hörer *nicht* angesprochen wurden, weil der Mann ja auf seinem Pult das Gespräch hatte und das Gespräch auch nicht entstand, indem Sie dem Redner gegenüber sitzen, sondern: es war ja alles schon fertig.

Deswegen habe ich heute auch nichts fertig, sondern rede so.

Das ist eine Sache. Dann: Sie sehen diese Erhabenheit – wenn ich mich jetzt hier eben hinsetze, ist sie immer noch nicht verschwunden. Ich rede also über Ihre Köpfe hinweg, jedenfalls ist das eine große Gefahr, wer hier oben steht, redet leicht über die Köpfe hinweg.

Dann: ein – das ist also eine Barriere, die durch den Raum, so wie er geschaffen ist und wie die Gewohnheit ihn benutzt, na, eine Barriere ist.

Ich bin, ach, kann hinter einem Pult stehn, ich kann hochstehn, ich kann, ich kann mich bewegen oder ich kann stehnbleiben, wie ich will, während Sie auf einem Platz festsitzen.

Der Sinn dieses Pultes und dieses Hochstehens ist natürlich, daß Sie alle mich sehen können und daß auch ich Sie alle sehen kann. Aber eines ist bei dieser Raumanordnung natürlich gar nicht vorhanden: daß Sie sich untereinander sehen können.

Also kann es höchstens ein Gespräch geben, ein inneres Gespräch, ein Fachgespräch, in Ihnen selbst, zwischen jedem einzelnen von Ihnen und dem, was ich sage.

Diese Bedingung ist freilich ideal für Vorträge dieses besprochenen Sinnes, nämlich: eine auf einem bestimmten Wissensstande einsetzende Differenzierung, wobei die menschlichen Beziehungen der, des Redners und der Hörer – hintangestellt bleiben, dahingestellt bleiben, gerade nicht berührt werden.

Das ist also die Sprachbarriere, die jedes Fach der Wissenschaft und des Lernens gegen das andre errichtet. Und solange wir als Fachleute, als irgendwie zuständige miteinander reden, reden wir noch ganz uneigentlich, reden wir nicht eigentlich zueinander, nämlich nicht so, daß durch das Sprechen die Beziehung, die ich zu Ihnen hab, und die Sie zu mir haben, erst gebildet wird oder verändert wird.

Dem entspricht natürlich genau auch das Verhalten, was Sie haben.

Wenn Sie einfach wie einen Blick darauf werfen, wie Sie jetzt insgesamt auf diesen Saal verteilt sind, so ist das eine typische Anordnung. Es ist natürlich auch eine Anordnung, die heute Abend so entstanden ist, auf Grund von einzelnen mehr oder weniger bewußt gefällten Entscheidungen; trotzdem ist es eine typische – Anordnung, nämlich die Tendenz, daß jeder möglichst viel Platz hat, daß man sich nicht zusammensetzt, daß man den Raum insgesamt möglichst füllt, so daß es also jedesmal auch Menschen gibt, die möglichst weit nach hinten gehen oder die an den Rand gehen – so daß an sich der Eindruck entsteht: der Saal ist gefüllt. Trotzdem sind ja überall sehr viele Löcher.

Wenn jetzt also der Redner zu irgendjemandem sprechen möchte, dann trifft, dann guckt er dummerweise, wie angezogen, immer auf die leeren Stühle.

(Lächeln)

Einfach weil durch das Bild, was man hat, diese Löcher, diese blauen Löcher, die ich jetzt sehe, eine größere Anziehungskraft besitzen, als die einzelnen Gesichter.

(Lachen)

Es ist also auch von daher eine Erschwernis vorhanden, daß ein Gespräch in diesem besprochenen Sinne zustande kommt.

Nun, das kann man ändern, und das Erste, was ich dazu tun kann, das ändere ich, indem ich auf jeden Fall nicht nur hinstelle – es ist ganz klar, daß wir kein Gespräch führen können, indem ich mich jetzt auch hinsetzen würde, dann wäre die Verständlichkeit über einen größeren Kreis hinweg nicht gut, weil Sie ja in Reihen hintereinander sitzen.

Einwurf:

„Wir können ja ´n Zirkel machen und Sie sich rein setzen.“

Ja,

(Lachen)

wir können ´nen Zirkel machen, aber es ist mir – Moment –

es ist natürlich eine furchtbare Räumerei, und dafür sind wir eigentlich wieder zuviele.

(Durcheinander)

Bitte

Einwurf:

„Ausrede...“

Nein, bitte ich hab nichts dagegen.

„... aber der“

Ich hab nichts dagegen.

„Aber sie können sich doch oben drauf setzen.“

Ja – nein, was aber möglich wäre, daß Sie insgesamt hier nach vorne kommen.

Hier die ganzen ersten beiden Reihen, das ist wie überall, wo Sie hinkommen. Wo Leute sich freiwillig verteilen können, werden die ersten Reihen für Ehrengäste freigelassen.

(Umsetzen mit Stimmen, anderthalb Minuten)

„Ich hab mich hier hingesetzt, weil ich zu spät gekommen bin.“

(Herz-Lachen)

„Ich mag ihn extra.“

II

Diese Veranstaltung, dieser Vortrag, diese Einzelveranstaltung ist ja im Plan der Volkshochschule angekündigt unter der Rubrik, unter dem Fach: Pädagogik, Psychologie. Und das liegt daran, daß das Stichwort Sprachbarriere besonders in der pädagogischen Diskussion eine Rolle gespielt hat. Etwa, in der ganzen Auseinandersetzung um Chancengleichheit – dort ist es besonders kräftig geworden, daß etwa Menschen, die kein Gymnasium besucht haben oder auch keine Realschule mit so vielen Verständnisschwierigkeiten belastet sind, daß sie nie und nimmer, auch als Erwachsene nicht, die gleichen Chancen haben.

Etwa es steht da im Volkshochschulplan, daß jeder Teilnehmer nach dem fünfzehnten Lebensjahr an allem teilnehmen kann. Ja kann. Es wird ihm die Möglichkeit eingeräumt, aber kann er es auch?

Und dort setzt zum Beispiel eine Frage der Erwachsenenbildung an: was tun wir eigentlich dafür, daß Leute, die sich mit einem so riesigen Plan wie dem der Volkshochschule, gar nicht mehr zurechtfinden können darin, weil sie diese Übung nicht haben – was tun wir eigentlich für die?

Und in diesem Zusammenhang, mit dieser Diskussion Chancengleichheit – das natürlich auch eine politische und soziale Komponente hat – spielt eine sehr große Rolle, daß man sagt: wir müssen das, was uns unbewußt ist, bewußt machen. Eigentlich sieht sich jeder Student mit der Aufgabe konfrontiert, daß er das, was ihm unbewußt ist, nun ins Bewußtsein heben soll.

Aber es ist so, daß wir diese Sprachbarriere, die in uns selbst liegt, - nicht: daß wir etwas empfinden, was uns selbst unbewußt bleibt, was also nicht in die Sprache hinüberkommt, nicht ins Gespräch mit den andren kommt, weil es unbewußt bleibt, daß wir diesen unbewußten Teil unsrer selbst, der ja wirklich ist, der ja wirksam wird im Gespräch miteinander, daß wir den nicht selbst leben können. Wenn wir die Sache so weitertreiben würden, daß wir zum Beispiel uns gegenseitig befragen könnten, wie Sie die Einleitung verstanden haben, die ich gesprochen habe – dann würde dabei herauskommen, daß einen bestimmten Kern alle erfaßt haben, daß aber dazu bei jedem dies oder das hinzutritt, so daß wir plötzlich betroffen feststellen: jeder hört etwas anderes. Jeder betont – einer betont dies, einer betont das, man hebt das hervor oder man hebt das hervor – und erst, wenn man es mit einer gewissen Vollständigkeit zusammentragen würde, würde überhaupt erkennbar werden, daß Sie alle dasselbe gehört haben.

Das Gespräch der Menschen untereinander lebt und wird lebendig von diesem Phänomen, das ich die HÖRDIFFERENZ nennen möchte. Fast nie ist es so, daß etwas, was gesprochen wird, von zwei Personen gleich gehört wird. Das gibt es nur bei einer mathematischen Gleichung. Und der Reichtum der Sprache liegt gerade darin, daß sie nicht eine mathematische Gleichung ist, sondern daß sie in diesem Sinne kreativ ist, daß sie auf dem Wege der Hördifferenz eine Vielfalt von Einstellungen, von Beleuchtungen schafft. Und das beklagen wir natürlich im praktischen Leben außerordentlich, weil dadurch die Heerschar von Mißverständnissen entsteht.

Aber in dem Moment, wo man die Mißverständnisse her austreibt und zur Sprache bringt und sie einigermaßen vollständig zur Sprache bringt, kommt heraus, daß gerade in den Mißverständnissen und in der Hördifferenz der Reichtum liegt – der Reichtum des Miteinanderlebens, Spannungen entstehen da, Polemik muß da entstehn, wenn man um eine Sache ringt.

Diese Hördifferenz kann der Vortragende nicht ausschließen wollen.

Das, was an einem Pult oft gesprochen wird, macht aber diese Voraussetzung, daß alle gleich hören. Oft auch in maßloser Überschätzung dessen, was ein Mensch denn eigentlich in neunzig Minuten behalten kann. Oft kann von einem einzigen Vortrag nur ein Punkt, ein Kernpunkt, der für Sie jetzt gerade wichtig ist, behalten werden. Und darum herum muß der Sprecher herumsprechen und es daherum gruppieren.

Die erste Aufforderung ist also: die Sprachbarriere, die zwischen uns immer dann entsteht, wenn wir sprechen, notwendig, solange wir lebendig sprechen – ist gleichzeitig der Reichtum der Sprache.

Ein anderer Irrtum, der auch mit diesem Vokabular von bewußt und unbewußt zusammenhängt - wird ja sehr viel gesprochen über: – die Autorität. Über autoritäres Verhalten, was also eine Autorität verzerrt – und dann autoritäres Verhalten erzeugen kann, neuerdings gibt es dann auch noch wieder autoritatives Verhalten.

Ein Autor ist aber eigentlich jemand, der vermehrt. Er vermehrt, er vermehrt etwas, bringt etwas zum Wachsen. Das heißt dieses Wort eigentlich im ursprünglichen Sinne. Wenn der Redner also nicht etwas schafft, wenn er nicht etwas in Gang bringt, wenn er nicht etwas ins Wachsen bringt, ist er gar keiner.

Aber wann, wir müssen bei dieser Stelle fragen: unter welchen Bedingungen kann dieses Vermehren eigentlich geschehen? Das ist ganz einfach: Niemand von uns, keiner von Ihnen, der hier sitzt, kann ein Wort sagen, wenn nicht zugehört wird. Das ganze Sprechen kommt überhaupt nur zustande, wenn es Leute gibt, die zuhören, sonst entsteht es gar nicht.

Am deutlichsten wird uns das vielleicht, wenn Sie mal bedenken, welchen Unterschied es bei uns gibt zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache. Freilich, die geschriebene Sprache – die kann ich ohne Hörer produzieren. Da kann ich mich an den Schreibtisch setzen und kann etwas hinschreiben und bin mein eigener Hörer. Oder stelle mir Hörer vor, bestimmte Hörer. Aber ich kann die Fiktion doch ziemlich gut aufrechterhalten, daß der Hörer nicht notwendig ist.

Aber wenn Sie einmal ich von dem Geschriebenen lösen und nur etwas im Sinn haben, was Sie sagen wollen, und dann sitzen da Menschen und die wollen zuhören, dann wird das alles ganz anders. Da wird das, was Sie sagen, etwas anderes. Weil nämlich das Hören-wollen, das Zuhören eine enorme Kraft ist, die von Ihnen ausgeht.

Und diese Kraft, die kann derjenige, der spricht, mehr oder weniger gut spüren, und davon lebt eigentlich auch das, was er sagt.

Wie sollte er sich auch sonst vergewissern, daß er mindestens mißverstanden wird? Es gibt ja auch diesen Zustand, ich weiß nicht, ob Sie das kennen, Sie reden, man sagt - man redet wie vor einer Wand, wie zu einer Wand, das heißt: es kommt weder ein Mißverständnis zustande noch ein Verständnis, gar nichts kommt zustande. Es ist fürchterlich, und auf die Dauer muß dann der Sprecher nach und nach stumm und leise und in sich gekehrt und stöckerig und unartikulierte werden.

III

Diesen Vorgang, daß wir mit Hilfe einer ungelösten Sprache unterrichtet werden, unter dem haben wir alle gelitten. Mindestens auch Leute, die Vorlesungen gehört haben. Das ist doch manchmal geradezu unerklärlich, wieso ein Lehrer solche Resonanz hat und ein anderer nicht.

Das liegt nun nicht unbedingt daran, daß der einen geschriebenen Text oder vorartikulierten Text abliest, denn freilich kann auch geschrieben werden so wie es gehört wird. Das kann man nicht absolut sagen, daß das Geschriebene gleich *Nicht-gehört* ist oder daß das Gesprochene gleich *Gehört* ist. Es gibt auch Leute, die können so reden und reden gar nicht, sondern reden auch so, als ob sie in ihrem Hirn irgendeinen Text ablesen. Das hat enorme Konsequenzen für sämtliche Vorgänge, in denen Sprache eine Rolle spielt.

Wenn man zugibt, daß das Hören das erste ist – nicht nur biographisch: daß wir ja erst hören und dann sprechen: Jeder Mensch hat erst gehört, ehe er sprach und, im weiteren Sinne: hat erst gelesen, ehe er geschrieben hat – ich meine, im produktiven Sinne jetzt. Die simpelsten Ausbildungsgänge gehen immer noch in dieser Reihenfolge, daß man erst hört und dann spricht, und es gibt keinen Menschen auf der Welt, bei dem das anders gegangen wäre –

Und trotzdem setzt das Bild, das wir vom Menschen haben, immer voraus, daß wir eigentlich autonome Wesen sind, die von sich aus sprechen. Aber nicht mal unter Erwachsenen stimmt das. Sie können nur dort sprechen, wo zugehört wird.

Ein Extremfall ist zum Beispiel natürlich auch das existentielle Gespräch, das ja doch selten zustandekommt, oder wo, nur unter ganz bestimmten Bedingungen, wenn meinetwegen ein Mensch so von Sprachbarrieren umgeben ist, daß er überhaupt kein Vertrauen mehr faßt, weil ihm niemand zuhört.

Oder er meint, es hört ihm niemand zu.

Einwurf:

„Ich hätt dazu mal ´ne Frage: man kann nur sprechen, wenn zugehört wird – wie ist es denn mit Leuten, die viel mit sich selbst sprechen. Na denn hört er sich selbst zu. Aber die Schwerhörigen zum Beispiel, sprechen die nicht mit sich selbst?“

Das ist natürlich ein Extremfall – Sie können aber nur zu sich selbst sprechen, indem Sie während des Sprechens die Rolle wechseln. Nicht – es gibt da, also auf jeden Fall ist es eine Art von Spracherkrankung, zu sich selbst zu sprechen. Weil man ja in demselben Moment, wo man zu sich selbst spricht, zerspalten wird, in den einen Teil, der spricht, und den andern, der hört.

Das ist die merkwürdige Möglichkeit, die wir Menschen haben, daß wir sprechen können und gleichzeitig uns hören. Und das gültige Sprechen kommt auch nur zustande, wenn wir selbst hören.

Aber es kommt nichts bei heraus. Hören Sie mal Selbstgespräche an, wie unproduktiv die sind. Die sind oft von einer Natur wie als wenn jemand Radio anschaltet. Also überhaupt nur aus der Angst, die Stille zu ertragen und überhaupt nur mit niemand zu sprechen, dann ist der letzte Ausweg, daß er mit sich selbst spricht – und dabei in sich verschiedene Rollen zur Sprache bringt.

Aber dem muß vorausgegangen sein, daß der Betreffende vorher, früher, irgendwann einmal angesprochen ist und das Gespräch überhaupt kennengelernt hat.

Was ist nun dasjenige, was auf keinen Fall in das Geschriebene mitgenommen werden kann? Aus dem Gesprochenen. Es gibt ja ziemlich vieles Gemeinsame, aus dem Geschriebenen und dem genommen, aber das Lebendigste, das auch das Ausdrucksvollste an der gesprochenen Sprache ist, nur auf bestimmten Umwegen, mit bestimmten Zeichen und in verschiedenen Graden übersetzbar in die Schrift: und das ist der TON. Und auch der TONFALL.

Welch ein großer Unterschied kann es sein, ob ich in einem gehobenen Ton oder langsam oder schnell, oder jemand stoppend oder da mal etwas schneller oder dort hinblickend oder dort hinblickend oder Sie ansprechend oder Sie ansprechend rede, das macht einen solchen Unterschied aus, der für die Verständigung in der Rede den lebendigsten Teil bildet.

Und wenn wir uns fragen, in welcher Sprachform der Tonfall das wichtigste ist, dann kommen wir auch an das Stückchen Sprache, was für das Hören und für das Sprechen, für das Gespräch insgesamt das wichtigste Teil ist: sehr häufig vernachlässigt und als Ursprung des Sprechens sehr selten anerkannt – und das ist *der Name*. Ich kann, indem ich einen Namen ausspreche alle Skalen, alles, was ich dem Betreffenden zu sagen habe ausdrücken. Und das ist dann sehr schwer übersetzbar, wenn wir diesen Tonfall:

Hans,

Hans,

Hans,

Hans,

Hans

– in diesem einen Namensanruf, wenn Sie sich nun auch noch vorstellen, daß der Betreffende wirklich da ist, kommt meinetwegen, er kommt herein – *Hans* – ich hab ihn vielleicht fünf Jahre nicht gesehn – *Hans*, bleib doch da, wo du bist, ich will dich doch jetzt gar nicht sehn – und dergleichen.

Jede wichtige Situation also, in die ich mit Hans oder Johannes geraten kann, kann in den Tonfall, in dem ich ihn anspreche, geraten.

Einwurf:

„Können Sie nochmal den Rückbezug zu den Sprachbarrieren bringen, da sind Sie also im Moment davongelaufen.“

Der Weg ist so gewesen, daß ich gesagt habe, daß die Sprachbarriere *Schrift* sehr häufig da ist und demgegenüber das gesprochene Wort die Sprachbarriere beseitigt. Und nun hab ich versucht zu sagen, welcher Teil des Sprechens auf keinen Fall in Schrift geraten kann. Der unmittelbare Bezug zur Sprachbarriere ist also der, daß der existentielle Sprung über die Sprachbarriere über den Namensanruf geht.

Das ist auch wirklich so in Gesprächen, wo es etwa um das Leben eines Menschen geht. Oder wo etwa ein Mensch im Sterben liegt. Also bei allen solchen Gelegenheiten, wo wir mit unsrer ganzen Existenz gegenwärtig sein müssen. und vielleicht gar nicht mehr viel sagen können. Dann ist es möglich, diese vielen Barrieren, diese vielen Hindernisse, die sich nun der Kommunikation entgegenstellen, durch den Namensanruf zu durchbrechen – zu überbrücken. Und erst eine, etwa auch eine Theorie der Sprache und des Sprechens, die von dem gegenseitig gehörten Namensanruf ausgeht, kann, so meine ich hier, das Problem der Sprachbarrieren wirksam bearbeiten.

Es ist also –

Einwurf:

„Obwohl das ja noch nicht so direkt die Behebung des Problems ist, nämlich wenn ich einen Namen auch verschieden ausdrücke, dann kann ich immer noch drei oder vier Interpretationen hineinnehmen – je nachdem, ob ich jetzt die Person mit dem Namensausruf gut kenne oder nicht – folglich ist das noch nicht die direkte Behebung der Sprachbarriere.“

Ich möchte in einem anderen Beispiel darauf antworten: Jetzt nehmen wir einmal – Sie haben etwa einen Menschen, der die Hauptschule hinter sich hat, eine Lehre hinter sich hat, auf der einen Seite, und einen Studenten auf der anderen Seite. Solange die nicht wirklich namentlich miteinander reden und in dem Namen, in dem sie sich anreden, die Existenz des Studenten und des Arbeiters für geringer halten, als daß ich zu dem da rede – solange können sie nicht miteinander reden. Solange sie als Student und Arbeiter miteinander reden, kommen sie über die Sperren, die Klüfte, die zwischen ihnen liegen, gar nicht hinweg.

Es liegt nämlich in dem Namensanruf der elementare Akt der Anerkennung. Und ich meine, daß die wesentliche Sprachbarriere es ist, daß man sich gar nicht anerkennt.

Einwurf:

„Na, Du hast mich nicht richtig – Der Name, auch wenn man – Dir zu, nochmal, das Beispiel weiter“ –

„auch wenn *Student Arbeiter* – „Könnten Sie vielleicht“ sprechen – hm, ja. Auch wenn ´n Arbeiter ´n Studenten anredet, und die den jetzt beim Namen nennen, muß dadurch noch lange keine Bedingung behoben sein, die Diskrepanz-“

Sie kennen doch dieses, was ich meine, etwa mit dem Problem des Siezens und Duzens, nicht. Es gibt Beziehungen, da ist der Wechsel von Sie zu Du jahrelang unterwegs, und dann, wenn dieses Du dann ausgesprochen wird, passiert wirklich etwas. Und es gibt ebensogut die mehr oder weniger schäftsmäßige Abmachung Ja-wir-duzen-uns-eben, wo das, was ich meine, nicht passiert. Sie haben also Recht –

Einwurf:

„Ja eben, weil dies liegt nicht nur am Namen. Darauf wollte ich ja hinaus ...“
Daß das bloße Aussprechen des Namens

„Geändert werden“,

daß das bloße Aussprechen des Namens noch nichts tut, sondern eben: es ist nicht zu trennen von dem Tonfall, in dem ich das tue.

„Ja und auch die ganze Einstellung -“

Ja ja,

„muß geändert werden, deswegen weigere ich mich dagegen, nur Namensnennung als Überwindung einer Sprachbarriere zu sehen.“

Ich meine jetzt Namensanerkennung in diesem volleren Sinne, was zum Beispiel eine Gegenposition dafür ist, daß man ein bestimmtes Vokabular ändert.

Nicht, meine ich, ist doch, wenn ein Arbeiter und ein Student zusammen sind, daß man sagt: der Student läßt alle Wörter raus, die der Arbeiter nicht versteht, der Arbeiter läßt alle Wörter raus, die der Student nicht versteht, und dann verstehn sie sich – nichts passiert: sie verstehn sich immer noch nicht.

Was wollten Sie noch –

„Ich wollte eigentlich sagen, müßte's dann vielleicht am Thema gemessen noch eine Möglichkeit geben, das wäre möglich.“

Aha – ja, das Thema ist also eine dritte Komponente, das Thema existiert bei dem Namensanruf und bei der Sprache, die mit dem Tonfall lebt, sozusagen noch nicht. Nicht, wenn Sie auch ein Kind ansprechen, dann gibt es das Thema noch nicht. Das Thema gibt es erst zwischen zweien, die eigentlich schon auf die andre Weise, auf die Weise, die sie über den Tonfall in Übereinstimmung bringt, erst dann möglich ist. Das ist auch, glaube ich, ein wichtiger Punkt, daß ein Gespräch über ein Thema in sachlicher Manier überhaupt erst dann möglich ist.

IV

In der Schule geht es sehr häufig so, daß die Schüler künstlich angeregt werden, Fragen zu stellen. Ich komme damit auf meinen Ausgangspunkt wieder zurück: Haben Sie noch Fragen?

Und was wird eigentlich, was passiert eigentlich bei einer Frage?

Auch mit Kindern erlebt man das tagtäglich, wenn man mit ihnen umgeht, daß sie Fragen stellen, und man kann sich vor Fragen nicht mehr retten. Und diese Fragen sind auch offensichtlich nicht so, daß der Fragende unbedingt jetzt dieses Detail wissen möchte, sondern was ist eigentlich das, was sich in der Frage anmeldet?

Die Frage schafft immer folgende Bedingung. ein Außenstehender, der in eine Sache nicht eingestimmt ist, möchte dazugehören. Er möchte dazugehören, er möchte in das Gespräch mit hereinkommen. Dann stellt er die Frage.

Etwa, einfachstes Beispiel, ein Fremder kommt in eine Stadt und fragt nach der Straße. Dann ist die Frage, entspricht die Frage dem elementaren Orientierungsbedürfnis, auf der einen Seite – auf der anderen Seite will er aber in die Orientierung, die in dieser Stadt nötig ist, hineinkommen.

Ähnlich ist es mit einem Gespräch über Fachfragen, zum Beispiel, daß sehr viele Fragen, auch von Kindern, das Bedürfnis anmelden: ich möchte ins Gespräch hinein, ich möchte dazugehören. So daß dann oft der sachliche Teil der Frage ziemlich nebensächlich bleibt.

Auch bei Konflikten etwa unter Menschen sieht die Frage sehr häufig so aus, daß sie völlig verkehrt gestellt ist, dem Inhalt nach, und derjenige, dem die Frage entgegengebracht wird, vielmehr das Bedürfnis erkennen muß und darauf hören muß, daß der andere gehört werden will, daß er ins Gespräch gezogen werden will.

Einwurf:

Bei Erwachsenen würde ich Ihnen Recht geben, aber ich glaub nicht, daß es der Fall bei Kindern ist, sondern daß die wirklich Interesse daran haben, an den Dingen?“

Ja, das kann man nicht pauschal sagen. Das ist in den einzelnen Phasen sehr verschieden, nicht, es gibt also ein ausgesprochenes Lebensalter, wo das sachliche Interesse so stark ist, daß dauernd gefragt werden muß – aber diese andere Sorte von Fragen, in anderen Zeiten vielleicht, gibt es auch sehr viel.

„Ja, aber die entsteht ja erst durch eine bestimmte Haltung mit der Umwelt.“

Wie meinen –

„Die Fragen, die Sie angesprochen haben, zum Beispiel von Erwachsenen, um eben in den Kreis hereinzukommen.“

Ja, das, zum Beispiel das Gefühl von Kindern, daß sie in einem Gespräch nicht drin sind, also wenn Erwachsene etwas besprechen, und die Kinder da zwar merken: ich komme nicht mehr mit, und dann eine Frage stellen, um in diese Gespräch hineinzukommen.

Eine Frage zu stellen ist also nur dann sinnvoll, wenn man in das Gespräch hineinmöchte. Fragen von Leuten, die eigentlich miteinander im Gespräch sind, haben eine Funktion, die mit der wirklichen Kraft der Frage gar nichts zu tun hat. Der Außenseiter, der in einen Innenbereich hineinmöchte, stellt die Fragen, und freilich ist das Lenen sehr häufig so beschaffen, daß wir uns in dem Gebiet nicht auskennen, an den Lehrer eine Frage stellen, um dahinein zu gelangen.

Das erklärt zum Beispiel auch die Unmöglichkeit dieser Frage nach einem Vortrag. Ein Vortragender hat ausführlich einen bestimmten Innenraum – von einem Fachwissen her orientiert – dargestellt und stellt jetzt die Frage: haben Sie noch Fragen – er mutet damit den Hörern zu, daß sie sofort mit seinem Vortrag auf dem Niveau sind, das er selbst eben gerade ausgebreitet hat, obwohl Sie alle wissen, daß Sie erstmal einen ganz kleinen Schritt tun müssen und deshalb die Frage gar nicht wagen können.

Die Namen als die erste Sprachschicht, und natürlich auch von daher die erste Möglichkeit, Barrieren aufzurichten.

...weiß nicht, ob Sie das wissen, wie scheußlich es ist, wenn man sein Leben lang verkehrt angesprochen wird, also meinetwegen Sie haben einen fremdländischen, einen Namen aus einer anderen Sprache, der nie richtig ausgesprochen wird. Bei Ungarn kann man das hier in Köln ganz gut sehn – oder hier - ganz gutes Beispiel - hier in der Kunsthalle vom Kunstverein ist jetzt eine Ausstellung, eine Retrospektive von einem ungarischen Künstler, ja der sicherlich die meiste Zeit seines Lebens und auch in seinem öffentlichen Ruf verkehrt angesprochen wird: *Moholy-Nagy* heißt der, und meistens wird er *Moholi-Nagi* oder so ähnlich ausgesprochen, weil wir ja nicht wissen können, wie es ausgesprochen wird. Jetzt können Sie sich mal vorstellen, was das bedeutet wenn der *Moholy-Nagy*, *László Moholy-Nagy* dauernd *Moholi-Nagi* angeredet wird.

Das verkehrte Aussprechen des Namens ist natürlich zum Beispiel eine Möglichkeit, aber vor allen Dingen das lieblose Aussprechen eines Namens schafft Sprachbarrieren erster Ordnung.

Wie überhaupt alles, was uns miteinander verbindet, natürlich gleichzeitig das Risiko und die Gefahr der Verhinderung mitenthaltend muß – sonst würde es auch gar nicht zustandekommen.

Einwurf:

„Nehmen wir mal ein Gespräch, oder zwei Leute kennen sich, der eine spricht jetzt den Namen wirklich immer aggressiv aus. Das kann doch aber grade, erstmal, ein Problem sein, was zu einem Gespräch führt, nämlich indem ich mal aufdecke, warum nimmst Du mich immer, beim Namen, so aggressiv. Deswegen also keine Sprachbarriere -“

In dem Moment wo der Name so ausgesprochen wird und wo ein anderer drauf antwortet, ist es natürlich auch sofort die erste Stelle, wo der Kontakt wieder hergestellt werden kann.

Eine zweite Schicht, in der wir uns allerdings viel häufiger bewegen als in der Namentlichkeit – nun noch ein anderes Beispiel dazu: es gibt eigentlich so gut wie keine menschliche Gruppe, in der Sie mit vollem Namen angesprochen werden, das heißt mit Vornamen und Nachnamen gleichzeitig – das geschieht nur bei Gericht, wenn ich richtig orientiert bin, oder bei ähnlich förmlichen Anlässen, beim Standesamt, oder bei irgendeiner amtlichen Handlung werden Sie mit Vor- und Nachnamen angesprochen, und im übrigen bewegen wir uns in Kreisen, in denen wir entweder mit Vornamen oder mit Nachnamen angesprochen werden. Und wenn wir einmal einteilen würden, wo wir so und wo wir so angesprochen werden, dann können Sie sehen, daß das zwei ganz verschiedene Kreise sind. Der Nachname, der uns bei der beruflichen, bei unserem beruflichen Tun anspricht; der Vorname, der uns in unsere Fähigkeit, Freund zu sein und Liebender, Familienmitglied zu sein anspricht.

Wir schaffen uns aber normalerweise in jedem Falle die Möglichkeit, diese kritische Sache des Namen-anredens zu vermeiden und sozusagen etwas weniger förmlich zu werden: wie ich Sie jetzt anrede. Ich kann Sie ja nicht mit Namen anreden, da ich Sie nicht kenne. Sie wissen meinen Namen aus der Anzeige, aus dem, wie es angezeigt ist.

Es geht ein Rothaarige stolzrückig davon, Schritte hörbar, jemand sagt: „Wiedersehn“.

Wiedersehn

„Mag eine“

(Tür)

„So“

V

Ich kann Sie nicht mit Namen anreden, weil ich Sie nicht kenne, sondern ich rede mit Ihnen in Form eines Fürworts. Ich setze also für Ihren Namen etwas anderes ein, was allgemein ist und was einen gewissen mittleren Grad von Verbindlichkeit hat: Sie.

Das machen wir dauernd so. Es erleichtert den Umgang untereinander, wenn wir Sie oder Du oder wir oder ihr sagen können und wenn wir nicht dauernd den Namen dazunennen müssen. Bedenken Sie einmal, wie die Wärme des Miteinanderlebens in diesen Anredeformen enthalten ist. In den Pronomen, in den Fürwörtern.

Ich habe damit angefangen, daß ich sagte: jemand, der über Sprachbarrieren redet, der muß als erstes zugeben, daß er auch Sprachbarrieren hat, und daß ihn der dringliche Wunsch beschäftigt, diese Sprachbarriere zu überwinden. Sonst kann er nämlich über diese Sache gar nichts sagen.

Deshalb ist es mir unmöglich, einen Vortrag über das Problem der Sprachbarrieren zu halten, wie es vielleicht einige von Ihnen erwartet haben. Weil es nämlich durchaus die Möglichkeit gibt, das Wort Sprachbarriere und das, was damit gemeint ist, zu verstehen als einen in ein bestimmtes Fachgebiet hineingezogenen Begriff, der nun mit seinen verschiedenen Erscheinungen dargelegt werden kann. Aber derjenige, der das tut, dürfte es ziemlich schwer haben, zuzugeben, daß in demselben Moment, wo er spricht und das darlegen will, er auch schon eine Sprachbarriere, nämlich die Sprachbarriere von einem Fach zum andern, aufrichten muß.

Deswegen tu ich das nicht.

VI

Ich bin allerdings der Meinung, daß für das Sprechen untereinander – jetzt nicht nur speziell zwischen Ihnen, wie Sie alle nebeneinander sitzen, sondern das öffentliche Sprechen bei uns – auch das ist ein Fürwort, bei uns, also in der Bundesrepublik – gewaltige Sprachbarrieren vorhanden sind, die verhindern, daß das, was notwendig gesagt werden müßte, gesagt wird. Ich glaube, daß dieses Empfinden, daß sehr vieles Notwendige nicht gesagt wird, nicht ausgesprochen wird, nicht beim Namen genannt wird, wie es ja auch in der Wendung heißt – daß dieses uns eigentlich dauernd bedrückt. Und sich spiegelt in den Konflikten, die zwischen den einzelnen Menschen stattfinden.

Und es lohnt sich schon, zu überlegen, wo diese Sprachbarrieren eigentlich ganz gut zu packen und zu benennen sind.

Wir sind hier in einem öffentlichen Raum – Volkshochschule der Stadt Köln heißt es. Und die Hörer der Volkshochschule, wie sie genannt werden, die Hörer – neuerdings setzt man dafür immer: Teilnehmer ein – die Teilnehmer der Volkshochschule haben zum Beispiel zwei wesentliche Sprachbarrieren, die mir also dauernd wieder vorkommen. Das eine ist die Sprachbarriere, über religiöse Dinge zu sprechen, und das andre ist die Sprachbarriere, über Geld zu sprechen. Und die tollste,

(Zwischenruf)

und die tollste Sprachbarriere entsteht dann, wenn man über beides gleichzeitig reden soll.

Einwurf:

„Ich habe mal eine Frage: seit wann ist das denn so, daß religiöse Themen Sprachbarrieren sind“ –

Wie –

„Ich wollte wissen, seit wann religiöse Themen Sprachbarrieren sind, ich weiß das aus den Staaten, daß es da also Tabu ist, darüber zu reden, aber in Deutschland ist mir das eigentlich noch nicht aufgefallen.“

Ich habe also jedesmal gemerkt, wenn ich diese Sphäre auch nur etwas – nicht indem ich darüber spreche, tritt diese Sprachbarriere ein, sondern in dem Moment, wo die Teilnehmer, die Hörer darüber sprechen sollen.

„Ja, ´s mir klar, was Sie meinen.“

Ja, also das ists, das ist ganz auffällig. Wie lange das hier schon so ist, das kann ich –

„Aber es werden doch religiöse Kurse angeboten; auch in denen?“

Ja, dort ist aber, dort findet aber ein wirkliches Gespräch nicht statt, sondern dort kommen gerade nur Leute hin, die in einer bestimmten Sprachsphäre, etwa in der, sagen wir mal jetzt: der katholischen oder der protestantischen so zuhause sind, daß das Problem gar nicht entsteht, nicht.

Aber wenn ich jetzt in einem solchen Raum, in einem Vortragsraum der Volkshochschule etwas Religiöses ausspreche oder ansprechen, das – ist schwierig.

Und dabei – woran das liegt –

„unklar“ –

wie bitte –

„Unklarheit“

an Unklarheit

„Vielleicht auch ´ne gewissen Unsicherheit“

Unsicherheit

„Das ist aber keine Sprachbarriere, sondern das ist ´ne Denk-Barriere.“

„Wird als zu persönlich empfunden.“

Wird als zu persönlich empfunden.

„Wahrscheinlich wie ein Erdbogen, jeder sagt es auf jeden Fall“

Dort liegt also eine Barriere vor, die zwischen *privat* und *öffentlich* trennt. Nicht – zwischen privat und öffentlich trennt, das läge dann alles in dem Sinne des FDP-Papiers zum Beispiel, das sagt: Religion ist Privatsache.

Aber es werden ja in dem, was religiös ist, in Wirklichkeit Sachen besprochen, die uns alle angehen können. Zum Beispiel die Vorstellung, wie es mit der Welt aussehen soll, oder wie etwas zuendegehen kann, oder wie man etwas überlebt, oder wie man zueinander kommt, oder wie man - - wie man nicht zueinander kommt. Das sind ja eigentlich die religiösen Fragen.

Sie sind aber in unsren privaten Sphären, die wir alle schön einteilen, in eine ganz bestimmte Sprache eingekapselt, so daß wir sie dann als religiös erkennen, wenn sie religiös, also mit einer bestimmten religiösen Sprache geäußert werden.

1927 erschien ein Buch, das diese Sprachbarriere völlig beiseiteschieben wollte und etwas anderes an diese Stelle setzte – ein Buch, das sich in seinem Redegestus gewissermaßen genau an diese Stelle setzte, zwischen *privat* und *öffentlich*, in den Dingen, die uns religiös beschäftigen. Religiös mein ich jetzt auch, wie es dann nach dem Zweiten Weltkrieg eigentlich verständlicher hieß – der Existenzialismus, das war ja eigentlich eine Möglichkeit, religiöse Fragen überhaupt anzusprechen.

Dieses Buch, in zwei Teilen erschienen, hatte den Titel: *Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo*, und ist geschrieben von einem katholischen Geistlichen, der Professor für Kirchengeschichte in Breslau war, von

JOSEPH WITTIG,

der im Verlauf der zwanziger Jahre wahrscheinlich deswegen, weil er in diese Sprachbarriere hineintrat, exkommuniziert wurde.

Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo – das ist ein überraschender Buchtitel, der nun plötzlich ganz verschiedene Ortschaften, und auch mit einer gewissen Offenheit, durch dieses *anderswo*, zusammenfaßt.

Und was steht dadrin? Wenn man so nimmt, ist es eine Biographie, aber eine Biographie, die sozusagen in der umgekehrten Richtung geschrieben ist. Während eine Biographie im Stile des neunzehnten Jahrhunderts, also im Sinne des Historismus, die *eine* vergangene Geschichte aufrollt, eins nach dem andern von dem Individuum her dargestellt wird: was X alles erlebt hat, was dann passierte und was dann passierte und dann ging er dorthin und dann kam er wieder zurück und war dies große Ereignis und dann legte er sich schlafen und dann starb er -; ist das in diesem Buche so, daß Joseph Wittig erzählt, wie das Leben Jesu, also das Leben, wie er es als Geistlicher im Umgang mit dem Wort erlebte, allmählich in sein eigenes Leben hineingewachsen ist. Wie er also plötzlich eine – er beschreibt eine Biographie, die nicht vom Sprechen ausgeht, von dem, was wir tun, sondern von dem, was wir einnehmen, was wir hören.

Und ich finde dieses Buch deshalb so bemerkenswert, weil es in sehr vielen Zügen, in sehr vielen Zügen das Gegenbuch ist, das Gegenstück, das Konkurrenzunternehmen zu einem anderen Buch, das auch in diesen Jahren damals erschienen ist, 1926/1927 – das ich nun für die gigantische Sprachbarriere in unsrem Jahrhundert halte - - in unsrem Jahrhundert, auf jeden Fall in unserem Land.

Eine Sprachbarriere, die völlig verschwunden ist, die nicht mehr angesprochen wird, jetzt, kürzlich, in Auszügen und mit einer theatralischen Darbietung – das aber in jedem Haus vorhanden war, meist ungelesen oder nur bruchstückweise gelesen, das aber trotzdem ein komplettes Programm für mindestens dreißig Jahre, zwanzig-dreißig Jahre enthielt.

Diese Sprachbarriere, die das gesamte öffentliche Leben durchsetzt und durchzogen hat, in dem Stil, in der Art, wie gesprochen wurde, wie geschrieben wurde, ist

Hitlers *Mein Kampf*.

VII

Hitler ist nun für die Bedeutung der Rede eigentlich auf der Oberfläche betrachtet genauso eingetreten wie ich hier. Auch er hat sich mit einer maßlosen stilistischen Langeweile, aber auch wieder ziemlichem Abwechslungsreichtum abgesetzt von den Schreibern, die in der Presse etwas veröffentlichen, und die alle machtlos sind – und hat dagegen die Bedeutung der Rede, der gesprochenen Rede gestellt. Und hat sich selbst verstanden als genialen Redner, als jemanden, der in der Lage ist, während er spricht, die geheimsten Seelenregungen seiner Zuhörer zu erfassen.

Sie wissen, daß dieses Buch jedes Ehepaar mit auf den Lebensweg kriegte. Der hat toll verdient dadran. Noch in den zwanziger Jahren hat sich Hitler davon ein Haus bauen können, von diesem Buch.

Es ist gleichermaßen viel gekauft und viel verteilt worden, wie – ich muß es jedenfalls annehmen – wie es wenig gelesen worden ist.

Und ich möchte an einem Beispiel, an diesem Buch, das Verhängnisvolle dieser Sprachvergiftung etwas beleuchten. Und zwar ist es so, daß Hitler in dem zweiten Teil seines Buches im sechsten Kapitel *die Bedeutung der Rede* schildert.

Nun möchte ich zunächst einmal noch etwas andres bringen, nach dem Namen und dem Pronomen, also dem Namensanruf, der den Tonfall repräsentiert, vergegenwärtigt, das Pronomen – immer wenn wir im Pronomen miteinander reden, setze ich etwas Bekanntes voraus, was nicht mehr besprochen werden muß, was ich als selbstverständlich voraussetzen kann – es gibt Sprachen, die keine Pronomina haben –, daneben gibt es eine dritte Sprachform, die diejenigen wählen, die gemeinsam etwas erlebt haben und die nachher, nach diesem Erlebnis, auf heftige, bestürzende Art, davon erzählen. Und zwar so erzählen, daß sie sagen: Wir haben das und das erlebt.

Auch dazu gehört, bedarf es einer gewissen Überwindung, man muß sich nämlich dann von dem Bestürzen, dem Ereignis auch loslösen, und wirklich diejenigen angucken, mit denen man es zusammen erlebt hat, und von dort aus erzählen.

Dieses Erzählen, so kann ich sagen, ist auch nach dem Zweiten Weltkrieg zu wenig geschehen.

Das Erzählen: *wir haben das oder das erlebt* – es war einfach wahrscheinlich so bestürzend und so viel, daß viele darüber einfach stumm geworden sind oder sie haben geglaubt, es muß gar nicht erzählt werden, es ist alles so in allen gegenwärtig, daß man es gar nicht mehr erzählen muß. Und dann ist aber übersehen worden, daß beim Erzählen selbst etwas geschieht, was mit dem Ereignis nichts mehr zu tun hat, sondern die Gruppe, die es zusammen erlebt hat, aus dem Ereignis heraus hinüberrettet in eine weitere Zukunft.

Das ist der dritte Sprachstil, zu dem zum Beispiel die Romane gehören, nur als Beispiel, oder Berichte.

Und dann gibt's den vierten Sprachstil, der also am allermeisten auf den Tonfall verzichten kann, und das ist die Logik. Die Logik, die nachher möglichst in vielen aufeinander bezogenen Gliedern einen Sachverhalt, den ich unter Umständen mit einem einzigen Namensanruf bringen kann, dann in seine verschiedenen Glieder zerlegt.

Und der lebendige Redner, der macht es womöglich so, daß er während seiner Rede dauernd in einen dieser vier Stile wechselt, daß er also von einem Stil zum andren springen kann. Das ist so bei einem guten geschriebenen Stil gar nicht möglich, da fordert man, daß es in einem einheitlichen Duktus, in einer einheitlichen Einstellung vorangeht. Aber der Redner kann, zwischen plötzlichem Namensanruf, zwischen Freundlichkeit-heischender Pronomina-Anrede, dem Erzählen, was wir erlebt haben, und einem Abstrakten hin und her wechseln.

VIII

Und das, meine Damen und Herren, dieses Prinzip der gesprochenen Rede wendet Hitler auch an. Auch bei ihm geht es kreuz und quer, von einem Stil in den anderen, und es entsteht daher tatsächlich der Eindruck einer großen Lebendigkeit. Die oft etwas Martkschreierisches an sich hat, aber trotzdem auf bestimmte Menschen, die auch eine gewissen Abneigung gegen die Schrift entwickelt haben, sicherlich sehr anziehend wirkt.

Aber was er nicht kennt, was er fast gar nicht kennt, das ist die Verbindlichkeit der Rede für den Sprecher selbst.

Wenn ich nämlich etwas sage, um Sie so oder so zu beeinflussen, und mir nachher eigentlich ganz egal ist, was ich gesagt hab, weil ich es erreicht hab oder nicht erreicht hab, wenn also dasjenige, was ich sage, für mich selbst nicht gilt – dann ist die ganze Rede umsonst.

Lese ich Ihnen also aus diesem sechsten Kapitel des zweiten Teils etwas vor, auf der Seite 532, da steht drüber als Zusammenfassung: *Rednerische Erfahrungen:*

Man kann dabei feststellen, daß die größten und nachhaltigsten Erfolge in der Geschichte meistens die zusein pflegen, die bei ihrem Beginne am wenigsten Verständnis fanden, weil sie zur allgemeinen öffentlichen Meinung, zu ihrer Einsicht und zu ihrem Willen im schärfsten Gegensatz standen.

Das konnten wir damals schon, am ersten Tage unseres öffentlichen Auftretens, erfahren. Wir haben wahrlich nicht um die „Gunst der Massen gebuhlt“, sondern sind dem Wahnsinn dieses Volkes entgegengetreten, überall. Fast immer war es so, daß ich in diesen Jahren vor eine Versammlung von Menschen trat, die an das Gegenteilige von dem glaubten, was ich sagen wollte, und das Gegenteil von dem wollten, was ich glaubte. Dann war es die Aufgabe von zwei Stunden, zwei- bis dreitausend Menschen aus ihrer bisherigen Überzeugung herauszuheben, Schlag um Schlag das Fundament ihrer bisherigen Einsichten zu zertrümmern und sie schließlich hinüberzuleiten auf den Boden unserer Überzeugung und unserer Weltanschauung.

Ich habe damals in kurzer Zeit etwas Wichtiges gelernt, nämlich dem Feinde die Waffe seiner Entgegnung gleich selber aus der Hand zu schlagen. Man merkte bald, daß unsrer Gegner, besonders in Gestalt ihrer Diskussionsredner, mit einem ganz bestimmten „Repertoire“ auftragen, in welchem immer wiederkehrende Einwände gegen unsere Behauptungen erhoben wurden, so daß die Gleichartigkeit dieses Vorgangs auf eine zielbewußte einheitliche Schulung hinwies. Und so war es ja auch. Wir konnten hier die unglaubliche Diszipliniertheit der Propaganda unserer Gegner kennenlernen, und es ist heute noch mein Stolz, das Mittel gefunden zu haben, diese Propaganda nicht nur unwirksam zu machen, sondern ihre Macher endlich selbst damit zu schlagen. Zwei Jahre später war ich Herr in dieser Kunst.

Eine andre Passage:

Ich habe schon im ersten Bande ausgeführt, daß alle gewaltigen, weltumwälzenden Ereignisse nicht durch Geschriebenes, sondern durch das gesprochene Wort herbeigeführt worden sind. Daran knüpfte sich in einem Teil der Presse eine längere Diskussion, in der natürlich, besonders von unseren bürgerlichen Schlauköpfen, sehr scharf gegen eine solche Behauptung Stellung genommen wurde, Allein schon der Grund, weshalb dies geschah, widerlegt die Zweifler. Denn die bürgerliche Intelligenz protestiert gegen eine solche Auffassung ja nur, weil ihr selbst die Kraft und Fähigkeit der Massenbeeinflussung durch das gesprochene Wort ersichtlich fehlt, da man sich immer mehr auf die rein schriftstellerische Tätigkeit geworfen hatte und auf die wirklich agitatorische der Rede verzichtete. Eine solche Gepflogenheit führt aber mit der Zeit zwangsläufig zu dem, was unser Bürgertum heute auszeichnet, nämlich zum Verlust des psychologischen Instinktes für Massenwirkung und Massenbeeinflussung.

Während der Redner aus der Menge heraus, vor welcher er spricht, eine dauernde Korrektur seines Vortrages erhält, insofern er unausgesetzt an den Gesichtern seiner Zuhörer ermessen kann, inwieweit sie seinen Ausführungen mit Verständnis zu folgen vermögen und ob der Eindruck und die Wirkung seiner Worte zum gewünschten Ziele führen, kennt der Schriftsteller seine Leser überhaupt nicht. Deshalb wird er schon von vornherein nicht auf eine bestimmte ihm vor Augen befindliche Menschenmenge abzielen, sondern seine Ausführungen ganz allgemein halten. Er verliert dadurch aber bis zu einem gewissen Grad an psychologischer Feinheit und in der Folge an Geschmeidigkeit. so wird im allgemeinen ein glänzender Redner immer noch besser zu schreiben vermögen, als ein glänzender Schriftsteller zu reden, außer er übt sich dauernd in dieser Kunst.

Etwas später – das ist jetzt das wichtigste, was ich hier sagen möchte:

Dabei handelt es sich nicht selten bei den Menschen um die Überwindung von Voreingenommenheiten,

- also auch Sprachbarrieren –

die nicht in ihrem Verstand begründet, sondern meist unbewußt, nur durch das Gefühl gestützt sind. Diese Schranke instinktiver Abneigung, gefühlsmäßigen Hasses, voreingenommener Ablehnung zu überwinden, ist tausendmal schwieriger als die Richtigstellung einer fehlerhaften oder irrigen wissenschaftlichen Meinung. Falsche Begriffe und schlechtes Wissen können durch Belehrung beseitigt werden, Widerstände des Gefühls niemals. Einzig ein Appell an diese geheimnisvollen Kräfte selbst kann hier wirken; und das kann kaum je der Schriftsteller, sondern fast einzig nur der Redner.

Den schlagendsten Beweis dafür liefert die Tatsache, daß trotz einer oft sehr geschickt aufgemachten bürgerlichen Presse, die in unerhörten Millionenauflagen unser Volk überschwemmt, diese Presse die breite Masse nicht hindern konnte, der schärfste Feind gerade dieser bürgerlichen Welt zu werden, die ganze Zeitungsflut und alle Bücher, die vom Intellektualismus Jahr für Jahr produziert werden, gleiten an den Millionen der unteren Schichten ab wie Wasser vom geölten Leder. Dies kann nur zweierlei beweisen: entweder die Unrichtigkeit des Inhalts dieser gesamten Schreiberleistung unserer bürgerlichen Welt oder die Unmöglichkeit, nur durch Schrifttum an das Herz der breiten Masse zu gelangen. Allerdings besonders dann, wenn diese Schrifttum selbst so wenig psychologisch eingestellt ist, wie dies hier der Fall ist.

Und dann schildert er im folgenden die Bedingungen, die er selbst jeweils geschaffen hat, um bei den Menschen die Fundamente ihrer Einstellung zertrümmern zu können. Und zwar mit großer Genauigkeit und Präzision. Es schreibt hier also jemand über das Reden und das Sprechen, der etwas Bestimmtes mit denen, zu denen er spricht, vorhat. Und hat das ja auch getan.

Und die Art und Weise, wie hier geschrieben und gesprochen ist, geht so vor, daß dauernd gefühlsmäßige Bereiche angesprochen werden, die zu dem Gang der Rede selbst gar nicht dazugehören.

Es lohnt sich schon, obwohl es wirklich sehr anstrengend ist, ein einziges Kapitel auch nur ganz zu lesen, weil so vieles so oft gesagt wird und immer wieder und immer wieder neu, und immer wieder kommt diese Propaganda, dieses Einhämmern von meiner wegen „bürgerliche Presse“ oder dergleichen mehr vor – aber Sie müssen sich vorstellen, daß meine Eltern und meine Großeltern in nicht kleiner Zeit tagtäglich solche Sprache vorgesetzt kriegten, sie gehört haben, sie gelesen haben. Und aß sehr viele Vokabeln und sehr viele Wendungen aus dieser Sprache in unsrer Alltagssprache noch immer vorhanden sind.

Einwurf:

„Wo sollten wir das denn vorgesetzt bekommen haben? Grad durch dies Buch.“

Das war nicht nur dieses Buch, sondern dieser Stil, dieser Stil ist nach,

„Zeitungen“

dieser Stil ist nach und nach auf die gesamte, auf alles übergegangen.

„Anderswie ...“

Von dort her, so meine ich, ist in dem Gespräch zwischen denjenigen, die unsre Sprache eigentlich sprechen, die Kraft zerstört worden, und zwar planmäßig zerstört worden, dasjenige zu benennen, was notwendig ist.

IX

Und unter diesem Mann, unter diesem, was unsrer Sprache dort angetan ist, eine Vereinheitlichung in riesenhaften Ausmaßen – auch die Mehrstimmigkeit des Sprechens nicht nur in der Kunst, sondern auch in allem andre, ist ja zerstört worden; der einzige Bereich, der aber dann um den Preis der Isolierung erhalten geblieben ist, sind die Räume der Kirche gewesen. Und einige andere, also: darf ich nicht sagen – sondern: bestimmte kommunistische Gruppen auch – und solche, die aber einen außerordentlich schweren Stand hatten und ja fast alle dann auch vernichtet wurden.

Es ist 1945 kein Friede geschlossen worden.

Und es ist bisher noch immer kein Friede geschlossen worden.

Die Unruhe, das heißt – ich möchte es mal so sagen: die Sprachbarriere, die etwa zwischen Deutschland und dem Ausland in dieser Gestalt der verdorbenen Sprache entstanden ist, ist nicht eigentlich beiseitegebracht worden. Es ist nicht Frieden geschlossen worden.

Und in den Jahren zwischen 1945 und 49 gab es allenthalben, wenn ich – ich kann mich sogar noch daran erinnern, obwohl ich noch sehr klein war damals – ein, eine Stimmung des Aufbruchs, eine Bereitschaft, sich existentiellen Fragen neu zu stellen, nachzuholen, was so lange versäumt werden mußte, sich bestimmten Sachen mit großem Eifer zuzuwenden – dieser Zeit verdankt zum Beispiel die Volkshochschule auch ihr neuerliches Entstehen – und wenn man die Arbeitspläne der ersten vier Jahre durchsieht, das ist schon sehr packend.

Aber in demselben Moment, wo die Währungsreform eintrat, wo also eine gewissen wirtschaftliche Stabilität und Selbständigkeit errichtet wurde, und gleichzeitig natürlich auch die Gründung der Bundesrepublik, sind wir in eine Art von Scheinfrieden gelangt. Der einerseits die Energie, die aus dem nichtgeschlossenen Frieden nach 45 vorhanden war, verbraucht hat, womit denn ist sonst alles hier entstanden, doch genau von dieser Energie, also auch von dieser Aufbruchenergie der Kriegsteilnehmer; aber gleichzeitig ist nach und nach genau dieses Moment des nicht geschlossenen Friedens immer weniger anerkannt und ausgesprochen worden.

Und man hat schließlich den wirtschaftlichen Stand, die Stabilität, die Sicherheit, das Selbstgefällige der Bundesrepublik für das Selbstverständliche gehalten.

Das ist nach und nach aufgebrochen, und bricht immer wieder auf, weil die Jüngeren, also wir, erzählt bekommen müssen, was losgewesen ist, weil es nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, weil die Gruppe, die „wir“ sagen kann zu dem, was geschehen ist, sich melden muß, sich hinstellen muß und sagen: *wir haben das erlebt*, und weil wir Jüngeren diesen Friedensschluß unbedingt zum Weiterleben brauchen.

X

Sehr viele Konflikte, auch der Konflikt, der sich darin anmeldet, daß man in der pädagogischen Diskussion von Sprachbarrieren redet, ist eine Folge dieses nicht geschlossenen Friedens.

Um das deutlich zu machen, um das deutlich zu machen, um das deutlich zu machen, möchte ich noch eine andere Stimme hier zu Wort kommen lassen – nämlich eine Stimme innerhalb des Dritten Reichs, die sozusagen intakt bleiben konnte. Die also uns auch etwas sagen kann darüber, wie es damals eigentlich war.

Stellen Sie sich vor, ich mein: ich stell es mir jetzt vor – was eigentlich passiert ist: die Männer auf der einen Seite sind zum größten Teil in den Krieg gezogen, sind weit weg gewesen. Sie sind zwar schweren Belastungen ausgesetzt gewesen, aber der eigentlich täglichen Arbeit doch waren sie enthoben. Ich meine natürlich in Grenzfällen dauernd, aber ich meine: was die Soldaten immerhin hatten, ist Verpflegung und Kleidung, um nur die einfachsten Sachen zu nennen. Gerade Verpflegung und Kleidung waren aber dasjenige, worum sich die Frauen, die hierblieben, als andere Gruppe, am meisten kümmern mußten, und zwar so aufreibend und mühsam, daß da die ganze Zeit draufging und der Blick auch sehr selten nur darüber hinausgucken konnte.

Nun das Gespräch zwischen den Frauen und Männern, hier und da, war spärlich, konnte nicht zustande kommen, wenn die Männer in Urlaub waren, dann waren sie höchstwahrscheinlich nicht fähig, sich in die wirklichen Schwierigkeiten, die zuhause existierten, einzulassen und daran Anteil zu nehmen.

Genau dasselbe galt aber auch umgekehrt.

Es entstand also zwischen den auch verheirateten Teilen, den Männern und Frauen eines Volkes eine riesige Sprachbarriere.

Das sind unsere Eltern.

Die also in einer entscheidenden Zeit ihres Lebens sich nicht mitteilen konnten.

Ich spreche das nicht aus als Vorwurf, sondern als ein Geschick, das als solches aber doch auch mal angesprochen und gesehen werden muß.

Und deshalb gibt es ganz selten Berichte, die uns einen Aufschluß geben über das, was hier wirklich los war – weil es ja niemand wußte, weil ja niemand, nur ganzwenige überhaupt einen solchen Überblick hatten, daß sie das eine und das andere zusammensehen konnten.

Der Mann, von dem ich spreche, ist

HELMUTH JAMES VON MOLTKE,

der im Januar, am 23. Januar 1945 von den Nazis hingerichtet wurde, obwohl sie alle nicht recht wußten, warum eigentlich.

Der hat am 25. März 1943 einen Brief nach Stockholm geschickt, auf abenteuerlichem Wege, in welchem er die Zustände und die Bedingungen, unter denen vielleicht etwas zu machen wäre, schildert.

Dieser Brief ist auch angekommen in Stockholm, ist aber dann an den wirklichen Adressaten nicht weitergegeben, weil der Mittelsmann das für zu gefährlich hielt – und ist erst 1970 veröffentlicht worden.

XI

Der Brief lautet:

Stockholm, den 25. März 1943

Lieber Herr Curtis,

es besteht die Möglichkeit, daß dieser Brief in Ihre Hände gelangt, ohne die Zensur passieren zu müssen. Ich möchte daher diese einmalige Gelegenheit benutzen, um Ihnen eine Analyse der Zustände in meinem Land zu geben und einige Vorschläge zu machen, wie man die Dinge beschleunigen könnte.

1.

Ich muß dazu eine Vorbemerkung machen. Was innenpolitische Entwicklungen angeht, mißtraue ich aus Erfahrung dem Urteil und der Diskretion aller der Leute, die mit einer Auslandsvertretung zu tun haben. Wir bekommen nämlich höchst vertrauliches Material aus praktisch jeder britischen und mehr noch aus jeder amerikanischen Gesandtschaft oder Botschaft. Wahrscheinlich zahlen uns Ihre Leute das heim, indem sie abhören, was für unsere Gesandtschaften bestimmt ist. Aber im ersteren Fall haben solche Informationen schon manchem, den wir schlecht entbehren können, das Leben gekostet. Ich habe den Eindruck, als seien Diplomaten so daran gewöhnt, in ihrem begrenzten Kreis zu leben, wo man sich aushorcht und lobt, daß sie den Tatsachen des Lebens ganz naiv gegenüberstehen. Manchmal hat man wirklich das Gefühl, die Diplomaten führten ein so abgeschirmtes Leben, daß sie sich gar nicht vorstellen können, wie sich das Leben auf unserem Kontinent wirklich abspielt. Mit großen Worten werden die Lebensbedingungen auf dem Kontinent beschrieben; aber ohne eine Vorstellung davon wiederzuspiegeln, wie diese tatsächlich sind, haben solche Worte wenig Bedeutung für den, der sie gebraucht, und noch viel weniger für den, der sie hört.

Und auf derselben Ebene ist noch eine Warnung vor der dominierenden Denkweise der Geheimdienste gegenüber politischen Gesichtspunkten notwendig. Aus der Sicht der Geheimdienste ist es sehr einfach, daß alles, was ich tue, und mit mir viele Männer und Frauen, zur Zerstörung des Dritten Reiches beiträgt, also gegen den Hauptfeind gerichtet und daher lobenswert ist. Aber politisch gesehen gilt für Diktaturen oder Tyrannen dasselbe Gesetz wie für Demokratien: Man kann eine Regierung nur beseitigen, wenn man eine andere Regierung anzubieten hat. Demnach kann mit der Zerstörung des Dritten Reiches erst begonnen werden, wenn man zumindest imstande ist, eine Alternative vorzuschlagen. Das kann ein Mann, der den Standpunkt des Geheimdienstes vertritt, nicht verstehen, und daraus können sich sehr ernste Folgen ergeben nicht nur für die Nachkriegszeit, sondern auch für die Chancen, das Dritte Reich von innen heraus zu zerstören.

Dieses Argument haben übrigens mehrer Leute aus den Untergrundorganisationen verschiedener besetzter Länder mir gegenüber vorgebracht.

2.

Außerhalb Deutschlands macht man sich folgende Schwierigkeiten nicht klar, mit denen wir zu kämpfen haben und die in Deutschland eine ganz andere Lage schaffen als in allen besetzten Ländern: Mangel an Einigkeit, Mangel an Leuten, Mangel an Kommunikation.

Mangel an Einigkeit: In allen von Hitler beherrschten Ländern außer Deutschland und Frankreich ist sich die Bevölkerung praktisch einig. In Norwegen oder Polen, in Griechenland, Jugoslawien oder Holland hat die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung dieselbe Gesinnung. In Deutschland und in geringerem Maße auch in Frankreich ist das anders. Da gibt es viele, die vom Dritten Reich profitiert haben und wissen, daß mit dem Ende des Dritten Reiches auch ihre Zeit zu Ende geht. Zu dieser Kategorie gehören nicht nur ein paar hundert Menschen, nein, es sind Hunderttausende, und um ihre Zahl zu vermehren und neue Pfründe zu schaffen, wird alles korrumpiert. – Dann gibt es die Leute, die die Nazis nur als Gegengewicht zu dem vom Ausland auf Deutschland ausgeübten Druck unterstützt haben, und sich jetzt nicht ohne weiteres aus dieser Verstrickung befreien können, selbst wenn sie davon überzeugt sind, daß die Nazis unrecht haben, meinen sie, das werde durch uns früher zugefügtes Unrecht aufgewogen. – Außerdem gibt es eine dritte Auffassung, die von Goebbels' Propaganda und von der englischen Propaganda unterstützt wird: Wenn wir diesen Krieg verlieren, werden wir von unseren Feinden lebendig aufgefressen. wir müssen ihn deshalb mit Hitler durchstehen und können ihn erst danach loswerden; man kann die Pferde nicht mitten im Fluß wechseln.

Ein Argument, was Sie heute noch dauernd finden.

Diese Ansichten werden Sie so entschieden ablehnen wie ich, doch man muß sie als politisch wirksam in Rechnung stellen, weil sie Uneinigkeit hervorbringen. Während man also den Absichten fast jedes Holländers, Norwegers usw. trauen kann, muß man jeden Deutschen sorgfältig prüfen, um herauszubekommen, ob er zu gebrauchen ist oder nicht. Daß er Antinazi ist, genügt nicht.

Mangel an Leuten: Wir haben in unserem Land praktisch keine jungen Männer mehr, das heißt, Männer der Altersgruppen, die Revolutionen machen oder zumindest deren Vorhut bilden. sie haben junge oder doch ziemlich junge Arbeiter in Ihren inländischen Betrieben. Ihre jungen Männer werden bei Ihnen im eigenen Land ausgebildet. Das ist bei uns ganz anders. Unsere jungen Männer befinden sich alle, selbst wenn sie erst ausgebildet werden, weit jenseits unserer Grenzen. Statt dessen haben wir mehr als 8 Millionen ausländische und potentielle feindliche Arbeiter im Land, und ihre Zahl wird voraussichtlich auf 10 Millionen anwachsen.

Es gibt hier keine Deutschen, die jünger sind als Jahrgang 1899. Bis auf die Geheimpolizei und die SS sind Ausnahmen hiervon unbedeutend. Die wenigen Aktiven, die übrigbleiben, sind schwer überarbeitet und am Ende ihrer Kräfte. Die Frauen sind, sofern sie nicht zu irgendwelcher Kriegsarbeit herangezogen werden, physisch, vor allem aber psychisch voll ausgelastet mit der Aufgabe, ihren Haushalt in Ordnung zu halten. Je stärker die wirtschaftliche Belastung, desto unwahrscheinlicher ist eine Revolution, da die Menschen ganz damit beschäftigt sind, überhaupt zu leben.

Die Lebensmittelverteilung funktioniert ziemlich gut, obwohl sie auch viel Zeit in Anspruch nimmt. Versucht man aber etwas anderes zu kaufen, ist es überaus mühsam. Braucht man einen Briefumschlag, will man seine Schuhe reparieren, seinen Anzug ausbessern, seinen Mantel reinigen lassen oder sucht gar Nägel, eine Zahnbürste, Klebstoff oder einen Kochtopf, einen Gegenstand aus Porzellan oder Glas, will man sein Kind irgendwo absetzen oder benötigt man einen Arzt, so entdeckt man, daß die Erfüllung eines solchen Wunsches einen ganzen Tag Arbeit kostet. Man muß warten und rennen, herumstehen und handeln, drängen und bitten, und zuletzt bekommt man das Gewünschte wahrscheinlich nur, wenn man etwas dafür anzubieten hat, seinen es Dienste oder Waren. Diese ganze zusätzliche Arbeit müssen die Frauen bewältigen.

Während die Männer als Soldaten völlig vergessen, was arbeiten heißt, sind die Frauen vollkommen überarbeitet. Das heißt nicht nur, daß sie physisch von diesen Tätigkeiten in Anspruch genommen werden, was ja selbstverständlich ist; das Ärgste ist, daß ihre Gedanken vollständig von den Überlegungen in Anspruch genommen werden, wie sie bekommen können, was sie brauchen, sei es eine Zahnbürste oder einen Arzt. Der letzte Gedanke einer Frau vor dem Einschlafen ist höchstwahrscheinlich: „Ich darf nicht vergessen, daß sie sagten, um drei gebe es eventuell ein paar Briefumschläge, und beim Arzt hieß es, er werde vielleicht gegen 5.30 zurück sein. Aber was mache ich mit dem Kind, während ich auf den Arzt warte, es könnte neun Uhr werden, bis ich zurück bin.“

Da bleibt keine Zeit, überhaupt nur an den Krieg zu denken.

Mangel an Kommunikation: Das ist das Schlimmste. Können sie sich vorstellen, was das bedeutet, wenn man

- a) nicht telefonieren kann;
- b) die Post nicht benutzen kann;
- c) keinen Boten schicken kann, denn wahrscheinlich hat mein keinen, und wenn man einen hat, kann man ihm nichts Schriftliches mitgeben, da die Polizei zuweilen Leute in Zügen, Straßenbahnen usw. nach Dokumenten durchsucht;

d) nicht einmal mit den Menschen sprechen kann, mit denen man völlig einig ist, weil die Verhörmethoden der Geheimpolizei zunächst den Willen brechen, den Verstand aber bei voller Klarheit belassen. Auf diese Weise wird das Opfer dazu gebracht, alles auszusagen, was es weiß. Deshalb darf man Mitteilungen nur denjenigen zukommen lassen, die sie unbedingt brauchen;

e) sich nicht einmal auf Gerüchte oder eine Flüsterkampagne verlassen kann, um Nachrichten zu verbreiten, da die Nachrichtensperre so wirksam ist, daß eine in München gestartete Flüsterkampagne vielleicht nicht einmal bis Augsburg kommt.

Es gibt nur einen zuverlässigen Weg zur Verbreitung von Nachrichten, nämlich den Londoner Rundfunk, der von vielen wirklichen Gegnern des Nationalsozialismus und unzufriedenen Parteimitgliedern gehört wird.

3.

Zum Teil ist dieser teuflische Apparat von den Nazis erfunden worden, zum Teil ist er die direkte Folge des Krieges. Jedenfalls wird er von der herrschenden Schicht äußerst wirkungsvoll benutzt.

Diese will vor allem die Armee vor den politischen Strömungen im Land abschirmen, was auch weitgehend gelingt. Nur Soldaten auf Urlaub und Mannschaften der Luftabwehr befinden sich im Land. Die Urlauber wollen nicht behelligt werden, und ihre Verwandten wollen sie nicht behelligen. Männer außer Landes erhalten nur dürftige briefliche Information, da die Frauen aus Furcht vor Unterdrückungsmaßnahmen, die immer wieder getroffen werden, nicht zu schreiben wagen. Im übrigen führen die Soldaten ein ziemlich isoliertes Leben. Sie treten meist in großer Zahl auf und müssen nur mit dem Feind fertig werden. Insbesondere die Offiziere führen zum großen Teil ein Leben, das ihren zivilen Status übersteigt. Der einfache Soldat weiß über die Zustände in Deutschland nicht mehr als Sie, wahrscheinlich sehr viel weniger. Im übrigen werden die Soldaten unentwegt Situationen ausgesetzt, die ihnen keine andere Möglichkeit lassen, als zu kämpfen. Ihre Gedanken kreisen genauso ausschließlich um den Feind wie diejenigen der Hausfrauen um ihre Bedürfnisse.

„Der deutsche General und Soldat darf sich nie sicher fühlen, sonst will er sich ausruhen; er muß stets wissen, daß der Feind vor und hinter ihm steht und daß man nur eins tun kann, nämlich kämpfen.“ Das äußerte Hitler gegenüber Feldmarschall Manstein, der vorschlug, eine Stellung hinter der Front zu befestigen.

Aber auch in Deutschland selbst wissen die Leute nicht, was vorgeht. Ich glaube, mindestens neun Zehntel der Bevölkerung weiß nicht, daß wir Hunderttausende von Juden umgebracht haben. Man glaubt weiterhin, sei seien lediglich abgesondert worden und führten in etwa dasselbe Leben wie zuvor, nur weiter im Osten, woher sie stammten, vielleicht etwas armseliger, aber ohne Luftangriffe.

Würde man diesen Leuten erzählen, was wirklich geschehen ist, bekäme man zur Antwort: Sie sind eben ein Opfer der britischen Propaganda. Wissen Sie nicht mehr, was für lächerliche Dinge über unser Verhalten in Belgien 1914/18 verbreitet wurden?

Eine andere Tatsache: Die Deutschen machen sich Sorgen um ihre Männer und Söhne, die in Rußland vermißt gemeldet worden sind. Die Russen haben, was sehr klug von ihnen war, unseren Männern erlaubt, nach Hause zu schreiben. Diese Briefe werden in Deutschland weggeschlossen oder vernichtet, keinesfalls aber an die Angehörigen weitergeleitet. Etwa tausend dieser Karten waren auf Grund eines technischen Fehlers der Zensur entgangen. Die Empfänger, die daraufhin auf normalem Weg zu antworten versuchten, wurden verhaftet, verhört und so lange festgehalten, bis ihnen klar wurde, was passieren würde, wenn sie darüber sprächen, daß sie Nachricht von ihren Männern erhalten hätte.

So etwas funktioniert in Deutschland monate-, vielleicht jahrelang, und dabei handelt es sich um Nachrichten, auf die man in Deutschland begierig wartet.

Man kann das nicht, wie etwa bei dem Beispiel von den Juden, mit der Erklärung abtun, die Deutschen seien unpolitisch und wollten nicht hören, sie hätten Juden umgebracht. Nein, selbst die Sache mit der Post aus Rußland ist weder allgemein bekannt, noch glaubt sie jemand, wenn man sie erzählt. Wer solche Vorfälle erfährt, etwa die Beamten, die mit den Karten zu tun haben, oder deren Verwandten, der glaubt im allgemeinen, die Karten seien gefälscht und der Führer in seiner Großmut wolle verhindern, daß die hinterhältigen Russen unbegründete Hoffnungen weckten, die bei Bekanntwerden der Tatsachen zu noch tieferer Verzweiflung führen müßten.

Eine dritte Tatsache: Inzwischen gibt es bei uns neunzehn mit erheblicher Geschwindigkeit arbeitende Guillotinen.

Einwurf:

„Darf ich mal etwas fragen – wohin drauf hinaus woll’n Sie eigentlich?“

Das sag ich noch.

Die meisten Leute haben davon überhaupt keine Ahnung, und praktisch niemand weiß, wie viel Menschen täglich enthauptet werden. Meiner Schätzung nach sind es täglich etwa fünfzig, dazu kommen die, die in den Konzentrationslagern sterben.

Niemand kennt die genaue Zahl der Konzentrationslager oder ihrer Insassen. Nur wenige Kilometer von unserem Gut entfernt gibt es ein Konzentrationslager. Unser Landrat erzählte mir, er habe erst von der Existenz eines KZs in seinem Kreis erfahren, als er ersucht wurde, Maßnahmen anzuordnen, die das Übergreifen einer Typhusepidemie auf ein Nachbardorf verhindern sollten. Zu diesem Zeitpunkt bestand das Lager bereits monatelang. Berechnungen über die Anzahl der KZ-Insassen schwanken zwischen 150 000 und 350 000. Niemand weiß, wie viele täglich umkommen.

Zufällig habe ich festgestellt, daß im KZ Dachau in einem einzigen Monat 160 Menschen gestorben sind. Außerdem wissen wir ziemlich zuverlässig, daß es 16 KZs mit eigenen Krematorien gibt. Wir haben vom Bau eines großen Konzentrationslagers in Oberschlesien gehört, welches für 40-50 000 Personen angelegt ist, von denen monatlich 3-4000 getötet werden sollen.

Aber selbst ich bekomme alle diese Informationen nur in recht vager, undeutlicher und ungenauer Form, obwohl ich mich ja bemühe, so etwas herauszufinden. Mit Sicherheit wissen wir nur, daß Scharen von Deutschen, wahrscheinlich viele Hunderte, täglich auf verschiedene Weise getötet werden.

Und diese Menschen sterben keinen ruhmvollen Tod, wie diejenigen in den besetzten Ländern, die wenigstens im Bewußtsein sterben, daß ihre Landsleute sie für Helden halten. Unsere Leute sterben einen schmachvollen Tod, sie wissen, daß man sie auf eine Stufe mit Räubern und Mördern stellt.

Dann geht der Brief so weiter, indem er die Lage der Opposition schildert, also der inneren Widerstandsbewegung – und im 5. Abschnitt über die Gefahr des Kommunismus, und dann die Ausführungen – wie der Brief weitergehen soll.

XII

Warum lese ich das hier vor?

Etwas Geschriebenes, was ja nun dem, was ich vorher sagte, sehr stark widerspricht, denn ich kann ja dieses Geschriebene als – bring ich ja als Block ein, als, vielleicht sogar als Eisblock, der eine bestimmte Form hier deutlich macht.

Aber die Einzigartigkeit dieses Briefes und nicht nur dieses Briefes, sondern daß zur Sprache kommt, und zwar mit einer, mit der notwendigen Vollständigkeit zur Sprache kommt, wie die Lage war, die für uns, für Sie, für mich und wahrscheinlich unter uns, die wir hier sind, und noch viel mehr zu andren hin, die Sprachbarrieren geschaffen haben, mit denen wir zu tun haben.

Denn die Haupt-Sprachbarriere ist es, wenn man nicht mehr eine gemeinsame Vergangenheit und von daher auch keine gemeinsame Zukunft haben kann.

Einwurf:

„In gewisser Weise stimmt das aber nicht, denn der Bereich – oder der Anfang dieses Themas zur Sprachbarriere kam ja in den Vereinigten Staaten zustande, und ich meine, da war das ja nicht der Fall so gewesen wie hier.“

Ich glaube nicht, daß das Erlebnis der Kriegsteilnehmer in den USA wirklich verwertet worden ist. Ich weiß nicht, ob Sie diese Buch von Kurt Vonnegut kennen: *Slaughter-House Five* – ein amerikanischer Soldat, der in das, in die Vernichtung von Dresden hineingekommen ist, und nach, nach - wann ist das erschienen, Anfang der siebziger Jahre ist dieses Buch erschienen, 69 vielleicht - wo er dieses Erlebnis so schildert, daß nun plötzlich von dem Vietnam-Krieg her den Amerikanern klar wird, was ihre eigenen Kriegsteilnehmer, die Soldaten, die in Europa waren, eigentlich erlebt haben.

Insofern ist, glaube ich, die Spaltung, die hier geschildert wird, zwischen Zuhause und Im-Feld, in Amerika genauso vorhanden gewesen.

Nur als Beispiel jetzt: ich glaube nicht, daß das Kriegserlebnis, an dem wir alle, in Europa wenigstens und weitergehend beteiligt waren, eigentlich auch in der Erzählung von den einzelnen andren weitergetragen worden ist. Daß das hier in Deutschland besonders schlimm war, das glaube ich doch.

Aber Sie waren erst –

„Ja, ich also da mehrere Fragen. Im Anfang sagten Sie sogar, man soll hinter dem stehen, was man sagt. Sie haben also ´ne Menge gesagt, unter anderm auch, daß wir uns an sich nach vornhin setzen, na, fragen wir erst, warum haben Sie uns also überhaupt hier mehr vorn hingesezt, ich seh da bis jetzt noch keinen Sinn drin -;

dann sagten Sie, Sie hätten keinen Vortrag vorbereitet oder sagten, Sie hätten keinen schriftlichen Vortrag vorbereitet, keinen schriftlichen – was denn?“

Nein hab ich nicht.

„Sie haben keinen Vortrag, aber dennoch haben Sie ´n Vortrag gehalten. Und ich mein, dann bleibt es eigentlich ziemlich gleich, ob Sie ´n Vortrag vorher vorbereiten oder nachher einen halten. Und dann können Sie vielleicht, Sie haben doch selber auf´m Tonband mitgenommen, daß Sie also beim Vortrag ´n ganz andern Tonfall haben, als wenn Sie zu jemand sprechen, am Anfang, Frage, Antwort -“

Hm –

„dann reden sie also viel natürlicher –

und dann hab ich noch ´n Punkt: einmal, was das grade, was Sie vorgetragen, heißen sollte, und zwar in Bezug auf die vier Punkte, die Sie am Anfang nannten, und dann jetztmal konkretere Beispiele, warum das ´ne Sprachbarriere für mich ist, wenn ich also nicht auf eine gemeinsame Geschichte zurückgreifen kann, weil ich die ja sowieso nicht so erlebt habe wie meine Eltern zum Beispiel – sondern nur das aus dem Geschichtsunterricht höchstens erfahren hab, vielleicht auch grade ein bißchen – ich jetzt aber nicht genau weiß, wo da für mich jetzt die Sprachbarriere ist.

Ich kann mich also hier nicht mit irgendjemand anderm, der das erlebt hat, unterhalten, wenn ich mich nicht vorher genau über die Sachen informiert hab. Wann setzt da die Sprachbarriere ein und vor allen Dingen bei welchen Themen, Thema muß dann wahrscheinlich auch sagen.“

„Nein, nein -“

„Ich kann mich über alltägliche dinge ja sicherlich unterhalten.“

„Ich glaube, Sie, er meinte eher, daß dadurch die Sprachbarriere bei unsern Eltern entstanden ist und die dann wiederum Sprachbarriere uns gegenüber haben – jedenfalls hab ich Sie so verstanden.“

„Ja, können Sie -“

Ja und das, das Erlebnis des Nicht-mit-einander-sprechen-könnens –

„Hm -“

auch weitergegeben ist. Nicht, daß wir also damit auch die Kraft, miteinander sprechen zu können, viel weniger mitgekriegt haben.

Also nicht nur jetzt im Alltag, wo dies oder das zu besprechen ist oder wo wir angesprochen werden, sondern diese Verhältnis zueinander, daß man an getrennten Punkten etwas erlebt, was zwei Seiten einer Sache sind, ohne daß sie als die zwei Seiten einer Sache erkannt werden und angesprochen werden.

Was in diesem Brief gerade passiert, nicht, wenn also auf der einen Seite die Soldaten und auf der anderen Seite die Frauen geschildert werden – ich frag Sie, wo ist das so beschrieben?

XIII

„Moment – aber dieses Problem, daß auf der einen Seite Frauen sind und auf der anderen Seite Männer – die verschiedene Erlebniskreise haben und aus einer ganz anderen Welt zusammenfinden und die dann aus psychologischen Gründen, weil sie sich nicht in dem Moment, wenn sie sich wiedersehen, aufeinander einstellen können, nicht miteinander reden können – das ist für mich keine Sprachbarriere. Denn ich verstehe Sprachbarriere aus linguistischer Sicht, wie Sie auch in der pädagogischen und vor allen Dingen in der linguistischen Diskussion war, daß nämlich verschiedene Sprecher miteinander sprechen, die aus verschiedenen sozialen Schichten kommen. Die also von ihrer Ausdrucksfähigkeit her sich nicht verstehen können. Aber diese Männer und Frauen können sich verstehen.“

„Ja ein Moment, da möchte also wirklich noch was zu, möchte noch mal weiter sehen, aber erst möchte ich noch meine beiden andren Fragen beantwortet haben, wenn das geht. – Also soll ich nochmal wiederholen, ja -“

Bitte.

„Das war also einmal: was soll die Sitzordnung?“

(Lachen)

„Wissen Sie, Sie fingen so unheimlich gut an – fand ich jedenfalls. Sagte, jetzt kommts heute mal wirklich zum Gespräch über diese Sprachbarrieren. Dann sogar, wie Sie das aus-, ich war zwar auch mehr so in dieser linguistischen Richtung, hatt ich gedacht, würde das irgendwie zum Gespräch kommen. Aber das soll Sie jetzt vielleicht gar nicht stören, wie Sie jetzt – mehr oder weniger – die Sprachbarrieren aus psychologischen“

hm, hm

„Gründen aufgezählt haben. Aber daß leider jetzt hier überhaupt keine Kommunikation zustande gekommen ist, das stört mich.“

Ja

„Ja, ich möchte das unterstützen, was zur Zweitfolge eintritt“

„Der Wechsel zum Thema ist nicht Wechsel dazu.“

„Ja ich wollte das unterstützen, was gesagt wurde. Mir ist eben auch diese Diskrepanz aufgefallen zwischen dem, was Sie sagten und was ich auch angenommen hab, was ich an sich als neue, jetzt als Seminarform nehmen will, ergeben könnte – daß man eben wirklich versucht, in diesem Kreis in etwa was aufzuarbeiten, in – der Titel dazu, den hab ich selbst erlebt – und zu dem, wie er jetzt gekommen ist: da könnt auch ich nur mich dem anschließen, daß es für mich als Vortrag gewirkt hat, die Sitzordnung ist an sich wirklich wie in jedem andern Seminar, wo man nur aufnimmt, aber doch nicht weitergeben kann.“

hm

„Und das würd ich dann hier also auch als negativ empfinden.“

Auf der andern Seite müssen Sie natürlich – der Sache zugutehalten, was an einem Abend zu schaffen ist.

„Ne, das werden wir dann, dann hätte man das irgendwie klarmachen müssen, daß das zum Beispiel nur ´n Ansatzpunkt sein kann. Ich weiß jetzt nicht, vielleicht haben wir da vorgegriffen, inwieweit Sie das noch gestalten wollten. Aber das müßte man klar herausstellen, daß das dann in dem Moment vielleicht ´n Bewußtmachen sein soll dessen, was normalerweise geschieht, daß man aber dabei nicht stehnbleiben darf. Denn sonst wär ´n wir jetzt alle rausgegangen wie in jedem andern Vortrag.“

XIV

Wozu also, wozu ich nur jetzt von mir aus sagen kann, daß für mich dieser Vortrag eben völlig anders ausgefallen ist. Das können Sie natürlich nicht so sehen.

„Ne, das glaub ich Ihnen zum Beispiel auch nicht ganz, wenn ich das so sagen darf, und zwar, weil Sie nämlich genau vier Punkte aufzählten – Sie fingen mit dem ersten Punkt an und hörten mit dem vierten Punkt auf: wie können Sie sich dann für´n einen *Sahne-mit-Paprika* (?) gegessen, nämlich die vier Punkte. Und wenn Sie mit einem Punkt anfangen, dann müssen Sie auch schon von vornherein wissen, was dann noch zwei, drei, vier kommt.“

Ja, das ist klar.

„Ja, also ist doch der Vortrag schon“

Aber hören Sie mal –

„auch die Sprachbarrieren, die von welcher Sicht Sie aus sehen wollen. Und das ist auch wieder´n Widerspruch zu dem, was Sie vorher sagten, was“

Trotzdem ist die Form, in der ich spreche die Sache des Augenblicks hier.

„Nein. Zum Beispiel als Sie die Sachen vorgelesen haben, gingen da, zwei Leute sind rausgegangen, und wär jetzt also wirklich die tatsächliche Situation gewesen, dann hätten Sie die Leute angesprochen: warum gehen Sie raus? Soll ich nicht mehr weiter vorlesen, bringt das nichts? – Das wär nämlich dann erst wieder wirklich auf die konkrete Situation eingehn.“

„Aber das ist ´ne Bemerkung, die“

(undeutlich)

„Ich möchte mich gar nicht mit angesprochen werden, wenn ich geh. Ich find das geht einfach zu weit“

(*durcheinander*)

Nein, ich meine, daß derjenige, der geht –

(*durcheinander*)

nein, derjenige, der geht, wortlos, erklärt ja damit, daß er darüber nicht mehr sprechen will.

„So kann mans anpacken, sicher.“

Ja

„Ja aber das ist doch dann auch wieder ´ne Interpretation, das kann ja ganz anders gemeint sein. Und darin bestünde doch auch die Chance, die man zum Beispiel in einer solchen Gruppe hat, daß man in etwa sich davor auch unterhalten könnte. Und hier bring ich jetzt zum Beispiel ja nicht als persönlichen Einwurf, sondern wenn man blind fragen würde: *Entschuldigung, warum gehen Sie jetzt* – dann kann natürlich kommen: *Ich hab keine Zeit mehr* oder sonst etwas, vielleicht könnte auch die Möglichkeit sein, dann darauf einzugehen, wenns andere Gründe sein sollten.“

hm

„Ich weiß zum Beispiel von einer, die hier weggegangen ist, daß sie also gesagt hat, das bringt für mich heute abend nichts mehr. Sie hatte vielleicht ganz andre Erwartungen.“

Ja, das

„Dann“

Aber –

„Ja, aber da sie jetzt einen Vortrag, das ist es ja eben, Sie sagten ja am Anfang, Sie hätten keinen Vortrag gehabt, deswegen hab zumindest ich auch erwartet, daß Sie jetzt an bestimmten Richtungen von Sprachbarrieren aufbaun, sondern daß wir das hier vielleicht gemeinsam erarbeiten, und vielleicht war das von der Kommilitonin genau derselbe Eindruck, und sie ist dann deshalb gegangen, weil man das -“

„Ich frag mich, wär der Abend vielleicht etwas kürzer geworden, dann hätten wir jetzt nicht nur die eine Seite der Sprachbarriere aus den psychologischen Gründen verarbeitet.“

„Kann ich denn mal fragen, für wen dieser Abend nicht effektiv gewesen ist? Für einige war er vielleicht effektiv. Wenn es für Sie nicht -“

„Ja, die sollen, na, sich dann melden -“

„Ja“

„Ja“

(durcheinander)

„Zum Einen empfand ich das Vorlesen als Sprachbarriere. Eigentlich hatte ich also den Eindruck, daß das Ihre vorherigen Worte etwas straft.“

„Das Vorlesen -“

„Mir geht’s sogar – war’s doch ´ne halbe Stunde, hab ichs doch nicht so gehört -“

XV

„- thematisch hätt ich folgende Frage:

Sie haben gesagt, daß wir keinen Friedensvertrag hätten und so weiter. Würd es anders aussehen mit den Sprachbarrieren – also falls ich Sie nicht falsch verstanden habe; das weitere ist, wenn Sie die Welt also von damals erzählen, gehen Sie davon aus, daß wir heute diese Sprachbarriere innerhalb einer Ehe, innerhalb einer Partnerschaft, innerhalb unsre täglichen Lebens, muß, weil Sie nun speziell Themenbereiche angeschnitten haben – ich würde also sagen, daß wir diese Sprachbarrieren, die damals zwischen den Ehepartnern im Krieg entstanden, heute genauso machen. Auf anderen Bereichen oder durch andre Ursachen entstanden, aber vorhanden wären sie also für meine Vorstellungen auch, und selbst wenn wir einen Vertrag hätten, würd ich auch dann sagen: haben wir nochmal die Sprachbarrieren.“

Es ist klar – ich mein, ich hab ja angefangen mit der Erläuterung des Mißverständnisses als lebendigem Bestandteil des Sprechens. Es ist klar, daß dieses Mißverständnis überall ist, wo Menschen miteinander sprechen und daß es auch immer Verhärtungsformen geben wird, nicht, die dann zu einer Sprachbarriere führen.

Trotzdem – und das ist eigentlich der Sinn, das, was ich eigentlich sagen wollte – können wir das Phänomen *Sprachbarrieren*, so wie wir es heute hier vorfinden, nicht lösen von dem geschichtlichen Vorgang, den ich auch ansprechen wollte.

Es gibt einfach Kommunikationsunterbrechungen so riesenhafter Art, daß die also erst in langer Zeit überhaupt aufgetragen und ausgetragen werden. Und daß die Sprachlosigkeit, die wir im Öffentlichen und im Privaten hier haben, daher rührt: da bin ich sicher.

„Ja, ich muß ... die Gegenwart jetzt stellen – wenn wir über uns wahrscheinlich noch mehr ... als –,

Ja nur ist die Frage, wie weit ich die Gegenwart rechne, verstehn Sie - meine Gegenwart, ich bin 1942 geboren, reicht aber in Wirklichkeit bis 1915/1910 zurück, in dem Unbewußten, in dem ich geprägt bin.

„Sie sprechen da immer nur das geschichtliche Tabu an – es gibt ja auch andre Tabus. Und deswegen frag ich mich immer noch, ob das nicht effektiver gewesen wär, wenn Sie das zum Beispiel als These hier hingestellt hätten, dann wär nämlich zum Beispiel die Sprachbarriere des Vortrags gar nicht gekommen. Und Sie hätten die Sachen alle genausogut bringen können und wahrscheinlich –,

Ja, aber verstehn Sie, was ich jetzt an Ihnen nicht verstehe, nicht: Sie rechnen mir jetzt vor, was alles hätte besser sein können.

„Ja, aber nur von der Erwartung Ihres Vortrags am Anfang.“

Gut gut, aber trotzdem ist ja etwas geschehen. Dazu nehmen Sie aber nie Stellung.

„Minimal -“

Ich meine, Sie müssen, ich meine jetzt einfach als methodische Überlegung: Sie müssen auch wissen, was Sie mit einem Abend machen können. Das, was Sie vorhaben, das würde ich gern in zehn Abenden mit Ihnen machen.

„Nimm ´n andern Musikanten.“

Ne, ich meine –

„Nein, so war das wieder nicht gemeint.“

Nein –

„Verstehn Sie, wenn Sie Ihre Anfangserklärung fallenlassen -“

Nein, das ist nicht wahr – ich bin sicher, daß der Vortrag – ich kann es ja nur sagen, ich bin sicher, daß der Vortrag anders ist, als wenn ich ihn da eben mit Manuskript gehalten hätte.

„Ich glaub auch in gewisser Weise, daß andre Volkshochschulabende ganz anders verlaufen wären, oder wenn Sie dahinter gestanden hätten, daß wahrscheinlich viel weniger Leute zu Wort gekommen wären. Daran seh ich in gewisser Weise schon ´n Sinn. Ich meine – teilweise hat es nichts gebracht, aber ich mein, ich seh´n Sinn drin, daß eben einige Leute jetzt angefangen haben, was zu sagen.“

Ja –

„Und ich hab keinmal das Gefühl gehabt, Sie hätten das extra vorgelesen, um uns zu provozieren, Sie würden noch ´ne halbe Stunde lesen, bis endlich jemand was sagt.“

(Lachen)

Bitte schön –

„Ich fands gewichtmäßig nicht ganz glücklich. Und zwar war, wenn Sie das kurz gesagt hätten, diese Situation zwischen Ehepartnern zum Beispiel, ich bin ja älter und hab das erlebt, das ist durch alle mein – Schreiben – daß das die starken Barrieren waren und eben auch etwas weiter wirken.“

Aber jetzt mal eine Frage, wenn etwas Zeit ist, kann man das nicht zum Schluß noch mal so ähnlich beenden, wie Sie´s angefangen haben?“

„So Fragen stellen?“

„Der Anfang ging so aufgelockert und allgemein, wahrscheinlich ist's auch gut aufgenommen worden – so aufgelockert angefangen – anders als sonst Vorträge immer, nicht als Vortrag, jetzt würd ich sagen, um einer gewissen Harmonie willen: kann man das denn nicht zum Schluß nochmal so hinkriegen?“

(Durcheinander)

„Ich mein, wir können nicht ewig immer jetzt ein geprägtes *Dictum* üben und sagen: weitermachen, aber kann man nicht eben jetzt nochmal den Schluß so harmonisch zustandebringen wie den Anfang, oder so normal und so natürlich?“

XVII

„Ja, das liegt aber vielleicht an uns, wir, wir müssen Entscheidungsgericht veranstalten, daß eine Form unbefriedigt ist – kann man draußen machen und schimpfen.“

„Wir können ja auch Herrn Dr. Wilkens bitten, daß er noch mehrer Abende zur Verfügung stellt, wenn das mal möglich ist.“

„Na das Thema haben wir nicht erschöpft, das´ schon richtig.“

Ich habe also, um vielleicht noch zu antworten, ich hab mir gesagt: ich kann nicht, ich will nicht über Sprachbarrieren sprechen, sondern ich will dort, wo ich eine wichtige Barriere sehe, sie nehmen,.

Nicht, ich hab mir, ich bin wirklich der Meinung, daß die Sprachlosigkeit während der 12 Jahre – ein Stein ist, den wir alle im Bauch mit rumschleppen. Und daß es ganz wenige Punkte gibt, an denen mit einer gewissen Vollständigkeit diese Barriere ausgesprochen und genommen wird. Und so hab ich mir gesagt: das ist ein wesentlicher Punkt – die Sprachbarriere will ich nehmen.

Wieweit das jetzt gelungen ist –

„Ja -“

„Darf ich noch was sagen: halten Sie diese Sprachbarriere, diese zwölf Jahre für zutreffend für einen ganz hohen Prozentsatz der Deutschen?“

„Also ich habs ja gewußt und hab es ja erlebt, und ich muß sagen, daß selbstverständlich Sprachbarrieren bestanden haben, aber innerhalb eines gewissen Kreises war'n sie eben keineswegs da. Das sind heut Sprachbarrieren da, weil´s Ihnen heute zu gut geht –

Und da fanden sich oft ja Zirkel, die einer Meinung waren, also ich war nicht – keine – ich hatte grade einen Kreis von Menschen aus Ruhr, ich gar nicht von Sprachbarrieren sprechen könnte.“

Wäre dieses Klima eben in der ersten Zeit nach dem Kriege lebendig geblieben.

„Nach dem Krieg und, aber auch innerhalb des Systems unter den – Ja, gut, aber das brach, das brach, also das, was ich selbst noch, daß das nach dem Kriege dann aufgebrochen ist und dies Klima der Offenheit und der Bereitschaft, auch soziale Fragen direkt anzusprechen -“

„Aber Sie sagten, zwölf Jahre wäre nicht zu sprechen gewesen, Sie konntens nicht, da – es stimmt nicht.“

Es ist nichts nach außen gedrungen –

„nach außen -“

und vor allen Dingen: es ist wenig Wirksames passiert.

„Das ist was anders.“

Nicht –

„Aber das ist nicht aufgrund von Sprachbarrieren -“

Ja doch, wenn –

„Unmöglichkeit, es in die Tat umzusetzen, weil kein solches ...“

Ja gut, aber zum Sprechen gehört eben auch das volle Risiko.

„Ja sicherlich ja.“

Ich meine, so sich unterhalten und von daher menschlichen Umgang haben, daß Sie die Wohltat haben, nicht, wesentliche Sachen. Aber ich mein: die Kommunikationslosigkeit, die er als jemand, der also inneren Widerstand auch organisiert hatte, indem kein Telephon und so weiter – ich habs ja vorgelesen – das muß man sich mal vorstellen.

Das heißt: an einer Stelle, wo wirklich gesprochen werden sollte, waren solche Widerstände. Und diese Widerstände kannte höchstwahrscheinlich jeder, der ein bißchen schlau war.

XVIII

Aber Sie wollten ja noch was sagen –

„Ja – ist mir ganz entfallen“

„Aber ich hätte eigentlich noch ´ne Frage und zwar: Weil Sie das so herausgestellt haben, könnten wir darüber etwas Schwieriges mal als Beispiel sehen. Aber – diese Sprachbarrieren sind doch zum großen Teil bewußt geschaffen.“

Ja, das ist es eben.

„Während wir doch sehr stark kämpfen mit den unbewußten Sprachbarrieren.“

Aber diese Sprachbarrieren, bewußt erstellt, sind auch uns als unbewußte weitergegeben.

„Ja – ´s richtig.“

(Durcheinander)

Genau eine Generation später kommt das heraus.

„Aber ´s ja auch noch so.“

Wie bitte?

„Das ist doch in unsrer ganzen Ideologie zu finden, diese bewußten Sprachbarrieren ...“

„Ja, nicht als Ursache von Werbung, sondern –“

„´ne –“

„nicht als konsequent, ich würde sagen, wenn wir also heute in der Politik oder in der Wissenschaft oder ich weiß nicht in diesen Zeitungen auch, die Nachrichten-Sprachbarrieren aufbauen, dann seh ich das nicht so weit historisch im Zusammenhang begründet.“

Ich mein, das ist ´ne Untersuchung, die man machen müßte, wenn Sie den Zeitungsstil von heute und von damals mal vergleichen.

XIX

„Mir ist einmal die Frage, wie man, wenn man Ihre Theorie weiterverfolgen sollte, wie man z.B. Sprachbarrieren zwischen Jugendlichen, die jetzt nach dem Krieg aufgewachsen sind, die doch bei den Eltern bis jetzt gleiche Vergangenheit und gleiche Zukunft bekamen, wie man das denn jetzt genau in den Griff bekommen soll.“

„Unbewußt...“

„Da würde ich zum Beispiel, könnt ich aber da nicht mehr sagen -“

„Ne -“

„-könnt ich nicht mehr vertreten, daß dann eben wieder unbewußte Folgen wären, sondern da würd ich eher in unsrer heutigen gesellschaftlichen Situation da den Grund sehen.“

Aber das ist unsre heutige gesellschaftliche Situation, das, was die Jugendlichen sind. Das sind mehr oder weniger immer nicht ausgetragene Schwierigkeiten, Konflikte mit den Eltern.

„Das stimmt.“

Wie die entstehen, woher kommen die? – Wann ist da nicht rechtzeitig gesprochen worden, wie sieht das denn eigentlich aus, Sie kommen doch sofort, mit dem ersten Schritt, sofort in die Generation vorher hinein, grad mit den Jugendlichen.

„Das Generationsproblem -“

Und was ich meine, was man dagegen tun kann, ist, wenn man die Sprachbarriere nehmen kann, ist tatsächlich – deswegen geht das in einem Vortrag wie diesem nicht – das namentliche Anreden: das klingt jetzt lächerlich, wie eine Formel; aber das bedeutet wirklich, wenn man das durchführt, das ist wirklich enorm. Das mach ich also in andern Kreisen so auf längerfristig ...

XX

Bitte schön –

„Aber nach Ihrer Theorie, wie verträgt sich denn damit die Sprachbarriere zwischen zum Beispiel Akademikern und Arbeitern. Ich mein die hat ja im Prinzip gar nichts mit dem Generationsproblem zu tun.“

Doch, das ist sehr wichtig, natürlich, natürlich ist das eine ganz entscheidende Frage, daß die Akademiker im Dritten Reich versagt haben. Und zwar ist das ´ne Sache, die man nun noch länger aufdröseln müßte – in den zwanziger Jahren ist es nicht gelungen, deswegen ist es, Maria, auch mit dieser Polemik, die ich in diesem Teil auch gehört habe, so erfolgreich gewesen – daß die Akademiker nicht mehr die politischen Notwendigkeiten des Tages angesprochen haben. Und deswegen sind sie auch im Dritten Reich völlig isoliert worden, haben sich dorthin und dorthin und dorthin drängen lassen und mehr oder, entweder mitgemacht oder sich auf Gebiete begeben, die sozusagen völlig unpolitisch blieben. Die Arbeiter, auf der andern Seite, sind ja auch zerteilt und zersprengt worden – diejenigen, die am konsequentesten noch etwas zu sagen wußten, sind wirklich die Kommunisten gewesen. Und das sind freilich die einzigen gewesen, die während des Dritten Reichs überhaupt noch ein bißchen, also

GEMEINSAMEN ATEM

haben konnten, aber was ist mit denen passiert?

Und nach dem Krieg, was ist da mit den Akademikern losgewesen? Da hat es auch, genauso wie in der Volkshochschule, ´ne kleine Zeit gegeben, wo man noch eingesehen hat: es reicht nicht, wenn ich Indologie studiere oder Zahnmedizin oder dies, sondern: zum akademischen Studium gehört auch eine bewußte Bearbeitung dieser Sache – und zwar nicht fachlich orientiert, sondern als Pfand – das ist aber sehr kurz gewesen.

Und dann ist es auch sehr schnell verschwunden. Die Leute, die meinetwegen so Jahrgang ´20 und so weiter sind und nach dem Krieg studiert haben, das heißt als erwachsene Menschen, die eigentlich die Probe auf Tod und Leben längst hinter sich hatte und natürlich nicht mehr als Studenten behandelt werden konnten, die, ja die haben, wenn ich das jetzt mal da etwas grob sage, zwei Wege gewählt: entweder sie sind dem inneren Anspruch der Sache wirklich gefolgt und sind dem treu geblieben, also dem Abschied von dem reinen Akademismus, oder sie sind glänzend in neue Positionen gekommen und sind die schlimmeren Professoren, als man sie je hatte.

Deshalb ist eben nach dem zweiten Weltkrieg die Frontstellung zwischen Arbeitern und deren Sprache und Akademikern und deren Sprache wieder erneuert worden. Aber auch das hing damit zusammen, daß die Akademikerschaft in Deutschland von Hitler im Grunde auch entmündigt worden ist.

XXI

Ja bitte –

„Wenn Sie das also so historisch sehen, diese Sprachbarrieren, aber auch zwischen den einzelnen Schichten, haben doch wohl auch vor hundert Jahren bestanden.“

Und eine, ein weiteres Problem seh ich darin, wenn wir das so stark geschichtlich und historisch sehen, ob wirs uns dann nicht zu einfach machen mit der Lösung der Sprachbarriere, indem wir also die Probleme, die damit auftauchen, ja sicher, die haben, aber wir dürfen doch auch nicht vergessen, daß wir einen sehr subjektiven Standpunkt haben.“

Ja, ich meine nur nicht, daß ich mit –

„auch“ –

ja ich meine nicht, daß ichs mir leicht mache.

„Ja das kann ich Ihnen auch gar nicht unterstellen, ich meine, das ist ja nicht nur das einzige Problem.“

Das ist nämlich furchtbar schwer.

„Aber es ist doch eine Gefahr, wenn ich sage, na ja, das ist also ´n historisches Problem, na denn setz ich, stell ich mich nicht, sondern also, das ist entweder mit unsern Eltern begründet und - da sehn Sie großes Unrecht.“

Aber Ihre Darstellung belegt eigentlich auch, was ich sagen will: Ihr – was für Sie historisch ist. Dann möchte ich unterscheiden zwischen dem, was historisch ist und dem, was Vergangenheit ist, die erzählt werden muß. Das, was Sie historisch nennen – meinetwegen als was ich als historisch hingestellt haben soll, ist aber ein ganz wesentlicher Teil unsrer Gegenwart, nicht, und zwar als etwas Erlebtes, was noch längst nicht aus dem Zusammenleben herauszuziehen ist und keine Rolle mehr spielt, sondern was tagtäglich eine Rolle spielt und immer noch irrt. Und deswegen kann ich es nicht als Historisches ansprechen. Sondern ich spreche es als einen wesentlichen Teil der Gegenwart an.

„S richtig.“

XXII

Bitte schön –

„Wie erklären sie denn die Sprachbarriere mit dem Ausland und welche Stellung hat jetzt Ihre geschichtliche Erklärung für die Sprachbarrieren überhaupt. Welche Stellung nehmen sie ein? Eine unter vielen Erklärungen, oder ist es *die* Erklärung, auf die man alles aufbauen kann.“

Darauf möchte ich sagen, daß geschichtliche Brüche großer Art – das ist nun nicht der einzige, der Zweite Weltkrieg, der Erste Weltkrieg, Revolution im vorigen Jahrhundert, die Französische Revolution, und so weiter, das sind geschichtliche Brüche gewesen, die tatsächlich zwischen den einzelnen Betroffenen Sprachbarrieren errichtet haben. Wir kennen doch diese Sprachbarriere, also jetzt riesiger Art, auch wiederum meinerwegen im Kalten Krieg gegenüber dem Kommunismus.

Also: dort auch ein gewaltiger Bruch, der zu einem Nicht-miteinander-sprechen-können-wollen und so weiter geführt hat. Wie das zwischen DDR und Bundesrepublik aussieht, das wäre sicher interessant zu beobachten.

„Haben Sie jetzt eine Erklärung oder -“

XXIII

Ich meine aber, verstehn Sie, daß es gefährlich ist, wenn man die Diskussion von Sprachbarrieren rein psychologisiert. Und rein als Phänomen einfach nur behandelt. Ich meine, was bei Ihnen als Tendenz auch dahintersteht.

Ich halte das für gefährlich, und das passiert meistens. Dann setzten sie nämlich unbewußt doch eine bestimmte geschichtliche Situation voraus, etwa Oskar Negt, nicht, wenn der darüber schreibt, dann spricht er erstens ´ne akademische Sprache und zweitens setzt er auch eine ganz bestimmte geschichtliche Situation, die erst in unserm Jahrhundert so ist, für seine Untersuchung an, ohne die geschichtlichen Bedingungen dabei selbst, und wie er auch selbst dazu steht, zu nennen - das tu ich gerade hier.

Daß man das auch nicht ganz unterschlagen kann, daß Sie das Phänomen der Sprachbarriere nicht völlig entpsychologisieren können, das ist auch klar.

XXIV

„Und die akademische Sprache haben Sie aber auch benutzt.“

„Nicht viel -“

„Ne -“

„Aber -“

Das Akademische war heut – oder dann sind Sie zu beglückwünschen, würd ich sagen, wenn Sie solche Akademiker haben.

„Ja es kommt drauf an, vielleicht wie mans sieht.“

Bitte – ich meine die Dame da –

„Mehrere Fremdwörter sind auf alle Fälle gefallen. Ich kann die nicht alle wiederholen, ich mein, ich behalt die doch nicht.“

(Durcheinander)

„Man kann vielleicht fragen, wer könnte den Vortrag in ´ne anderen Sprache einführen, ist aber schon so spät, daß man -“

Ich kann ja auch von Fremdwörtern – was Fremdwörter nun betrifft – so schadet das übrigens gar nichts, wenn in einer Passage auch Fremdwörter drin sind. Es ist sogar so, daß ein Vortrag oder eine Rede Fremdwörter neu erläutern kann. Also das Vorhandensein von Fremdwörtern oder nicht als Maßstab für Echtheit der Sprache zu nehmen, ist ja grad etwas, was wir auch hinter uns haben.

Nicht, das ist ja ein beliebtes Mittel gewesen, das bei uns noch im Deutschunterricht, in der Volksschule wirksam geworden ist: keine Fremdwörter. So etwas. Obwohl manche Fremdwörter gebraucht werden, um etwas zu benennen.

XXV

Ja; - vielleicht denken Sie nochmal drüber nach.

„Vielen Dank -“

„Danke -“

4. Bemerkungen

a) Stichworte, die die Gliederung in XXV Abschnitte verständlich machen:

I

Es ist also ein Widerspruch, wenn ich über Sprachbarrieren einen Vortrag halte.

II

... daß gerade in den Mißverständnissen und in der Hördifferenz der Reichtum liegt.

III

Es liegt nämlich in dem Namensanruf der elementare Akt der Anerkennung.

IV

... ich kann Sie ja nicht mit Namen anreden, da ich Sie nicht kenne.

V

... die Sprachbarriere von einem Fach zum andern.

VI

... eine Biographie, die nicht vom Sprechen ausgeht, das was wir tun, sondern von dem, was wir einnehmen, was wir hören.

VII

... daß er während seiner Rede dauernd einen dieser vier Stile wechselt.

VIII

Hitler

IX

Es ist 1945 kein Friede geschlossen worden.

X

Das sind unsre Eltern.

XI

Moltke

XII

Daß das hier in Deutschland besonders schlimm war, das glaub ich doch.

XIII

... was an einem Abend zu schaffen ist.

XIV

Trotzdem ist die Form, in der ich spreche – die Sache des Augenblicks hier.

XV

Kommunikationsunterbrechungen so riesenhafter Art.

XVI

... daß andre Volkshochschulabende ganz anders verlaufen wären.

XVII

Es ist nichts nach außen gedrungen.

XVIII

Genau eine Generation später kommt das heraus.

XIX

Konflikte mit den Eltern.

XX

... daß die Akademiker im Dritten Reich versagt haben.

XXI

... sondern was tagtäglich eine Rolle spielt und immer noch irrt.

XXII

... und wie er auch selbst dazu steht zu nennen.

XXIII

... daß ein Vortrag oder eine Rede Fremdwörter neu erläutern kann.

XXIV

... vielleicht denken Sie nochmal drüber nach.

b) Gliederung:

Erster Teil:

A I-IV: Vortragssituation

B V-VIII: lebendige und mißbrauchte Rede

C IX-XII: Väter und Mütter, Soldaten und Frauen

Zweiter Teil:

D XIII-XVI: Resumée

E XVII-XX: Anwendung von C

F XXI-XXIV: Alltag

G XXV: Der Vortrag wird vorläufig.

Notiz vom 25. November 2002

Bei dem Abschreiben der Tonbandaufnahme erschrak ich vor dem mündlichen Stil, der so stark demonstrativ ist. Jetzt habe ich die Versprecher herausgenommen, bei mir und den Beiträgen der Teilnehmer, und die Mühsal des Zur-Sprache-bringens kommt deutlicher so heraus, wie sie war: die Sprachbarriere war nicht nur in dem als solchem Angesprochenen zu finden, mehr noch in dem Bedürfnis, die starke Betroffenheit – an die ich mich erinnern kann – durch objektive Argumente beiseitezurücken.

Denn wirklich geschah etwas anderes, während ich den Brief von Helmuth James von Moltke las: ich durchschritt wirklich die Sprachbarriere, von der geredet wurde. Und seltsam genug: das war ein unumkehrbarer Vorgang. Er genügte, um herauszukommen.

Ich kann mir heute eine solche Veranstaltung gar nicht mehr vorstellen. Und so wird sie mit zu dem Satz Victor von Weizsäckers gehören: *Nur das Unmögliche wird wirklich.*

5

**JUDENTUM UND CHRISTENTUM IN DER KORRESPONDENZ
AUS DEM DRITTEN JAHRE DES (ERSTEN) WELTKRIEGES ZWISCHEN
FRANZ ROSENZWEIG (1886-1929) UND EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY
(1888-1973)**

Zuvor:

| Franz Rosenzweig: | Eugen Rosenstock-Huessy |
|--|--|
| <i>Hegel und der Staat 1920</i> | <i>Königshaus und Stämme 1914</i> |
| <i>Der Stern der Erlösung 1921</i> | <i>Die Europäischen Revolutionen 1931/1951, 1960</i> |
| <i>Die Schrift verdeutscht von Martin Buber in Gemeinschaft mit Franz Rosenzweig 1927-1962</i> | <i>Die Sprache des Menschengeschlechts, eine leibhaftige Grammatik in 4 Teilen 1963/64</i> |
| <i>Die Schrift und das Wort</i> | <i>Lehrer oder Führer? Zur Polychronie des Menschen, in: Die Kreatur I, 1. 1926</i> |

**Friedrich von Schiller (1759-1805), Wilhelm Tell, Schauspiel
Zum Neujahrsbesuch auf 1805, I, 3 (17.3.1804)**

- 1) Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.
- 2) Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.
- 3) Die einzige Tat ist jetzt Geduld und Schweigen.
- 4) Beim Schiffbruch hilft der einzelne sich leichter.
- 5) Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.
- 6) Der Starke ist am mächtigsten allein.

Adolf Hitler (1889-1945)

**Mein Kampf, Zweiter Band: Die nationalsozialistische Bewegung, 1927
8. Kapitel: Der Starke ist am mächtigsten allein (26, 2-4)**

Genau wie Sperlinge,
die,
scheinbar gänzlich uninteressiert,
in Wirklichkeit aber dennoch aufs Äußerste gespannt,
einen glücklichen Genossen,
der ein Stückchen Brot gefunden hat,
dauernd beobachten,
um plötzlich in einem unbedachten Augenblick zu räubern,
so auch diese Menschen.

1. Namen in dem Briefwechsel

1) *persönlich:*

Rudi, Trudchen Oppenheim, Kay, Hermann Cohen, Hans Ehrenberg

2) *der vervielfältigte Sprecher:*

Abraham, Agamemnon, Archimander, Augustin, Benedict XV, Bergson, Bernhard von Clairvaux, Bismarck, Bruno, Brutus, Burckhardt, W. Busch, Cäsar, Cicero, Chamberlain, **Cohen**, Constand d'Étournelles, Cusanus, Cyrano, **Dominicus**, Dürer, Duns Skotus, Eckehard, Falkenhayn, Fichte, **Franz**, Franz Kaiser von Österreich, Friedrich II., Friedrich der Weise, Friedrich der Große, Gauss, Gazali, Gobineau, Goethe, Hadrian, Ham, Harnack, Hegel, Heinrich VIII., Helmholtz, Hölderlin, Homer, Humboldt, Innozenz III., Isokrates, Japhet, Jesajas, Jesus, Johannes, Juda ha Levi, Kant, Karl der Große, Kepler, Kierkegaard, Klabund, Konstantin, Lagarde, Leo XIII., Lessing, Liebermann, Lippert, Lukas, Luther, Mackensen, Maimonides, Maleachi, Marcion, Marx, Mehmed, Melanchthon, Moses, Mozart, Müller Johannes, Muhammed, Napoleon, Newton, Nietzsche, Novalis, Paulus, Peter der Große, Petrus Lombardus, Pinder, Pius IX., Platon, Ranke, Rembrandt, Robespierre, Rousseau, Schelling, Schiller, Schleiermacher, Schopenhauer, Sem, Sokrates, Spemann, Spinoza, Tagore, Tertullian, Thales, Thomas von Aquin, Troeltsch, Wagner, Weber, Wilamowitz, Wilhelm II., Zeppelin

2. Positionen (E= Eugen Rosenstock-Huessy, F= Franz Rosenzweig)

E 1 unverdecktes Spiel

F 2 jetzt wo der Krieg noch unabsehbar dauern kann

E 3 das Unglück der Juden, daß sie - -

F 4 für mich in der Welt überhaupt nur noch *avant la lettre*

E 5 trotzdem Sie sobald ich kann

E 6 Wer nimmt denn Israel und wer den Ewigen Juden noch ernst?

F 7 meine Privatangelegenheit

E 8 Zwei Hälften eines Totum

F 9 Der Krieg ist absehbar geworden

E 10 getauften oder ungetauften jüdischen Doktor
einer deutschen Universität

F 11 1000 km Luftlinie

E 12 Die Tatsache der Wissenschaft hingegen zeugt nur für eine
gewissen Autonomie des Ehepaars *Sprache und Verstand*

E 13 Ich muß gleich noch fortfahren

E 14 jeder Christ erlebt die Dogmen der Kirchengeschichte
als $\mu\alpha\rho\tau\upsilon\sigma$, als persönliches Erlebnis

F 15 die ungeheure Macht der Tradition wirkt da selbst auf
den empirisch Ahnungslosen

E 16 *Eugen Kakoethes*

F 17 Stellungswechsel

E 18 voll Freude, daß ich mich mit Ihnen im Grunde verstehe

F 19 diese 1789 angehobene Johanneische Epoche des Christentums

E 20 Und gerade hier rächt sich die Weltgeschichte an Ihnen

F 21 Korrespondenzform gewordenen den Andern-nicht-ausreden-lassen

3. Après la lettre, Franz Rosenzweig

15.12.1917

Nun grade, weil die Welt „vertiert, entseht, entseelt, glaubenslos“ ... geworden sein wird, grade darum werden es die Menschen nicht sein. Ist es nicht merkwürdig (im Sinne meiner Summe), daß die militärische Sprache das Du oder Ihr (unser Sie ist es ja nicht, nur bewußt als dritte Person) durch die dritte Person ausschaltet? Darin zeigt sich, daß der Militarismus weltlich *par excellence* ist. Deswegen werden die Menschen das Du lieben wie sie das Leben lieben werden, denn sie haben das Er und den Tod geschmeckt ...

(Januar 1922)

Es gibt nur Juden, weil es Nichtjuden gibt. Wir hoffen, daß es einmal nur Nichtjuden geben wird, weil es Juden gibt. Der Anfang dazu ist vor neunzehnhundert Jahren gemacht. (an Rudolf Hallo)

6.10.1929

Mein Deutschtum wäre doch genau was es ist, auch wenn es kein Deutsches Reich mehr gäbe. Sprache ist doch mehr als „Blut“. (an die Mutter)

4. Aus: Eugen Rosenstock-Huessy, Ja und Nein, autobiographische Fragmente aus Anlaß des 80. Geburtstages des Autors in Auftrag der seinen Namen tragenden Gesellschaft herausgegeben von Georg Müller 1968

Verlag Lambert Schneider, Heidelberg

In den Briefen Franz-Eugen werden hohe Dinge, werden Judentum und Christentum behandelt. Aber wichtiger mag für künftige Geschlechter werden, als was sich dieser Briefwechsel selber enthüllt. Hinter den Modeworten „Dialog“, „Existenzialismus“, „Involvement“ bliebe nämlich immer noch die Hauptsache ungesagt, die allein den Vorgang in diesen Briefen erfaßt. Ich frage: Was hat sich mit den Briefschreibern den Briefen zufolge ereignet? Was bedeuten denn diese Briefe in ihrem Lebenslauf? Dieser Briefwechsel hat den Lebensrhythmus beider Schreiber umgestülpt. Sie haben beide anders leben müssen als zuvor.

5. Der Vortrag mündlich

I

Meine Damen und Herren!

1.

Als ich dieses Thema für den heutigen Abend abfaßte und zur Veröffentlichung in den Arbeitsplan der Volkshochschule hineinsetzen ließ, da hab ich nicht damit gerechnet, daß dieser Saal auch nur halb voll würde, sondern hab bei mir gedacht: wenss zehn sind, dann sind es viel. Ich bin deswegen nicht traurig, daß es so wenig sind, sondern es übertrifft meine Erwartungen. Denn ohne Zweifel ist schon die Art und Weise, wie das Thema abgefaßt ist, bestimmt nicht sonderlich einladend. Es fordert dazu auf, schwere Brocken in Augenschein und in die Hände zu nehmen und außerdem wahrscheinlich auch sich mit zwei Namen bekannt und vertraut zu machen, die in der Öffentlichkeit jedenfalls keinen hellen Klang haben und nicht leicht zugänglich sind.

2.

Über einen Briefwechsel zu sprechen, ist auch etwas Neues; denn meines Wissens gibt es sehr wenig Briefwechsel, die komplett veröffentlicht worden sind. Es gibt eine ganze Literatur von Briefveröffentlichungen, wo denn aber meistens nur die Briefe des jeweilig bedeutenderen Autors veröffentlicht sind, und all die Antwortbriefe oder die Briefe, die den bedeutenden Schreiber herausgelockt haben, dies oder das zu sagen, fallen unter den Tisch oder sind nicht mehr aufzufinden oder sind nicht der Mühe wert. Dabei ist ja das Eigentümliche eines Briefes, gleichgültig, von welchem Schreiber, daß jeder Brief in sich die Beziehung darstellt, die von zweien gebildet wird, nämlich dem Briefschreiber und dem Briefempfänger. Und deshalb kann man über einen Briefwechsel eigentlich nur sprechen, wenn man eben diese beiden Hälften zusammen hat.

3.

1935 ist dieser Briefwechsel aus dem Jahre 1916 veröffentlicht worden, also auch erst nach 19 Jahren, und dann noch etwa 30 Jahre später in englischer Sprache ein zweites Mal.

4.

Also es ist ein gut Stück Arbeit – es wäre verkehrt, wenn ich darüber einen Vortrag halten würde, bei dem ich nun genauso einseitig, wie bei der gewöhnlichen Briefveröffentlichung, allein reden würde, sondern das Thema, so wie es gestellt ist, fordert einen Beitrag von Mitarbeit – den der Hörer in einem Vortrag ohnehin ja leistet: das Zuhören und das Mitvollziehen von etwas Gesagtem ist eine schwere Arbeit, und wieweit sie geschieht, das fühlt der Vortragend allenfalls an der Atmosphäre, an der Haltung der Zuhörer, an der Form der Stille; und diese Form der Stille schärft und formt das, was er spricht, in entscheidender Weise mit.

5.

Da wir nun also ein bißchen an dieser Sache arbeiten wollen, die wirklich schwierig ist – es sind 21 Briefe insgesamt, hin und her – allein diese etwas darzustellen und darzustellen, was in diesen Briefen eigentlich Ereignis geworden ist, ist schwierig, und deshalb glaube ich, ich käme besser zurecht, es wäre mir eine Erleichterung, wenn wir einfach uns auf einen kleineren Raum zusammenziehen würden.

6.

Die beiden Briefschreiber haben sich in dem Briefwechsel meist ungefähr in 1000 km Luftlinie Entfernung befunden. Aber wenn wir jetzt drüber sprechen wollen, ist es besser, wir rücken ein wenig zusammen.

II

1.

Wenn wir die Ankündigungen durchsehen, die in dem Arbeitsplan für diesen Arbeitsabschnitt unter dem Stichwort Religion und Theologie veröffentlicht sind, dann ist auffällig, daß sehr häufig „die Neue Zeit“ genannt wird oder daß gesprochen wird „in unsrer Zeit“ oder daß die Frage gestellt wird „heute noch?“, „heute noch aktuell?“ oder „Neues Erwachen von Frömmigkeit“, „Neue Moral“, „heute noch“ – und diese Art von Fragen, die etwas Sensationelles an sich haben können, erregen unsre Neugier, wie schon das Wort sagt: *Neugier*. Aber wenn wir die Frage beantworten sollen, was denn unsre Zeit eigentlich ist, wann die angefangen hat und wie weit sie vielleicht reicht oder was an unsrer Zeit, wenn wir uns darüber verständigt haben, was unsre Zeit ist, neu sein soll, wenn wir diese Frage stellen, dann kommen wir sehr schnell an einen Punkt, wo wir zuerst verstummen. Und wenn wir uns dann ausführlich darüber besprechen würden, käme wahrscheinlich heraus, daß dasjenige sehr verschieden ist, was der eine oder andre unter „unsrer Zeit“ oder „heute noch“ oder „heute aktuell“ versteht.

2.

Aber zu wissen, wann das Heute, in dem wir stehen, einmal begonnen hat, dazu bedarf es der ausdrücklichen Nennung von Ereignissen, die unser heutiges Leben wirklich bestimmen.

3.

Ich hab deshalb die Ankündigung im Arbeitsplan auch so ausführlich abgefaßt, weil es eine ganz deutliche Nennung ist: *Judentum und Christentum in der Korrespondenz aus dem dritten Jahre des Ersten Weltkrieges zwischen Franz Rosenzweig (1886-1929) und Eugen Rosenstock-Huessy (1888-1973)*.

4.

Ich hab jetzt auf einem Zettel einige Daten zusammengetragen, einige Passagen und einige Hinweise und Aufzeichnungen, die wir miteinander brauchen werden und die das erleichtern werden, daß wir uns verständigen. Ich verteile sie eben.

III

1.

In der Überschrift ist der Zusatz „des Ersten Weltkrieges“ in Klammern gesetzt, weil er zu der ursprünglichen Formulierung nicht gehört hat. Die Formulierung „aus dem dritten Jahre des Weltkrieges“ entstammt dem Vorwort, das Eugen Rosenstock-Huussy der Herausgabe dieses Briefwechsels in Zusammenhang mit dem gesamten Briefwechsel von Franz Rosenzweig verfaßt hat, und 1935 konnte man selbstverständlich nur schreiben: „aus dem dritten Jahre des Weltkrieges“. Ich habe aber diese Formulierung ursprünglich beibehalten wollen, weil einer der springenden Punkte meines Anliegens heute ist, wirklich zu machen, daß der Erste und der Zweite Weltkrieg eigentlich wie ein einziges Ereignis behandelt werden müssen.

Nicht so, als ob der Zweite Weltkrieg etwas völlig Neues und Originelles wäre, sondern: es kommt vielleicht darauf an, wirklich zu machen, daß der Zweite Weltkrieg und der Erste Weltkrieg ein und dasselbe Anliegen haben, ein und dasselbe von uns fordern – sogar so weit gehend, daß vielleicht der Zweite Weltkrieg nicht hätte stattfinden müssen, wenn dieses Wirklich-nehmen und Wahrmachen dessen, was im Ersten Weltkrieg bereits passiert war, in den folgenden Jahren, in den 20-er Jahren und 30-er Jahren gelungen wäre.

2.

In der Ankündigung ist dann eine Stelle abgedruckt aus dem Brief vom 8. November: *„Um nochmals darauf zurückzukommen: die beiden Opfer, das auf Moriah und Golgatha, haben also das gemein gegen alles heidnische Opfer, daß nichts dadurch erreicht wird (wie denn auch nur das gleiche aufgegeben wird, was wiedergefunden wird), sondern daß das Opfer selbst das Bleibende des Glaubens und damit das Bleibende schlechtweg wird.“* Mit diesem Satz ist der Kern des Briefwechsels ausgesprochen, der beide Briefschreiber zeitlebens verwandelt. Diese Verwandlung wird dargestellt. So lautet die ausführliche Ankündigung im Arbeitsplan.

3.

Zur Erläuterung: Moriah und Golgatha – Moriah, das ist der Berg, auf dem Abraham seinen Sohn Isaac opfern sollte, und Golgatha ist der Sterbensort Jesu Christi.

4.

Die Auseinandersetzung um das, die Bedeutung des Opfers Abrahams Isyycs ist einer der Drehpunkte des Briefwechsels, weil nämlich erst Franz Rosenzweig darauf aufmerksam macht, daß der springende Punkt ist, daß der, daß Abraham aufgefordert wird, die Verheißung zu opfern: Isaac als den einzigen Nachkommen, als den einzigen, der die Verheißung verkörperte, den sollte er opfern; und wurde dann aber davon befreit, den erstgeborenen Sohn so zu opfern wie ein heidnischer Vater, der, um die Herrschaft des ahnen auf ewige Zeiten zu besiegeln, den Erstgeborenen diesem ahnengot opfern mußte. Daß Isaac gleich unmittelbar zu Gott ist wie Abraham, und daß damit die Vaterschaft in dieser autoritären Form, möchte ich einmal

sagen, in dieser alles bestimmenden Form an Gott den Herrn abgeben wird.

5.

Es steht in der Ankündigung, daß der Briefwechsel das Leben der beiden Briefschreiber zeitlebens verwandelt hat. Dazu, um das zu illustrieren, stehen auf Ihrem Zettel vier Buchtitel, oder nicht Buchtitel, sondern drei Buchtitel und der Titel eines Aufsatzes. Diese vier Titel sind nur ein kleiner auszugsweise literarischer, schriftlicher und gedruckter Werk der beiden, von Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock-Huëssy – und um einfach die Vielfalt etwas zu erläutern, lese ich ein paar der anderen Buchtitel.

6.

Buchtitel haben etwas zu sagen, das oft überraschend weit-deutiger und weitläufiger ist, als es manchmal der Autor selbst ahnt.

7.

Rosenzweigs erstes wichtiges Buch, seine Dissertation, die erst im Jahre 1920, also nach dem Ersten Weltkrieg, veröffentlicht wurde, aber schon vorher, längst vorher fertig war, jedenfalls in der Idee und in der Struktur, *Hegel und der Staat* – eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Idealismus. Franz Rosenzweig hat diese Werk geschrieben, als er selbst eigentlich gar nicht Jude war. Er ist zwar ein Sohn jüdischer Eltern, und nach dem rassistischen Begriff der Nationalsozialisten war er ganz bestimmt ein Jude – aber er bekannte sich doch nicht zur jüdischen Religion, sondern sein Geschäft war der Umgang mit der Philosophie und eben im besonderen mit der Philosophie des deutschen Idealismus.

Dazu gehört denn auch der zweite wichtige Buchtitel: die Herausgabe des *ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus*, das Rosenzweig entdeckt hat und ediert hat, und um dieses Werk, um die Herausgabe dieses Werkes, um die rechtzeitige Herausgabe dieses Werkes geht ein guter Teil des Briefwechsels zwischen Eugen Rosenstock und Franz Rosenzweig, denn Eugen Rosenstock fordert Franz Rosenzweig auf, dieses Werk, das die wissenschaftliche Welt vor dem Ersten Weltkrieg noch interessieren könnte, während des Weltkrieges noch zu veröffentlichen, weil nach dem Weltkrieg gerade diese Leserschaft eigentlich nicht mehr vorhanden wäre. Es ist auch gelungen dann, noch 1917 diese Schrift zu veröffentlichen.

8.

Das wichtige Werk von Franz Rosenzweig, oft genannt, ist *Der Stern der Erlösung*. Darüber möchte ich nachher, wenn wir die vier Buchtitel behandeln, noch etwas sagen. Dann hat er *60 Hymnen und Gedichte des Jehuda ha Levi* übersetzt, und vielleicht das wichtigste Werk von ihm, ist der Beitrag, den er zu der Übersetzung des Alten Testaments in die deutsche Sprache zusammen mit Martin Buber unternommen hat. *Die Schrift zu verdeutschen unternommen von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig*.

9.

Die komplette Ausgabe dieser deutschen Übersetzung des Alten Testaments ist weitgehend von Martin Buber geschaffen worden, aber der Beitrag von Franz Rosenzweig, der gelebte Beitrag, ist glaub ich so zu beschreiben, daß ohne ihn dieses Werk nicht zustande gekommen wäre. Auch das will ich nachher noch erläutern.

10.

Der Aufsatz in der Zeitschrift *Die Kreatur*, die von einer kleinen Gruppe von Menschen herausgegeben wurde, drei Jahre lang, die eben versucht hat, den Ersten Weltkrieg wahr zu machen, da in dem ersten Heft steht der bezeichnende Titel: *Die Schrift und das Wort*, ein Grund, warum ich heute Ihnen auch Schrift in die Hand gebe, damit Schrift und Wort sich ergänzen können, und eine der letzten Veröffentlichungen, am 18. Januar 1929, im Dezember dieses Jahres ist Rosenzweig gestorben – *Zu Lessings Denkstil*, bezeugt also seine lebenslange Verbundenheit zu der deutschen Kulturwelt, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg an den Universitäten lebendig war.

11.

Die Liste der Bücher, die von Eugen Rosenstock anzuführen sind, ist einfach deshalb länger, weil er Franz Rosenzweig lange überlebt hat. Ich lese nur einige vor: *Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250*, ein Aufsatz *Siegfrieds Tod* im November 1918. *Die Hochzeit des Krieges und der Revolution* 1920, *Lebensarbeit in der Industrie und Aufgaben einer europäischen Arbeitsfront* 1926, *Unser Volksname Deutsch und die Aufhebung des Herzogtums Bayern* 1928. *Das Alter der Kirche, Kapitel und Akten, Die europäischen Revolutionen, Volkscharaktere und Staatenbildung* von 1931, *Judas Ischarioth und die preußischen Konservativen*, sicher ein sehr gewagter Titel, der Aufsatz erschien April 1932 unter dem Pseudonym L. Stahl; dann ist Rosenstock ausgewandert in die USA, deswegen jetzt englische Buchtitel: *Out of Revolution, Autobiography of Western Man, Hitler und Israel oder: über das Gebet* April 1945, *The Christian Future or The Modern Mind outrun*, später übersetzt als *Des Christen Zukunft oder Wir überholen die Moderne* von 1946 und in deutscher Sprache 1955, *Die Sprache des Menschengeschlechts*, auch darüber will ich noch etwas sagen, und die letzte, vorletzte Schrift *Dienst auf dem Planeten* von 1965.

IV

1.

Die vier Buchtitel habe ich Ihnen mit den Erscheinungsdaten zusammengestellt. *Hegel und der Staat* und *Königshaus und Stämme* sind die beiden Bücher, die diese beiden Männer in einer Art von genialem Ausbruch hervorgebracht haben, das sind ihre Meisterstücke, die Bücher, mit denen der eine Professor geworden ist und der andere es hätte werden können. Das zweite Buch, was dort genannt ist, *Stern der Erlösung* und *Die europäischen Revolutionen* sind die beiden wirklich genialen Werke, die diese beiden geschrieben haben, und es sind die Bücher, die in dem Jahre 1916 wesentlich konzipiert worden sind, von allen beiden. Und hier sieht man schon: während Franz Rosenzweig seine Dissertation auf die lange Bank geschoben hat und immer gesagt hat, es ist noch viel zu früh und also – 1886 ist er geboren – mit 34 erst seine Dissertation veröffentlichte, kommt das nächste geniale Werk bereits ein Jahr später heraus. Während bei Eugen Rosenstock sein Meisterstück mit 26 Jahren bereits heraus ist, und dann aber das geniale Werk, das an sich gleichzeitig dem ist, was Rosenzweig empfangen hat, lange auf sich warten läßt, zehn Jahre später erscheint als das Buch von Franz Rosenzweig.

2.

Dann ist es sehr merkwürdig, daß beide, Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock für eine Art der Übersetzung der Bibel zu nennen sind. Von Franz Rosenzweig in Zusammenarbeit mit Martin Buber habe ich schon gesprochen, 1962 erst ist die komplette Ausgabe des Alten Testaments in dieser deutschen Version herausgekommen, und gleichzeitig, fast gleichzeitig, etwas später ist das größte Werk *Die Sprache es Menschengeschlechts. Eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen* – ungefähr 2000 Seiten – 1963 und 1964 erschienen. Aber darin ist zum Beispiel auch ein Artikel, der schon im Jahre 1915 geschrieben und veröffentlicht war – so daß dieses Buch also über eine Spanne von fünfzig Jahren hinwegreicht. Dieses Werk – das kann ich nicht weiter ausführen – ist aber im wesentlichen eine Übersetzung des Neuen Testaments in die Sprache, in die Situation, in die Ereigniszeit nach dem Weltkrieg.

3.

Dann die beiden Aufsätze, in denen die beiden wirklich gleichzeitig wurden, das einzige Mal, wo sie wirklich auch nach außen hin gleichzeitig wurden: dieser Aufsatz in der Zeitschrift *Die Kreatur Die Schrift und das Wort* und auf der anderen Seite *Lehrer oder Führer. Zur Polychronie des Menschen. Lehrer und Führer* 1926, in demselben Jahr, in dem der erste Teil von *Mein Kampf* erschien –: Sie sehen, wie aktuell die Frage gestellt war und geblieben ist.

4.

In diesem kleinen Auszug aus dem Lebenswerk dieser beiden Männer ist schon zu erkennen, was der Briefwechsel bewirkt hat: Franz Rosenzweig, der langsam gelebt hat und ganz langsam nuraus sich heraus kam – die Art und Weise, wie er schreibt, ist zum Beispiel dadurch gekennzeichnet, daß er sehr viele Klammern macht, daß er Parenthesen macht, daß er Vorbehalte macht, also auch dort ist der Briefstil ganz langsam – und tastend; während Eugen Rosenstock nicht schnell genug seine Karriere hinter sich bringen konnte, um es mal so zu sagen; und nach dem Briefwechsel tritt etwas ganz anderes ein: als ob Franz Rosenzweig die Schnelligkeit, die Entschlossenheit, das Leben zu verwirklichen, von Rosenstock übernommen hätte, und Rosenstock, der fünfzig Jahre lang warten muß und wartet, bis sein eigentliches Hauptwerk erscheint.

V

1.

Es ist ein Bestandteil, eine wichtige Stelle in dem Briefwechsel, Franz Rosenzweig spricht es aus, daß es nach dem Weltkrieg oder überhaupt nach der Situation 1916 nicht mehr angeht, etwas auszusprechen unter Überschrift *Es muß sein*. Um damit alles mögliche zu begründen, auch was man nachher in die Tat umsetzt, sondern daß das einzige, was noch zählen kann: *ich muß* – daß also derjenige, der etwas ausspricht, auch sagen muß, warum er es jetzt grad sagt. Deshalb ist es notwendig für uns heute abend, daß ich Ihnen sage, warum ich darüber sprechen will, warum es für mich notwendig ist.

2.

Der Vortrag als Redeform, als Mitteilungsform kann sehr gut dazu dienen, daß man das Schlagwort – wenn es als Schlagwort benutzt wird – *Der Starke ist am mächtigsten allein* illustriert. Also ein Starker, der sich ordentlich vorbereitet hat und gewappnet hat, und nun seine ganze Stärke auf eine schweigende Zuhörerschaft losläßt. Ich komme auf dieses Schlagwort, weil es in dem schon genannten Buch *Mein Kampf* von Hitler eine Kapitelüberschrift gebildet hat. Dieses Wort, dieses Schlagwort ist aber ein Zitat aus *Wilhelm Tell* von Friedrich Schiller.

3.

Die Klassik, die also für Eugen Rosenstock und Franz Rosenzweig eine selbstverständliche Voraussetzung war, wo sie mühelos zitieren und sich zurechtfinden konnten und miteinander sich verständigen konnten; diese gemeinsame Orientierung, etwa über einen gemeinsamen, aber auch lebendige gemachten Schulstoff, ist abgebrochen, ist nicht mehr vorhanden. Und deshalb ist es ganz leicht, war es auch schon 1926 wahrscheinlich ganz leicht, ein solches Wort einfach zu verdrehen. Deshalb liegt mir daran, ehe ich über eine Stelle aus diesem Kapitel von Hitler spreche, denn das Vorhandensein dieses Buches und wie erst dieses Buch in die Tat umgesetzt worden ist, ist sozusagen mein: *Ich muß*.

4.

Dieses Zitat steht in der 3. Szene des 1. Aktes von *Wilhelm Tell*. Ich lese nur einmal die Szenenanweisungen vor, weil sie die Szenerie beschreiben, die Szenerie einer in ihrer Machtausübung wachsenden Tyrannei.

Auf einer Anhöhe im Hintergrund sieht man eine Feste bauen, welche schon so weit gediehen, daß sich die Form des ganzen darstellt. Die hintere Seite ist fertig, an der vorderen wird eben gebaut, das Gerüst steht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder steigen. Auf dem höchsten Dach hängt der Schieferdecker. Alles ist in Bewegung und Arbeit.

Aber was wird dort gebaut? Es wird eine Zwingburg gebaut, Zwing-Uri soll sie heißen, die selbstverständlich jeden, jeden Hörer 1805 oder 1804 – am 17. März wurde das Werk uraufgeführt – an die Bastille erinnerte. Die Zwingburg – Zwing-Uri soll sie heißen – die wird in dieser Szene gebaut. Und

der Fronvogt sagt: *Denn unter dieses Joch wird man euch beugen.* Nun, Tell kommt vorbei und wird von Stauffacher, einem andern Schweizer Bürger oder Schweizer Patrioten, aufgefordert, nun die Sorgen, die diese Tyrannei auslöst, miteinander zu besprechen. Und Tell verweigert das Gespräch. Aber der Stauffacher setzt ihm dauernd wieder zu und möchte ihn zum Reden veranlassen. Und nun lesen Sie, wie die knappen Sätze, die Wilhelm Tell äußert, das Gespräch verhindern sollen, weil es ihm jetzt nicht paßt, weil er vielleicht zu scheu ist, weil er zu schüchtern ist, weil er sich nicht einlassen möchte.

Mein Haus enbehrt des Vaters, lebet wohl.

Als er damit nicht Erfolg hat:

Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.

Auch das – immer hat er ihn noch nicht abgewimmelt.

Die einzige Tat ist jetzt Geduld und Schweigen.

Wenn Sie das jetzt einmal lesen als Kommentar etwa zu der Frage des Widerstands.

Dann kommt eine längere Passage, wo er ausführt, daß die Tyrannei sein kann wie ein Föhn, den man nur abwarten muß.

Beim Schiffbruch hilft der einzelne sich leichter.

Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.

Und schließlich, als es ihm immer noch nicht gelingt, als festestes Siegel, daß er jetzt nicht drüber sprechen wird, sagt er:

Der Starke ist am mächtigsten allein.

Das ist also kein Protzen, das ist kein Stolz, das ist nicht etwas, was herastrumpetet wird, sondern etwas, was ein Gespräch verhindern soll und eigentlich mehr die Gestik enthält: laß mich allein, laß mich in Ruhe, ich kann es jetzt nicht.

Er sagt dann noch am Schluß zu Stauffacher:

*Bedürft ihr meiner zu bestimmter Tat,
dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.*

5.

Wie leicht kann man jetzt durch Herauslösen dieser einen Zeile etwas ganz anderes daraus machen. Und da es sich so gut einprägt, weil Schiller diese Sätze wirklich so geformt hat, daß man beim Lesen den Eindruck hat, er selbst hätte Zitate verwendet, deswegen ist es natürlich auch leicht als Schlagwort in die Menge zu werfen.

6.

Der springende Punkt des Stückes von Schiller ist aber doch, daß in dem Moment, wo Tell den Geßler, den Tyrannen ermordet hat mit einem Pfeil, er oben auf dem Fels erscheint und zu ihm spricht, als er noch lebt:

Du kennst den Schützen, suche keinen andern!

Und dann sagt er:

*Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld vor dir,
du wirst dem Lande nicht mehr schaden.*

Frei sind die Hütten – auch das ein deutlicher anklang an den Ruf: *Friede den Hütten ...* – die zweite Hälfte laß ich hier weg.

VI

1.

Das erscheint nun also als Überschrift in dem 8. Kapitel des 2. Bandes von Hitlers *Mein Kampf*. Schon das ist eine Frechheit, überhaupt so etwas herauszulösen und wie die wenigen Sätze – der eine Satz, den ich Ihnen auf den Zettel geschrieben hab und das, was ich noch dazu sagen will, sofort beleuchten, es handelt sich um etwas ganz andres, und: das Sprachgut der deutschen Klassik, von dem also Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock sich in dem Briefwechsel bereits verabschiedeten, wird benutzt, um unter der Hand etwas ganz andres damit zu machen.

2.

Es wird immer am abscheulichsten in diesem wahrlich merkwürdigen Buch, wenn Hitler Tiervergleiche bringt. Es gibt im ersten Band einen, wie er erzählt, wie er den Mäusen zuguckt, wie sie sich um die Bissen streiten. Hier ganz etwas ähnliches – sehn Sie, so hat der seine Mitmenschen betrachtet: *Genau wie Sperlinge, die scheinbar gänzlich uninteressiert, in Wirklichkeit aber dennoch aufs äußerste gespannt, einen glücklichen Genossen, der ein Stückchen Brot gefunden hat, dauernd beobachten und plötzlich, in einem unbedachten Augenblick zu räubern, so auch diese Menschen. Es braucht einer nur sich auf einen neuen Weg zu begeben, so werden schon viele faule Herumlungerer stutzig und wittern irgendeinen lohnenden Bissen, der vielleicht am Ende dieses Weges liegen könnte. Sowie sie dann herausgebracht, wo er etwa zu finden ist, machen sie sich eifrig auf die Beine, um auf einem andren, womöglich schnelleren Weg zum Ziel zu kommen.* Das ist die Beschreibung der verschiedenen Parteien in der Weimarer Republik, in der Eifersucht auf die NSDAP, auf die Nationalsozialistische Partei.

3.

Aber genau wie Sperlinge, so hat Hitler nicht nur seine Parteigenossen oder die andren Parteien behandelt, sondern jeden. Dabei ist der Starke, der am mächtigsten allein sein soll, von dem ja in der Überschrift die Rede ist, eine einzige Bewegung, *der stahlharte Wille einer einzigen Bewegung, die sich durchgerungen hat gegen alle.*

4.

Dieser primitive Darwinismus *Kampf ums Dasein*, um jeden Bissen, hat unsre Art und Weise, einen einzelnen und die Gemeinschaft zu sehen, verhängnisvoll geprägt. Und das ist mein *ich muß*, ich muß zu Ihnen reden über ein Ereignis, daß nämlich zwei, Eugen Rosenstock und Franz Rosenzweig, von dieser Stärke ausdrücklich Abschied genommen haben. Und beide in dem Briefwechsel, in der Beziehung zueinander das wesentliche entdeckt haben.

VII

1.

Dann habe ich Ihnen auf der zweiten Seite einfacheinmal die Namen herausgezogen, die in dem Briefwechsel vorkommen. Durch ein Versehen sind noch ein paar andre Namen nicht da aufgeschrieben. Das erläutere ich noch.

2.

Das dient jetzt nicht dazu, um damit zu protzen oder damit wir die Namen alle einzeln durchgehen, sondern es dient einfach nur dazu, Ihnen zu vergegenwärtigen, wie diese beiden miteinander sprechen konnten.

3.

Zunächst ist auffällig, ich habe die persönlichen Namen herausgezogen, daß davon außerordentlich wenig vorkommen: der Briefwechsel ist also in einer Atmosphäre einer großen Strenge zustande gekommen. Es wird auf persönliche Belange fast gar kein Bezug genommen.

Der erste der genannt wird, ist *Rudolf Ehrenberg*, ein Vetter von Franz Rosenzweig, der in einem wichtigen Gespräch im Juli 1913 mit gegenwärtig war, in dem Gespräch nämlich, das eigentlich dem ganzen Briefwechsel vorausläuft. Es handelte sich um ein Religionsgespräch, bei dem Franz Rosenzweig mit der Absicht umherging, sich taufen zu lassen. Das war aber Eugen Rosenstock nicht bewußt, aber daher rührte die Heftigkeit dieses Gespräches, und daher rührte es auch, daß etwas Unausgetragenes, was unbedingt noch einmal wieder zur Sprache mußte, von diesem Gespräch herkam. Deswegen ist Rudolf Ehrenberg hier mitgenannt.

Trudchen Oppenheim ist eine sehr Vertraute von Franz Rosenzweig gewesen, die auch später einen Epilog zu dem Briefwechsel im Gedächtnis behalten hat.

Wer *Kay* ist, ist nirgends erläutert, das hab ich nicht herausfinden können.

Hans Ehrenberg ist der zweit Vetter, der Bruder von Rudolf Ehrenberg, ein Theologe, der auch in dieser Zeitschrift *Die Kreatur* mitgeschrieben hat.

Und dann *Hermann Cohen*, der einzige, der in den Namen unter 1) und 2) aufgeführt ist, weil er nämlich der einzige ist, der in die persönliche Sphäre hinübereückt, während dieses Briefwechsels. Eugen und Franz verständigen sich darüber, in welcher Weise sie den Menschen Hermann Cohen verehren.

(Verständnisfrage nach Rudolf Ehrenberg)

4.

Ich muß noch bei dem Namensverzeichnis – da ist ein kleiner Fehler unterlaufen – *Cyrano de Bergerac*, also eine Theaterfigur, ist hier plötzlich da mit hereingeraten, die gehört eigentlich in die dritte Rubrik.

5.

Also man braucht es jetzt gar nicht alles durchzulesen. Sie brauchen nur einen Blick darauf zu werfen.

Die Namen *Dominicus* und *Franz*, den Heiligen Dominicus und den Heiligen Franz, habe ich deshalb unterstrichen, weil Franz Rosenzweig und Eugen sich sozusagen ihr Verhältnis vorübergehend einmal in dem Verhältnis zwischen Franz von Assisi und Dominicus beschreiben, wobei die ja sehr gegensätzlich sind, der eine sehr streng und dogmatisch, und bei Franz Rosenzweig Beispiel zurücktretenden, bescheidenen aber allumfassenden Lebens.

6.

Dann kommt als drittes, als dritte Namensgruppe, die nicht mehr bei Ihnen aufgeführt ist: Gestalten aus Werken oder aus dem Geistesleben: *Hekuba* und *Ares*, die beiden Namen zeugen auch dafür, wie geläufig die lateinische Bildung den beiden gewesen ist; *Nathan der Weise*, *Wilhelm Meister*, *Luzifer*, *Penelope* und *Mephisto*. *Cyrano de Bergerac* kommt noch dazu.

7.

Und als viertes die Namen, auch sehr reichhaltig, die nun zum Wissenschaftsbetrieb gehören, also entweder wissenschaftliche Kollegen oder aber Verleger. Und es ist schon sehr wichtig zu wissen, daß die beiden sich in diesem Punkte nie streiten mußten. Das ist ein Teil des Briefwechsels, der völlig selbstverständlich und intakt weiterging. Der Briefwechsel versetzt uns in diesem Punkt zurück in eine wissenschaftliche Welt, wo der Umgang mit Verlegern, überhaupt mit dem ganzen Veröffentlichungsgeschäft der wichtigen Werke ganz lebendig zur Wissenschaft selbst hinzugehört. Etwas, was meines Wissens auch ziemlich verschwunden ist.

8.

Nur damit Sie auch einen Begriff davon haben, wie viele das sind, wie viele Namen den beiden Briefschreibern, die ja völlig ohne jedes Hilfsmittel an den Fronten waren, der eine an der Westfront, der andere in Mazedonien, ohne Lexikon, ohne Bücher, fast mit nichts in Händen, nur mit dem Briefpapier – hatten sie doch zur gegenseitigen Verständigung diese Namen und die dahinter stehenden Gestalten gegenwärtig. Und zu dem Wissenschaftsbetrieb gehören eben – die Namen sind meist unbekannt: *Böhm*, *Bölsche*, *BoOpp*, *Braun*, *Büttner*, *Champollion*, *Diederichs*, der Verleger Diederichs, noch heute bekannt, *Dove*, *Evans*, *Fechner*, *Görland*, *Grote*, *Haym*, *Heim*, *Horneffer*, *Kähler*, *König*, *Kösel* (Kösel-Verlag), *Kroner*, *Lietzmann*, *Lasson*, *Mauthner*, *Mehlis*, *Meiner*, *Mohr*, *Neander*, *Reimer*, *Rickert*, *Riezler*, *Rüdorffer*, *Schwartz Eduard*, *Siebeck*, *Stahl*, *Stutz*, *Wellhausen* und *Wundt*.

9.

In einer so reich instrumentierten Welt lebten und sprachen diese beiden miteinander. Und da es sehr selten sein dürfte, daß zwei Gesprächspartner sich so leicht in einer so reichen Landschaft, möchte ich mal sagen, bewegen können – deshalb ist auch der Briefwechsel und das, worum es darin geht, für uns zunächst so schwer zugänglich.

VIII

1.

Wenn es aber in dem Briefwechsel in erster Linie darum geht, zu beobachten, wie das Verhältnis zwischen Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock sich abgespielt hat – Sie haben an den Namen gesehen, daß dasjenige, was wir so persönlich nennen, fast ganz herausgeblieben ist – dann können wir nicht einen Teil des Vortrags so gestalten, daß wir sagen: jetzt red ich mal über das, was Judentum ist, und den anderen: jetzt red ich mal über das, was Christentum ist, und dann gucken wir nach, was bei dem einen und bei dem anderen steht – sondern wir müssen uns vergegenwärtigen, wie die Position der beiden Schreiber zueinander sich während des Briefwechsels verändert hat.

Und damit das überhaupt möglich ist – Sie werden zugeben, daß es sehr schwierig ist – ich habe lange überlegt, wie ich das überhaupt darstellbar machen soll – habe ich diese Positionsskizze gemacht, indem also für jeden Brief ein bezeichnendes Stichwort herausgenommen ist, ein Stichwort, anhand dessen ich vielleicht etwas erzählend erläutern kann, was da passiert ist.

2.

Deswegen bitte ich Sie, jetzt diese Positionsskizze einmal vorzunehmen, daß wir dann zunächst einmal entlanggehen an diesen Positionsskizzen, und ich versuche dann danach das etwas zu entfalten.

3.

Ich sagte schon, daß dem Briefwechsel dieses Gespräch im Juli 1913 vorausging. Und erst drei Jahre später, als Eugen Rosenstock im Elternhaus von Franz Rosenzweig in Kassel zu Besuch ist und dort Rudolf Ehrenberg trifft und von dem inneren Stand Franz Rosenzweigs erfährt, fordert Eugen den Franz Rosenzweig endlich heraus, nun die Sache, die eigentlich die ganze Zeit über liegengeblieben ist, zu verhandeln. Und das wichtige Stichwort ist, daß er von ihm ein *unverdecktes Spiel* fordert. Also nicht ein Spiel, bei dem man noch mit verdeckten Karten spielt, sondern ganz offen miteinander ringt.

4.

Das dauert sehr lange, dieses allmähliche Abräumen der gegenseitigen Verdeckung; eigentlich rückt Franz Rosenzweig im elften Brief erst wirklich heraus, und vorher geht es hin und her, und man hat noch diese und das und jenen Vorbehalt, obwohl schon Wichtiges gesagt wurde. Also Eugen ist der Fordernde.

5.

Und Franz Rosenzweig antwortet, auch ziemlich ausführlich, ich nehme jetzt nur dieses Stichwort heraus, was die ganze Situation bezeichnet: *Jetzt, wo der Krieg noch unabsehbar dauern kann.*

6.

Und da komme ich auf eine merkwürdige Eigenschaft der menschlichen Sprache zu sprechen: wenn wir nämlich etwas über eine andre Sache sagen, und wir meinen es so, daß es wirklich verbindlich ist für uns selbst und für den andren, zu dem wir es über die Sache sagen, dann geht es nie anders ab, als daß wir gleichzeitig das, was wir über die Sache sagen, auch über uns selbst sagen. Und also Franz Rosenzweig sagt: *Jetzt, wo der Krieg noch unabsehbar lange dauern kann*, dann meint er notwendig, weil es in dieser Beziehung steht, nicht nur den Krieg, in den sie beide verwickelt sind als Soldaten, sondern auch den Krieg unter ihnen selbst.

7.

Und das Spannende des Briefwechsels ist, daß der Krieg, der sich zwischen den beiden, und zwar so, daß man sagen kann: die sind beide sehr schön eingegraben, sie stehen sich nicht *vis-à-vis*, sondern der eine ist in Mazedonien und der andere in Frankreich – daß dieser Krieg in diesem Briefwechsel gleichzeitig ist mit dem Weltkrieg. Daß also hier zwei Leute mit dieser hochgespannten, reichhaltigen inneren Landschaft dort das vollziehen, was der Erste Weltkrieg bedeutet. Deshalb ist der Briefwechsel so spannend.

8.

Wenn Sie etwas weiter nach unten gucken: bei 9) schreibt Franz Rosenzweig nämlich bereits: *der Krieg ist absehbar geworden*.

9.

Der dritte Brief ist wieder von Eugen, und jetzt fordert er den Franz Rosenzweig in der Sache heraus. Er schreibt: *Das Unglück der Juden, das sie* – und macht dann Gedankenstriche. Und Franz Rosenzweig konnte in der damaligen Sprache ohne weiteres vervollständigen: *die Wahrheit nicht hören wollen*. Sie merken aber, wie das geht: *Das Unglück der Juden, daß sie* – und dann der andere Teil wird unterlassen, weil er ja vielleicht zu verletzend wäre. Aber trotzdem sitzt es schon so genug.

10.

Darauf geht Franz Rosenzweig nicht so in dieser Form direkt ein, sondern ich habe jetzt ein andres Stichwort herausgesucht – Sie müssen schon mir zugutehalten, daß ich aus einer Fülle von Stichworten auch nur wenige ausgesucht habe, die versuchen, die Positionen jetzt festzuhalten – daß er sagt: *für mich in der Welt überhaupt nur noch avant la lettre* – *es gibt für mich überhaupt nur noch avant la lettre*. Das muß man erläutern: *avant la lettre* und *après la lettre* sind Ausdrücke, die auch im wissenschaftlichen Betrieb eine Rolle spielen, nämlich *avant la lettre* ist vor dem endgültigen Abdruck, vor dem endgültigen Fahnenabdruck, der der Veröffentlichung vorausgeht, und *après la lettre* eben, wenn der letzte Korrekturabzug passiert ist. Wenn ich also jetzt - um das zu übersetzen – *avant la lettre* etwas preisgebe, dann gebe ich demjenigen, dem ich es gebe, die Möglichkeit, daran noch zu verbessern, da noch mitzuwirken, da noch etwas dran zu tun. Während derjenige, der *après la lettre* etwas herausgibt, sagt: so, es ist gedruckt, ihr könnt nichts mehr ändern, ihr müßt es so zur Kenntnis nehmen.

11.

Und da ist es schon sehr interessant, daß ein so auf Schrift-gelehrt ausgebildeter Mann wie Franz Rosenzweig sagt: für mich gibt es jetzt nur noch *avant la lettre*, d.h. ich gebe alles schon so heraus, daß alle, mit denen ich spreche, noch daran ändern können.

12.

Diese Prinzip hat er fast bis an sein Lebensende nicht mehr verlassen. Alle Sachen, die er veröffentlicht hat, sind vorher gewichtig und streithaft besprochen worden. Das großartige Beispiel ist vielleicht wirklich die Schrift, die er zusammen mit Martin Buber in zum Teil heftigen Auseinandersetzungen in die Wege gebracht hat.

13.

Das ist aber eine völlig andre Einstellung, wenn wir es nur recht ernst nehmen, zum gesamten Wissenschaftsbetrieb: wenn ich meine wissenschaftliche Forschung nicht bis zum endgültigen Ende treibe als alleiniger, ehe ich jemanden andern dreinreden lasse, sondern sage prinzipiell *avant la lettre* – dann ist das der Abschied von dem Wissenschaftsbetrieb des 19. Jahrhunderts.

14.

Der fünfte Brief von Eugen, er ist eilig, er ist ganz kurz, hat nur einen Absatz: *trotzdem Sie sobald ich kann* – er spricht hier also von den Widerständen, aber meldet an: ich meld mich sofort, sobald wie möglich wieder. Eigentlich ist der Brief nur die Ankündigung, daß er sofort wieder schreiben will. Er tut es dann auch in dem sechsten Brief, der wieder von Eugen ist, die beiden gehören also zusammen – und jetzt kommt die Frage, die in Eugens zweitem Brief, in dem dritten Brief bereits schon gestellt war, deutlicher:

IX

1.

Wer nimmt denn Israel und wer den Ewigen Juden noch ernst? Dann wird in diesem Brief aber auch schon angespielt auf Hermann Cohen, von dem ich vorhin schon sprach, und jetzt behauptet Franz Rosenzweig in dem nächsten Brief: also über mein Verhältnis zu Hermann Cohen und eigentlich auch über mein Verhältnis zur jüdischen Religion zu reden, das ist mein Privatproblem. Und das fordert den schärfsten Protest von Eugen heraus, weil er sagt: alles was privat ist, ist gerade das, was jetzt öffentlich wird. Wir müssen, wir können nicht das, was wir selbst erlebt haben, für unwichtiger halten, als etwa dasjenige, was wir uns angelesen haben.

2.

Dann kündigt Eugen, und wieder ist in diesem Stichwort schon angedeutet, wie die beiden zueinander stehen, sie bilden nämlich *zwei Hälften eines Totum*, eines Ganzen. Davon, daß Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock die zwei Hälften eines Ganzen bilden, sind sie nicht mehr abgerückt. Und wir werden nachher sehen, daß Eugen Rosenstock das nie hat in Vergessenheit geraten lassen.

3.

Der Krieg ist absehbar geworden – darüber haben wir schon gesprochen.

4.

Und nun, als nächstes: Eugen geht immer weiter, er fordert ihn immer weiter heraus, vielleicht spüren Sie etwas, wie hart diese Hiebe sind, diese Stiche – er fragt ihn nämlich: Ja, ist es denn überhaupt noch wesentlich, die Frage zu stellen Jude oder Christ? bei einem getauften oder ungetauften jüdischen Doktor einer deutsche Universität. Der Gedankengang ist so - er ist später in diesem genialen Werk *Die Europäischen Revolutionen* entwickelt -: daß die deutsche Universität *per se*, für sich eine christliche, die Frucht der christlichen Jahrhunderte ist und daß derjenige, der daran teilnimmt, bereits so sehr an der christlichen Kultur und an der christlichen Welt teilgenommen hat, daß darüber die Frage, ob er getauft ist oder nicht getauft vielleicht sogar weniger wichtig ist. Er sagt also Franz Rosenzweig: ja selbst wenn du getauft wärest oder wenn du jüdisch bist, du bist Doktor einer deutschen Universität und damit bist du ganz von selbst Bürger der christlichen Welt.

5.

Dann kommen die 1000 Kilometer Luftlinie, die hier mehrschmerzhaft eingefügt scheinen, aber es gibt eine spätere Briefstelle von Franz Rosenzweig, wo man plötzlich ganz stutzig wird. Er sagt nämlich. die Luftlinie dessen, was sein Leben bestimmte, hätte er 1916 gesehen, undallesandere, und das wäre das Wesentliche: die Luftlinie, und alles andere, was man nachher tatsächlich ausfüllt, mit den Büchern, das Jüdische Lehrhaus, das er errichtet hat, seine Familie, seine verschiedenen Schriften, das seien nur die Seitenwege, und man müsse sich nur über die Luftlinie verständigen.

Es liegen also zwischen Eugen Rosenstock und Franz Rosenzweig diese 1000 Kilometer Luftlinie. Auch das muß man sich jetzt verdeutlichen, das ist einfach die Situation des Krieges: Franz Rosenzweig in Mazedonien, wirklich in der hintersten Ecke, ohne jegliches Hilfsmittel – er hat später dann das Werk *Der Stern der Erlösung* angefangen auf Feldpostkarten nachhause zu schicken, ein geniales Werk auf Feldpostkarten! nach Hause geschickt!

6.

Der Gedankengang von Eugen wird weiterverfolgt, es steht hier jetzt als Stichwort: *Die Tatsache der Wissenschaft des Ehepaars Sprache und Verstand*. Das erläutert noch das, was ich vorhin sagte zu der deutschen Universität, ich möchte es zunächst einmal hier stehen lassen als gemeinsamen Hintergrund, den die beiden hatten.

7.

Wieder ist Eugen ganz eilig, Sie sehen: er schreibt drei Briefe hintereinander, XII, XIII, XIV – ich muß gleich noch fortfahren, das ist ein ähnlicher Gestus wie in dem fünften Brief, wo er sagt: *trotzdem Sie, sobald ich kann, von mir hören werden – ich muß gleich noch fortfahren* – und kommt als wichtige Aussage, die dann auch das wirkliche Verstehen zwischen den beiden einleitet, *jeder Christ erlebt die Dogmen der Kirchengeschichte als μαρτυρ (martyrs), als persönliches Erlebnis*.

8.

Und dem gegenüber Franz Rosenzweig, indem er über die Juden spricht, ich hab dabei denn auch an Franz Kafka denken müssen – *die ungeheure Macht der Tradition wirkt da selbst auf den empirisch Ahnungslosen*. Also die ungeheure Macht der jüdischen Tradition: wenn man überhaupt in einer jüdischen Familie war, wirkte die ungeheure Macht der Tradition, selbst wenn man vielleicht mit den einzelnen Festen, mit den Gebräuchen noch gar nicht so sehr in Berührung gekommen ist.

X

1.

Der 16. Brief ist dann der ausführlichste, den Eugen geschrieben hat, und wie gefährlich der Briefwechsel für beide gewesen ist, merken Sie daran, daß sie innerhalb des Briefwechsels mit den Namen gespielt haben. Z.B. Franz Rosenzweig, was doch sehr unanständig ist, indem er sagt: *ich hab gehört, daß Rosenstock das härteste Holz ist, was es gibt – Sie sind es auch*. Und später, daß Rosenstock sich unterschreibt als *-stock* indem er die beiden Rosen wegläßt – das ist ja auch genauso.

2.

Und hier, im 16. Brief, da unterschreibt er sich als *Eugen Kakoethes, Eugen Kokoethes* – also: der Wohlgeborene mit ganz schlimmen Manieren und so.

XI

1.

Im 17. Brief kommt dann der Stellungswechsel, das ist aber wiederum nicht so, daß er einfach schreibt: es ist Stellungswechsel, sondern es ist eben tatsächlich Stellungswechsel. An einem anderen Briefschluß ärgert er sich darüber, daß er aufhören muß zu schreiben: *Ja Kuchen – wir müssen weg!* Da kann er nun nicht weiterschreiben, schreibt zum Schluß: ja Kuchen, so wie man sagt. Pustekuchen; kann nicht mehr; muß, leider, die praktische Welt zwingt mich oder die Kriegswelt, woanders hinzugehn.

2.

Und siehe da, im 18. Brief kann Eugen schreiben: *voll Freude, daß ich mich mit Ihnen im Grunde verstehe!* Es gehört dann auch in diesen Brief, daß er sagt: *jetzt sind wir in der Sache ganz einig, aber in der Sprache ganz verschieden – so wie wir sein sollen.* Wie merkwürdig, daß das als Einigungsform probiert wird! Daß man in der Sache eins, aber in der Sprache ganz verschieden ist.

3.

Und der 19. Brief liest sich so, als ob ihn Eugen geschrieben hätte! Wenn man nicht weiß – also es gibt da lange Passagen, von denen man zunächst gar nicht glaubt, daß Franz Rosenzweig das geschrieben haben soll – es liest sich, als wenn Rosenstock das geschrieben hätte. Und er benennt diese 1789 angehobene *Johanneische Epoche des Christentums*. Die Johanneische Epoche des Christentums, die eben auf jede Form der Machtausübung durch Amtsübertragung verzichtet, von der er als gemeinsame Orientierung behauptet, 1789 – mit der Französischen Revolution – hätte dies Epoche begonnen. Und hätte zur Folge, daß auch das Verhältnis von Juden und Christen zueinander sich verändern müßte, nämlich so, daß sie sich nicht mehr gegenseitig ausschließen, und daß das Dogma von der Verstocktheit der Juden nicht mehr ein Dogma sein muß.

XII

1.

Dann, als 20., der letzte *Hieb von Rosenstock: und* gerade hier rächt sich die Weltgeschichte an Ihnen – er spricht dabei über das Motto aus einem Goethe-Zitat, das Franz Rosenzweig über einen Aufsatz gesetzt hat, in dem er modellhaft entwirft, wie eine jüdische Schule aussehen könnte. Und es ist hier sehr wichtig: *und gerade hier rächt sich die Weltgeschichte an Ihnen* – auch das gewinnt an Tiefe, an Perspektive, wenn man bedenkt, daß Eugen tatsächlich der Meinung war, daß im Ersten Weltkrieg die Weltgeschichte aufgehört hat, nämlich die Weltgeschichte so, wie sie tausend Jahre lang die europäischen Geschicke bestimmt hat, und daß die Welt, als Begriff, als etwas, an dem man sich orientieren kann, tatsächlich an zweite Stelle rückte und etwas anderes an die Stelle trat. Praktisch ist das auch geschehen, etwa in den Diskussionen unsrer Tage spielt tatsächlich die Gesellschaft doch eine größere Rolle als etwa der Weltverkehr. Es gab ein großes Werk, das glaub ich auch in den Bürgerhäusern stand: *Der Weltverkehr und seine Mittel*; sicherlich ein Buch, das heute niemanden mehr dazu verlocken würde, das als Ausweis, als Paß der industriellen, bürgerlichen Welt stehen zu haben.

2.

Und im 21. Brief formuliert dann Franz Rosenzweig, was denn der Briefwechsel eigentlich ist: *Korrespondenzform gewordenes Einander-nicht-ausreden-lassen, den-andern-nicht ausreden lassen*. Das war natürlich bedingt durch die äußeren Bedingungen, daß die Postwege so lang dauerten und auch so unsicher waren, daß es leicht vorkommen konnte, daß ein Brief schon da war, und dann die Antwort geschrieben wurde und die beiden sich mittendrin kreuzten. Aber sehen Sie: die Form des Krieges ist genauso gewesen – den andern nicht ausreden lassen.

3.

Der Stellungskrieg, der ja meines Wissens im Ersten Weltkrieg zum erstenmal in dieser Form, mit dieser mörderischen Gewalt aufgetreten ist, beruht ja darauf, daß die miteinander Kämpfenden nicht mehr aufeinander zugehen; nicht mehr sich überhaupt begegnen, sondern soweit stehen bleiben, daß sie sich fast gar nicht sehen können, also auf Geschosßweite, und dann den anderen nicht ausreden lassen, sondern vorher möglichst alles verhindern.

4.

Und diese Form des Miteinander-kämpfen-müssen auf Grund auch der technischen Bedingungen haben die beiden nun mit diesem Briefwechsel vollzogen. Und es ist dabei trotzdem so etwas herausgekommen wie eine Einigung.

XIII

1.

Ich möchte jetzt, ehe ich – ich weiß nicht, ob es zu anstrengend wird – ich möchte aber zunächst einmal den Gang der Darstellung so fortführen, daß ich Ihnen die wenigen Beispiele bringe, die zeigen, wie die Briefschreiber selbst, später, zu dem Briefwechsel gestanden haben.

2.

Ich hab darüber geschrieben: *après la lettre* – das stimmt nicht ganz, aber ich wollte eben damit andeuten, daß nach dem Briefwechsel sie dazu doch weiter gestanden haben.

3.

In dem ersten Zitat, das ich herausgesucht habe – ich kann vielleicht doch noch vorausschicken, was nicht bei Ihnen steht, nämlich die Äußerungen von Franz Rosenzweig, die ziemlich bald nach dem Briefwechsel gemacht worden sind.

4.

Er schreibt an Rudolf Ehrenberg, also den dritten Gesprächsteilnehmer vom Juli 1913: *Zu einem Dialog lassen sie sich nicht machen (die Briefe), weil sie keiner waren, sondern ein Bombardement zweier gelehrter Kanonen mit lyrischer Bespannung, lyrisch-monologisch.* Sie merken, daß er im März 1917, also ein gutes halbes Jahr danach oder ein Vierteljahr danach, noch gar nicht recht, selbst noch gar nicht recht wußte, was da eigentlich passiert war, sondern die ganze Sache mehr so von dieser, vielleicht sportlichen Seite genommen hat.

5.

Im Dezember 1917 schrieb er dann an Margrit Rosenstock – das ist die Frau von Eugen Rosenstock-Huessy gewesen, und dramatische existentielle Beziehungen haben auch da stattgefunden -, also in einem Brief an Margrit schreibt er: *Und als Abschluß dahinter (nämlich hinter dem Briefwechsel) zwei Eugensche Gedichte vom Frühjahr und Sommer 17, die die Summa ziehen. Davon red ich später noch. Es verläuft trotz der Zufälligkeiten des Briefstils und trotz, oder sogar zum Teil wegen des gelegentlichen a-tempo-Fallens der beiden Hiebe (Postentfernungen) doch merkwürdig dramatisch.* Also nach einem Jahr sieht er die ganze Sache doch schon als Form und irgendwie sich klären.

6.

An Eugen Rosenstock schreibt er im November 1917, also ein Jahr später: *Vielleicht hilft einzig der Krieg dazu, der äußere Zwang, sich zu äußern. Erst der Zwang zu übersetzen, erlöst die Terminologie, in der bei rein innerem Leben der Geist rettungslos versumpft, zur Sprache. Es muß Frieden werden und wieder Auditorien geben.* Hier also das Stichwort: übersetzt muß werden, ich muß mich übersetzen, ich muß das, was ich bin, was ich in meiner Terminologie, als Christ, als Jude, sagen kann, so übersetzen, daß es Sprache wird, nämlich etwas Verbindliches, was zwischen den Teilnehmern etwas Neues schafft. Und er sagt: vielleicht hilft einzig der Krieg dazu, der Zwang sich zu äußern, aus diesen Fesseln der Terminologie auszubrechen.

XIV

1.

Und jetzt kommt die Stelle, die Sie auch dort stehen haben: *Nun grade, weil die Welt vertiert, entsehnt, entseelt, glaubenslos geworden sein wird, grade darum werden es die Menschen nicht sein* (nämlich vertiert, entsehnt, entseelt, glaubenslos). *Ist es nicht merkwürdig* – jetzt kommt eine sprachliche Beobachtung, die ganz in das Gespräch zwischen Eugen und Franz gehört – ist es nicht merkwürdig *im Sinne meiner Summa, daß die militärische Sprache das Du oder Ihr, unser Sie ist es ja nicht, nur bewußt als dritte Person, durch die dritte Person ausschaltet. Darin zeigt sich, daß der Militarismus weltlich par excellence ist. Deswegen werden die Menschen das Du lieben, wie sie das Leben lieben werden, denn sie haben das Er und den Tod geschmeckt.* Diese Stelle ist deshalb so wichtig, weil Franz Rosenzweig von Eugen Rosenstock übernommen und angenommen hat, daß das Du dem Ich voraus geht. Nicht also so, wie es in dem Buchtitel von Martin Buber heißt: *Ich und Du*, sondern daß das Du das erste ist, daß wir erst angesprochen werden müssen, um Ich sagen zu können. Und hier steht, wenn Sie es richtig hören, ein glühender Dank an Eugen, daß er den Franz Rosenzweig angeredet hat. *Sie werden das Du lieben, wie sie das Leben lieben werden, denn sie haben das Er und den Tod geschmeckt* – vielleicht das Er der wissenschaftlichen Welt und den Tod des Krieges.

2.

An Rudolf Hallo, den er als seinen Nachfolger nachher in das Jüdische Lehrhaus bestellte, schreibt er im Januar 1922, und diese Briefstelle enthält auch in der Essenz das, was in dem Briefwechsel gewonnen worden ist, ganz überraschend: *Es gibt nur Juden, weil es Nichtjuden gibt. Wir hoffen, daß es einmal nur Nichtjuden geben wird, weil es Juden gibt. Der Anfang dazu ist vor neunzehnhundert Jahren gemacht.* Während es also zunächst die Juden gibt, weil es Nichtjuden gibt, das heißt, daß die Juden von den Nichtjuden her definiert werden, hoffen sie, daß es einmal nur Nichtjuden geben wird, weil es Juden gibt, daß nämlich plötzlich die Nichtjuden sich herschreiben von den Juden.

3.

Das ist etwas kompliziert und vielleicht kann ich es an einem andern Beispiel deutlich machen, das genauso wichtig ist und eigentlich auch diesen Umkehrungsvorgang enthält: im Johannes–Evangelium steht, daß unter dem Kreuz Maria und Johannes stehen, Johannes, der Jünger, den Jesus liebhatte. Und es sagt dann Jesus am Kreuz: *Siehe das ist deine Mutter* – zu Johannes, und: *Siehe, das ist dein Sohn* – zu Maria. Dort wird also die Beziehung von Mutter und Sohn plötzlich nicht von der Mutter her kommend ausgesprochen und geschaffen, sondern von dem Sohn her. Weil Johannes ein Bruder Jesu ist, wird Maria seine Mutter, und nicht weil Maria seine Mutter ist, wird er der Bruder von Jesus.

4.

Also eine ähnliche Umkehrung des Bezugspunktes: die Juden sind, weil es Nichtjuden gibt, so soll es Nichtjuden geben, weil es Juden gibt – also eine solche Umkehrung der Pole soll es geben, und Franz Rosenzweig sagt, daß mit dieser Umkehrung – vielleicht wie sie im Johannes-Evangelium ausgesprochen ist – das begonnen hat.

5.

Er vertritt hier also plötzlich gegenüber dem sehr heftig eifernden Rudolf Hallo, der also nicht rechtgläubig genug sein konnte, ein Feld, einen Stand, wo plötzlich das Christentum in seine eigene Geschichte eingelassen ist. In einer großen Ruhe, die einen Krieg zwischen diesen beiden überhaupt gar nicht mehr nötig macht.

XV

1.
Für die weitere Geschichte, auch im Zusammenhang meines Vortrages, ist dann die Stelle aus dem Oktoberbrief 1929 wichtig: *Mein Deutschtum wäre doch genau was es ist, auch wenn es kein Deutsches Reich mehr gäbe. Sprache ist doch mehr als Blut.* Auch hier genau ein solcher Umpolungsvorgang: sind wir etwa Deutsche, weil es das Deutsche Reich gibt oder weil es Deutschland gibt oder weil es die Bundesrepublik gibt – oder ist nicht das, was das bedeutet, dasjenige, was Franz Rosenzweig vielleicht unter Deutschtum versteht und mit seinem letzten Aufsatz über *Lessings Denkstil* auch bezeugt, wichtiger als das Deutsche Reich?

XVI

1.

Eugen Rosenstock hat in der letzten Veröffentlichung, in dem Buch, das er auch als den Abschluß seines Lebenswerkes betrachtete, *Ja und Nein – Autobiographische Fragmente*, als letztes Kapitel diese beiden Gedichte abgedruckt, die die Summa, die den Abschluß des Briefwechsel von 1916 bilden.

2.

Aber erst möchte ich dazu vorlesen, was er anschließend erläuternd schreibt:

Als 1935 ein Band mit Briefen Franz Rosenzweigs erschien, war Franz bereits seit 1929 tot und der einzige Korrespondent, dessen Briefe der Band auch wiedergab, Eugen Rosenstock-Huessy, lebte in dem nordamerikanischen Bauernstaat Vermont (383 000 Einwohner).

Als Gewesenes also, hinter uns Liegendes traten die Briefe 1935 ans Licht, die 1916 zwischen Westfront und Balkanfront hin und her gegangen waren.

Heut – 1968 – drängt sich als erstes ein damals unerkennbarer Zug dem Leser auf, der sich auf den Sinn all unseres Briefeschreibens besinnt. Mir scheint, es sei diese Korrespondenz fähig, Irrlehren der Literatur über Gespräch und Brief zu beseitigen. Mir wenigstens erscheinen die herrschenden Lehren vom Brief den Unsinn unserer Sprachlehre am schrecklichsten bloßzulegen.

In den Briefen Franz-Eugen werden hohe Dinge, werden Judentum und Christentum behandelt. Aber wichtiger mag für künftige Geschlechter werden, als was sich dieser Briefwechsel selber enthüllt. Hinter den Modeworten: „Dialog“, Existentialismus“, „Involvement“ bliebe nämlich immer noch die Hauptsache ungesagt, die allein den Vorgang in diesen Briefen erfaßt. Ich frage: Was hat sich mit den Briefschreibern den Briefen zufolge ereignet? Was bedeuten denn diese Briefe in ihrem Lebenslauf?

Dieser Briefwechsel hat den Lebensrhythmus beider Schreiber umgestülpt. Sie haben beide anders leben müssen als zuvor.

Von Liebesbriefen weiß jedermann, daß sie zu diesem Zwecke geschrieben werden. Shakespeares Romeo ruft aus: *It is my soul that calls upon my name.*

(Es ist meine Seele, die meinen Namen ruft – nämlich Eugen.)

Dies lernen die Briefschreiber hier gleichfalls. Denn in jedem echten Brief lernt der Angeredete neu, daß zwischen ihm als dem Empfänger und ihm als dem Angeredeten noch eine Kluft gähnt. Der Brief wird ja geschrieben, um diese Kluft zu schließen. Romeo fühlt, daß er zwar schon bisher Romeo hieß, daß aber erst durch Julias Anruf seines Namens ihm seine halbe Seele ganz werden kann. Name und Seele sollen zueinander, kraft des Mundes, der mich anspricht!

Wir sind gespalten, denn wir sind zerrissen in Kräfte, die uns rückwärts reißen, vorwärts treiben, von außen lähmen, innerlich erregen. Erst wenn die Seele unseren Namen ausspricht, wachsen wir zusammen; da also wird ein Mensch, weil zuerst berufen, neugeboren oder wiederhergestellt.

So oft das geschieht, wird der Mensch der, der er werden soll. Denn weder sollen noch können wir „wir selber“ werden. Unsere Bestimmung können wir nämlich nur selbstvergessen erreichen.

Die offizielle literaturwissenschaftliche Behandlung von Briefwechseln führt irre. Denn sie geht davon aus, es sei allen Menschen um ihre Selbständigkeit zu tun.

In Wahrheit will jeder gesunde Mensch sich selbst so oft wie möglich loswerden.

Franz war Zeuge geworden, wie Eugen sein – 1965 neu aufgelegtes – „Professorenbuch“ 1913 und 1914 schrieb, und er sagte dazu: Eugen habe dies Buch ausgespien wie ein Vulkan.

Wenig ahnte Franz, daß für sein eigenes kommendes Hauptwerk *Der Stern der Erlösung* dasselbe Zeitwort „ausspeien“ eines Tages gelten werde. Franz hat dies umfassend Werk zwischen Ende August 1918 und Februar 1919 „ausgespien“; er hat dafür mit seiner lebensverkürzenden Krankheit (Multiple Lateralsklerose) bezahlt. Denn die Trance der Inspiration riß ihn aus einem kraftvollen Leibe heraus, und er fand hernach in seinen Leib nicht mehr ganz zurück. Selten ist das Wort Ekstasis, Heraustreten aus dem eigenen Leibe, mehr am Platze als hier. Die meisten Kranken dieser Art sind binnen zwei Jahren tot. Franz hat mit ihr über neun Jahre lang zu leben gelernt und in diesem Jahrzehnt mit Martin Buber die Bibel neu verdeutscht. Er hat geheiratet und einen Sohn erzeugt. Er hat ein Lehrhaus gegründet, seinen Nachfolger darin ausgebildet und eine umfassende Tätigkeit auch auf anderen Gebieten entfaltet. Aber 1916 war dieser Dreißigjährige weit hinter seinen Altersgenossen zurück. *Man kann nicht lange genug auf die Schule gehen*, meinte er damals noch. So war nicht einmal seine Dissertation gedruckt. Mit 27 und 28 Jahren saß er im Hörsaal eines zwei Jahre Jüngeren und erlebte erstaunt, wie dieser ihn von seinem Mittagstisch verbannte, weil er ein Buch schreiben müsse. Dieses Müssen, dieser Zwang hatte den Jüngeren ungebührlich beschleunigt, so daß er mit 17 Abiturient, mit 20 Doktor, mit 24 Privatdozent wurde.

Mit dem Briefwechsel von 1916 tritt der Abtausch ein: Eugen lernt unendliche Geduld, Franz wird endlich ungeduldig. Wie sich die Elfenbeinkugeln im Billard gegenseitig ihr „Effet“ übertragen, so ist der Rhythmus von Franz auf Eugen, von Eugen auf Franz umgesprungen.

Die Einsicht in diesen Abtausch scheint das wertvollste an diesem Vorgang und scheint – mir wenigstens – die gewiß auch wichtigen Inhalte der Briefe an Wichtigkeit zu übertreffen, denn vom Lebensrhythmus der Menschen wissen wir noch herzlich wenig.

Die Gefahr jeder solcher Einsichten besteht in ihrer willkürlichen Konstruktion hinterher. In unserem Falle aber kommen die Briefschreiber uns zu Hilfe. Nach Abschluß der Briefkampagne trat ein Waffenstillstand ein, und Eugen benutzte ihn zu zwei Versergüssen. Man könnte sie eher Litaneien als Gedichte nennen. Sie sprechen in beider Namen, für Franz so gut wie Eugen, und damit wurde wohl das deutlichste Siegel auf die Briefe gesetzt. Beide waren kraft der Briefe enteignet und zusammenschmolzen worden, ohne Absicht, ja *gegen* ihren Willen. Die Beiden hatten sich ja bis dahin gesiezt. Die Tatsache, daß Eugen nun einfach in beider Namen halblaut sang, unterstrich den Wandel durch den Briefwechsel.

Die Überlieferungsgeschichte der beiden Versstücke unterstreicht, so will mir scheinen, den besonderen Charakter des menschlichen Billardspiels der Seelen. Die Verse wanderten 1917 von Franz zu seiner Kusine, Frau Gertrud Oppenheim in Kassel. Durch 50 Jahre sind sie von ihr bewahrt worden. Sie hat sie ihrem Gedächtnis einverleibt, und aus diesem treuen Bundesgenossen von uns Menschenkindern hat sie ihnen zu neuem schriftlichem Dasein verholfen. Eugen, als ihr Verfassen, kann nur staunend die Treue dieses Gedächtnisses anerkennen. Wenn es aber bedeutet, daß wir über das, was Briefe uns selber antun, hier etwas neues lernen können, so findet er einen besonders dankenswerten Zug in dieser so völlig unverdienten Treue der Bewahrung durch eine „Hörerin des Worts“.

Wie wenig wir die Keime späterer Werke selber wahrzunehmen vermögen!

Mir scheint heut nach fünfzig Jahren, daß ich 1913 den Keim des „Sterns“ in Franz eingesät habe; und umgekehrt mag die Umwandlung meines esoterischen Werks einer Georgenritterschaft in die welthafte Gestalt der Revolutionen dank Franzens Geschichtswissenschaft gefördert worden sein. Doch beide haben von solchem Einfluß aufeinander, wenn er stattfand, nichts zu wissen brauchen. „Das Wissen“ ist eben eine sehr oberflächliche Umgangsform der Geister. Seine Mitteilungen dringen nicht tief.

Was uns unter die Haut gehn soll, das muß so wie eine subkutane Einspritzung eindringen können. Zum Beispiel ist durch Nietzsche das von dem zerdachten Kant und dem mathematischen Descartes verfemte bacchantische Erkennen im Wirken des Geistes aussprechbar geworden. Aber der Einsiedler von Sils Maria mußte es auf sich in herzzerreißender Einsamkeit beziehen. Dionysische Einsamkeit aber ist widergöttlich.

Denn das All ist dem einzelnen nur im Wahnsinn geöffnet und zugänglich; Gott hat es der geselligen und singenden Menschheit öffnen wollen. Mehr als einem erschließt es sich willig. Zwei in gegenseitiger Erschließung sind des Geistes Minimum.

Allen zusammen wird vielleicht das Beste zuteil. Darum mag also unser Duell – das schriftliche von 1916 und mehr noch das mündliche von 1913 – als ein Schritt weg vom Wahnsinn der Europäischen Menschheit, dem sie 1890 endgültig verfallen war, zurück in geistige Genesung datiert werden.

Das zu sagen, ist kein Luxus in einer „Welt“, die sich auch heut noch für „das Weltreich des deutschen Geistes“ hält, in einem Lande und in einer Universität, aus der sich ihr Rektor durch Selbstmord gelöst hat, in der aber dafür „Philosophen“ – ich meine „Ordinarien der Philosophie“ – ihr solipsistisches Possenspiel treiben, so als sei Friedrich Nietzsche umsonst wahnsinnig geworden.

XVII

1.

Daß das wiederum von Eugen Rosenstock wirklich im Namen von Franz Rosenzweig gesprochen, geschrieben, gesprochen ist, belegt eine Stelle aus dem letzten Brief des Briefwechsels:

Das Bei-sich-selbst-sein muß so lebendig sein, daß es unvermerkt schon im andern ist; und das Ineinandersein muß so weißglühend sein, als ob es gar nicht aus dem feurigen Ofen des Selbst je herausgetreten wäre. Das ist das Ziel.

Das Bei-sich-selbst-sein muß so lebendig sein, daß es unvermerkt schon im andern ist; und das Ineinandersein muß so weißglühend sein, als ob es gar nicht aus dem feurigen Ofen des Selbst je herausgetreten wäre. Das ist das Ziel.

2.

Nun glaub ich, Sie derartig heftig in Anspruch genommen zu haben, daß ich auf jeden Fall einmal Pause machen muß.

XVIII

(In der Stille, die auf die Ansage der Pause folgte, verdichtete sich die von den Zuhörern aufgebrauchte Konzentration. Aus dieser traten zwölf Fragen hervor, zwischen denen die gespannte Stille hindurchkam.)

1.

Frage eines Hörers nach dem Beginn der Veranstaltung, da er etwas später kam.

Ja, ich hab also erst damit angefangen, daß wir uns so zusammensetzen, weil wir diese schwere Arbeit vor uns haben.

„Aber was Sie davon sagten, bevor wir uns zusammensetzten, das da. Ich weiß nicht, wie weit Sie gesprochen hatten.“

Das war nicht viel.

„Ach so.“

... das Gespräch von 1913 ...

„Ja, das Gespräch ... nein, das war auch später ...“

Es war nicht viel.

Ich hatte darüber gesprochen, daß ich höchstens zehn Hörer erwarten würde – was ich mir dabei gedacht hatte, als ich das Thema verfaßte und wie es vielleicht aufgenommen würde.

2.

„In meinem Skriptum ist zweimal das Blatt 2 vertreten, da fehlt doch Blatt 3.“

Ja, es ... ich hab da noch ...

3.

„... von Wilhelm Tell ... einen Text als Kapitelüberschrift. Aber selber hat er den Wilhelm Tell verboten.“

Trotzdem, ich mein, das zeigt, wie sehr es herausgelöst war aus dem Zusammenhang. Natürlich mußte er den Wilhelm Tell verbieten.

„ ... bei den Schulen verboten ...“

„Ich war vorher der Ansicht, das wäre auch bei ihm Unkenntnis gewesen, daß er die Zusammenhänge überhaupt nicht verstanden hat, überhaupt nicht darum wußte.“

Da kann man sehr schwer was zu sagen.

4.

„Sie haben ... das hab ich nicht ganz verstanden, mit Abraham und dem Berg Moriah. Ich hielt ... ich kenne das Alte Testament nicht gut oder kaum oder gar nicht ... was Sie da so sagten, mit dem daß Abraham sollte seinen Sohn dort fortzeugen ... Berg Moriah ...“

Ja, dam öcht ich mal, weil das wirklichauch sehr wesentlich ist, möchte ich dafür denn doch Franz Rosenzweig sprechen lassen. Also das ist aus diesem Brief, dem 15. Brief, lese ich jetzt vom 7. November; das Ergebnis wird dann in der Fortsetzung am 8. November noch zusammengefaßt:

Ich merke nun, indem ich weiterschreiben will, daß alles, was ich Ihnen jetzt schreiben müßte, unaussprechbar für mich Ihnen gegenüber ist. Denn ich müßte Ihnen jetzt das Judentum von innen zeigen, nämlich hymnisch wie Sie mir, dem Draußenstehenden, das Christentum zeigen können: und aus demselben Grund, aus dem Sie es können, kann ich es nicht. Das Christentum hat seine Seele in seinen Äußerungen, das Judentum hat außen nur seine harte schützende Schale und von seiner Seele kann man nur drinnen reden. Es geht also nicht, und Sie müßten mir schon glauben, daß der sozusagen abstrakte, Gehalt der Frömmigkeit bei uns und bei Ihnen ein und derselbe ist. Anfang und Ende, so könnte ich es ausdrücken, sind die gleichen bei Ihnen und bei uns; mit Newton als Gleichnishelfer: die „eben entstehende“ und die „eben verschwindende“ Kurve haben die gleiche Formel bei Ihnen und bei uns, und Sie wissen, daß man aus solchen Differentialquotienten die ganze Kurve bestimmen kann, aber im Verlauf der Kurve wählen wir und Sie verschiedenen Punkte, um sie zu beschreiben, und das ist der Unterschied.

Und jetzt kommt er drauf:

Diesen Unterschied fassen Sie mit Recht bei Moriah und Golgatha. Aber sie haben 1. Mose 22 schlecht gelesen, Sie haben Abraham und Agamemnon verwechselt; der freilich opferte, was er hatte, um eines andern willen was er wollte oder meinetwegen was zu wollen seine Pflicht war; ja er opferte nicht einmal selber, er gab nur her und stand mit verhülltem Haupte dabei. Abraham aber opferte nicht etwas, nicht ein Kind, sondern den „einzigen“ Sohn und was mehr ist: den Sohn der Verheißung und dem Gott dieser Verheißung (die traditionelle jüdische Kommentierung liest dies Paradoxon sogar in den Text hinein), deren Inhalt nach menschlichen Begriffen unmöglich wird durch dieses Opfer; nicht umsonst gehört diese Perikope unsern höchsten Feiertagen; es ist das prototypische Opfer nicht der eigenen Individualität (Golgatha), sondern der völkischen Existenz, des „Sohns“ und aller zukünftigen Söhne (denn wir berufen uns vor Gott auf dieses Opfer oder vielmehr auf diese Opferbereitschaft und zwar die des Vaters, nicht die, in der Erzählung doch sehr betonte, des Sohnes.) Der Sohn wird wiedergegeben: er ist nun nur noch Sohn der Verheißung. Nichts andres geschieht, kein Ilion fällt, nur die Verheißung bleibt bestehen; um keines Ilion willen war der Vater bereit gewesen, sondern „grundlos“. Agamemnon opfert etwas, „was er hat“, Abraham alles was er – sein könnte, Christus

alles *was er ist*. Ja, es ist wirklich, wie Sie schreiben, „der ganze Unterschied“.

Daß also Isaac nicht mehr der Sohn Abrahams ist, sondern nur noch der Sohn der Verheißung. Und als solcher zurückgegeben wird, weil Abraham ihn geopfert hat.

Ich hab dann noch hinzugefügt, in Erläuterung dessen, was die Agamemnon-Geschichte bedeutet, daß wir uns ja selten vergegenwärtigen, daß die Opferung des Erstgeborenen ein weit zurückreichender Brauch ist; und daß die Opferung des Erstgeborenen dem Ahnengott das gewöhnliche gewesen ist, und daß mit diesem Opfer des Sohnes erstens die Ahnenschaft des Vaters über den Sohn bezeugt wurde, aber natürlich auch noch des weiter zurückliegenden Ahnengottes. Wenn jetzt der Abraham, wenn dem Abraham jetzt verweigert wird, dieses Opfer zu bringen, dann bekennt auch Gott in der Verweigerung dieses Opfers, daß er kein Ahnengott ist, daß er nicht jemand ist, der – eine Formel – ein Gesetz, eine bestimmte Art sich zu verhalten, immer weitergegeben werden muß, sondern daß der Sohn Sohn Gottes ist und nicht Sohn Abrahams.

5.

„In der Abrahamsgeschichte liegt ja der Akzent auf dem Verheißungsträger, daß Isaac der Verheißungsträger ist, das ist eminent wichtig.“

Vielleicht erinnern Sie sich an die Geschichte, wo die ... der Isaac überhaupt erwartet wurde, wie lange der Abraham auf die Verheißung warten mußte, auf den Eintritt ... Und nun dieser einzige Sohn, auch den soll ... Und er hat ihn ja geopfert, denn er hat ihn ja zum Opfer fertig gemacht. Und er ist ihm zurückgegeben worden nicht als sein Sohn, sondern als Sohn der Verheißung.

So daß also von dorthin gesehen das Volk Israel insgesamt nur noch Sohn der Verheißung ist, also sich nur von der Verheißung herschreibt, nur noch von daher das Leben hat.

In dem Zusammenhang, wieder auf den Briefwechsel bezogen, ist es so, daß beide Briefschreiber darauf verzichten, eine Zukunftsperspektive für sich zu entwerfen, sondern sich selbst wirklich der Zukunft, in die sie hineingehen, in der sie das, was sie jetzt miteinander reden, verwirklichen müssen, preisgeben.

Sie nehmen also auch davon Abschied, daß man mit Worten fertig werden muß – sondern sie sagen: das, was wir jetzt gesprochen haben, das muß auch gelebt werden und erst, wenn es gelebt ist, ist es bewährt.

Aus diesem Grund hab ich ihnen auch die Buchtitel zusammengestellt, weil man dort, an einem ganz kleinen Gerüst sehen kann, wie das geschehen ist.

6.

„Die Buchtitel, die Sie hieranföhrten, auf der ersten Seite, die sind von beiden, gell – oder wie ist das?“

Links von Rosenzweig und rechts Rosenstock.

Ja das hätte ich deutlicher machen ...

7.

„ ... Rosenstock ... und nicht versucht, Rosenzweig zu gewinnen, aber nachher das aufgibt oder wechseln sie dann die Positionen ... doch nicht.“

Nein, der springende Punkt ist sogar, und auch einer der Streitpunkte, daß Rosenstock gerade keine Judenmission vornimmt, von vornherein.

Das geht so weit, daß Rosenzweig sich daröber beklagt, daß es die Kriegsumstande verhinderten, daß er den Haß des Unwillens nicht verdiente. Also er ärgert sich grade daröber, daß er ihn so einfach stehen läßt und sagt: grade an dir will ich nicht Mission treiben.

Dann fordert Rosenzweig den Rosenstock heraus und sagt: *Wir Juden, wir sind es, wir allein auf der weiten Welt, die Jesus Christus immer wieder kreuzigen!* Und darauf sagt Rosenstock: *Nein, Franz Rosenzweig, glauben Sie mir, Sie nicht, Sie allein nicht auf der weiten Welt.*

8.

„Wie sehn sie sich ...“

Als Person. Ja, aber nicht nur als Person, sondern es ist auch sehr eigenartig, wie im Verlauf des Briefwechsels sie beide plötzllich miteinander reden, wirklich nicht wie Eugen Rosenstock und Franz Rosenzweig, sondern wie Jud und Christ. Also an einer Stelle zum Beispiel, da heißt es: *Als Sie die Dogmen festlegten, haben wir das Recht kanonisiert* – als ob Sie und Sie wirklich für die ganze Gruppe stehen können. Auch das hat sich erst im Laufe des Briefwechsels dann gelöst, so daß sie dann plötzllich als die einzelnen Personen auch gegenseitig wieder in Erscheinung traten.

9.

Frage nach anderen Namen der Namensliste. Hingeben des Zettels.

10.

„Selten hört man in der Abrahamserzahlung, daß diese Erzählung auch eine Aussage macht öber Gott, daß eben der Gott Abrahams der Gott der Offenbarung ist und nicht der Ahnengott der Heiden ist.“

Es passiert also in diesem Opfer stellvertretend eine gesamte Loslösung von den Riten des Stammeskults, die eben von der Verehrung der Ahnen herröhren.

11.

„ ... wesentlich, daß das Opfer nun nicht stattfand.“

Ja, natürlich.

„Und daß Abraham die Phantasie hatte und sah, und den Engel sah und diesen Widder.“

Und es ja auch so angenommen hat.

„Und daß bei Jesus das Opfer stattfand.“

Ja.

„Und das scheint mir doch ein wesentlicher Unterschied.“

Dieser Unterschied wird auch nicht geleugnet.

12.

„ ... auf dieser Welt ...“

Es steht hier, Jesus opfert das, was er ist. In der Erläuterung dann vom 8. November, die ich ja in der Ankündigung stehen hab, da steht ja auch, daß sie beide durch das Opfer nichts gewinnen, als was sie nicht hatten. Daß sie also durch das Opfer dasselbe wieder zurückerhalten. Dazu muß man natürlich den Auferstehungsglauben teilen.

„Ja.“

13.

Ja, ich danke Ihnen für die außerordentliche Anstrengung des Zuhörens, die Sie mitgebracht haben.

6. Erste Gehörsskizze

Zahl 10

Anforderung (Hörer)

Erleichterung (Zusammenrücken)

„die neue Zeit“

Briefwechsel Schrift und Wort austeilen

Ankündigung

(Ersten)

Zeitlebens: vier Titel

Buchtitel

nicht „es muß sein“ – sondern „ich muß“

Schiller

Hitler

Namen

Positionen

Après la lettre

Billiardkugeln

Das Ziel

Pause

Moriah

Judenmission?

7. Nachschrift am 23. Januar 1976

**Brief an
Johannes, Dorothea und Daniel von Moltke
Holztwiete 8
2000 Hamburg 52**

Köln am Rhein

Lieber Johannes Eugen!
Liebe Dorothea!
Lieber Daniel!

Gerade seid Ihr, in diesem Schauerwetter – und jetzt noch die Abendfärbungen dazu! – mit Euren Eltern unterwegs nach Bad Godesberg, um im Haus Eurer gestorbenen, von Konrad an Eurer Statt mit zu Grabe getragenen Großmutter Ada Deichmann Quartier zu nehmen, und dann kommt Ihr nach Köln, um zu sehen, zu fühlen, zu tasten, wo Euer Alltag stehen, liegen, laufen und gehen soll.

Eben nach ein Uhr habe ich mit Sigrid Informationshefte geholt, in der Minoritenstraße, Heft Nr. 1 und Nr. 2, in denen die Schulen in Köln aufgeführt sind, die räumlichen Gebilde, die aber so stark unsere Einwanderung in die Zeiten bestimmen.

Die seltsame Aufmerksamkeit Eures Vaters in diesem Punkt hat mich mit auf den Weg gebracht, Euch heute zu schreiben.

Heute, an dem Tag, der es mir mit Knochen und Bindegewebe fühlbar macht, daß der Dank dafür, daß wir heute sprechen können, dem gekreuzigten Jesus von Nazareth gehört, dessen Name von Eurem Großvater, Freyas Mann und meinem Bruder in Christus in Wahrheit getan worden ist.

So, daß er ans Licht kommt.

Davon hat Johannes, der Evangelist, gesprochen und sein Jesus-nahes Leben durchwirken und durchkreuzen lassen.

Daher bestimmten wir die sonst wie der Geist nicht festzuhaltende Stunde der Geburt des Heils.

So nehmen wir alles, was als Seele Gottes nächster Satz wird, als unsichtbare Wirklichkeit in das Leben auf.

Erinnernd halten wir über uns diesen Schutz.

Eugen und Franz Rosenzweig haben die Wege in Geduld und im Feuer gelebt, auf denen unsere Namen wieder Verheißungen werden. Davon habe ich am 15. September vorigen Jahre in Köln gesprochen, vier Tage, bevor ich aus der Försterstraße in die Everhardstraße zog.

Wie gut tut es mir, mit Julia und Caroline Euch zu sehen, als die, die zum unverfälschten Weitersagen fordern.

Erst wollte ich das damals Gesprochene auch in Schriftform bringen. Aber es fehlte mir sozusagen das Papier – wie Eugen sagte, das Stück Welt, das ich mir damit hätte einverleiben sollen.

Und nun seid Ihr mein Brief –

Johannes – Du mit der roten Harfe,

Dorothea – Du auf genaues Horchen Achtende,

Daniel – Du Plötzlicher.

Morgen und am Sonntag sehen wir uns; aber diesen Brief, zu dritt, schicke ich mit der Post an Eure alte, schon unsicher werdende Adresse.

Euer Eckart

Notiz vom 28. November 2002

Es lohnt sich doch nicht, bei einer Niederschrift mit Anlagen zu arbeiten, weil die Trägheit das Kopieren vor dem Abschreiben vorzieht: das Kopierte bleibt nicht im Gedächtnis. So ist mir beim Wieder-abschreiben ganz warm ums Herz geworden, wie ich die Partien von Eugen Rosenstock-Huussy und Franz Rosenzweig als Teil jenes Abends am 15. September 1975 durch mich hindurchströmen fühlte.

Daß ich damit die Essenz des Sinns des Weltkrieges als Richtung und Schicksal erlebte, klärt mir jetzt wieder die Sinne.

5

**NAMEN, WÖRTER, DINGE – ÖFFENTLICHKEIT,
WIE SIE DER ARBEITSPLAN DER VOLKSHOCHSCHULE KÖLN
1946-1975 SPIEGELT**

1. Ankündigung S. 31 Arbeitsabschnitt I Januar/Juni 1976

Der Arbeitsplan der Volkshochschule zeigt, wohl mit etwas Verspätung, was in der Luft liegt. Der Stand der öffentlichen Sprache in der Bundesrepublik ist daher unter bestimmten Bedingungen, die erörtert werden müssen, an den Arbeitsplänen der letzten dreißig Jahre abzulesen. Dabei dienen die Namen der Sprecher und Genannten als Leitfäden; die gebrauchten und vermiedenen Wörter als Stoff; die aufgeführten Dinge als Zeugen der Widerstände.

1708 Dienstag, 16. März, 20 Uhr

VHS-Forum, DM 1,-

Dr. Eckart Wilkens

2. Plakattext

VOLKSHOCHSCHULE

Emanzipation der Frau – aber wie? Freitag 12. März 20 Uhr

Alice Schwarzer VHS-Forum

Der griechisch-römische Tempel Samstag 13. März 18 Uhr

Dr. Steubing VHS-Forum

Geschichte der Seefahrt bis zur Gründung der Kölner Hanse

Samstag 13. März 14-18.30 Uhr

Hans-Gerd Eßer, K. J. Baum VHS-Studienhaus

Freud und das Gewissen Montag 15. März 20 Uhr

Prof. Dr. Stefan Andreae Brücke, Hahnenstraße

Karakorum – Gebirge und Täler im Norden Kaschmirs

Montag 15. März 20 Uhr

Prof. Dr. G. Furrer, Zürich VHS-Forum

Namen, Wörter, Dinge

Öffentlichkeit 1946-1975 im

Spiegel der Kölner VHS-Arbeitspläne Dienstag, 16. März 20 Uhr

Dr. Eckart Wilkens VHS-Forum

Infektionskrankheiten des Kindesalters und die Bedeutung der Schutzimpfungen Mittwoch 17. März 20 Uhr

Dr. med. Heimann VHS-Forum

Autorenlesung: Karl Otto Mühl (Literarische Gesellschaft Köln/Freunde der Stadtbücherei Köln) Mittwoch 17. März 20 Uhr

Einführung: Dr. H.-J. Tümmers VHS-Forum

Einzelkarte DM 2,-

3. Schriftstück für die Hörer

1. 24 Schritte, die ich vorhabe

- 1 Programm (Ankündigung)
- 2 Perioden 1946-1975
- 3 Der Anfang
- 4 Umwelt

- 5 Wo gespart wurde
- 6 Organisation
- 7 Mitarbeiter
- 8 Todesanzeigen (42)

- 9 Impressum
- 10 Die Namen am Anfang (15)
- 11 Namenswachstum
- 12 1933-1945 (46)

- 13 Davon unter 50
- 14 Schweigefristen
- 15 Das All der Namen in der Optik der Öffentlichkeit
- 16 Markante Daten

- 17 Hitler-Lexikon 1946, 1956-1974
- 18 1960-1968
- 19 Die „Öffentliche Meinung“,
eine Seite aus Adolf Hitlers (1889-1945) „Mein Kampf“
- 20 Tagesfragen 1946

- 21 Sokrates in Köln
- 22 Nikodemus an Margret Boveri
- 23 Wörter
- 24 Dinge

3. Schritt

1-6 „An unsere Hörer“ (*Alfred Nicolai*)

1
an dem Neuaufbau unseres Volkes mitzuwirken

2
aber die Ungunst der Zeit und der Mangel an Raum hat eine Fühlungnahme mit ihnen verhindert (*Vertretern der Hörer*)

3

Wir müssen selbst das Fundament legen und Stein auf Stein fügen, wenn wir nicht in den Trümmern untergehen wollen.

5

Den Geist dieser zahllosen Einzelwesen der kleinen Leute, wie man sie oft nennt, zu erhellen und zum vernünftigen Urteil zu erziehen, ihren Willen aufzurufen, aus dem chaotischen Durch- und Gegeneinander eine echte Gemeinschaft zu schaffen, das ist das Ziel der Volkshochschule.

6

die Fragen der Weltregierung mit den englischen Studenten gemeinsam durchdacht und besprochen

8. Schritt: Todesanzeigen für (42) 1953-1972

1953 Dr. Heinrich Georg Lempertz

27.10.1957 Alfred Nicolai

2.7.1959 Dr. Waldemar von Grumbkow

10.8.1959 Dr. Arnold Stelzmann

2.1.1960 Wilhelm Haubitz

3.3.1960 Heinrich Weinstock

25.6.1960 Dr. Peter Berens

8.8.1962 Maria Schallenberg

21.9.1962 Dr. Josef Marner

22.1.1963 Dr. Paul Honigsheim

5.8.1962 Ettore de Neymon Sarzetti (1963)

26.7.1963 Dr. Hermann Huhn

27.9.1963 Dr. Dr. Eduard Bonn

19.7.1964 Dr. Balduin Noll

5.4.1964 Ferd. M. La Bastille

4.6.1965 Heinz Nink

18.9.1965 Willy Deussen

22.1.1966 Franz Goebels

26.5.1965 Dr. Rudolf Jordan

4.8.1966 Ludwig Alt

10.10.1966 Charlotte Wesener

1.1.1967 Dr. Paul Wilpert

17.1.1967 Dr. Paul Heinrich-Didier

21.5.1967 Dr. Robert Grosche

1.7.1968 Otto Rößner
 27.6.1968 Dr. Maria Schorn
 20.10.1968 Hermann Schubert
 11.10.1968 Christine Teusch

11.1.1969 Leopold von Wiese

3.6.1969 Joseph Hoster
 9.7.1969 Edith Mendelssohn-Bartholdy
 11.7.1968 Ingwald Schneider

11.3.1969 Dr. Paul Tack
 26.10.1969 Wolfram Buisman
 12.11.1969 Hans Heukeshoven
 6.2.1971 Wilhelm Verhoeven

3.3.1971 Walter Strunk
 19.5.1971 Eduard Plum
 28.2.1972 Heiner Stremmel
 1.3.1972 Grete Dimel

31.8.1972 Hildegard Lieske-Hopmann
 9.10.1972 Johannes Schunke

10. Schritt

Die 15 Namen, die im September 1946 (1) in Titeln genannt sind:

Abbe, Ernst – Albertus Magnus – Beethoven, Ludwig van – Brahms,
 Johannes – Fugger – Goethe, Joh. W. v. – Hauptmann, Gerhard – Homer 2.
 Hälfte 8. Jh. vor Chr. – Lessing, Gotthold Ephraim – Pestalozzi, Joh. H. –
 Rilke, R.M. – Röntgen, Wilh. Conrad – Schubert, Franz – Schumann, Robert
 – Shakespeare, William

11. Schritt

2-84 je ein neuer Name (exemplarisch)

2 Stalin 3 Marx, Karl 4 - 5 Heine, Heinrich – 6 Bergengruen, Werner –
 7 Mann, Thomas – 8 Jesus Christus – 9 Judas Ischarioth -

10 Werfel, Franz – 11 Jünger, Ernst – 12- 13 Gide, André –
 14 Orwell, George – 15 Marcel, Gabriel – 16 Andres, Stefan –
 17 Sartre, Jean Paul – 18 Husserl, Edmund – 19 Saint Exupéry, Antoine de –
 20 Murnau, Fr. – 21 Freud, Sigmund – 22 Lenin, Wladimir –
 23 Ortega y Gasset, J. – 24 Gandhi, Mahatma -

25 Barlach, Ernst – 26 Picasso, Pablo – 27 Bismarck, Otto von –
 28 Buber, Martin – 29 Migel- Agnes – 30 Kafka, Franz – 31 Pascal, Blaise –
 32 Thomas von Aquin – 33 Vergil – 34 Brecht, Bertolt – 35 Portmann, Adolf –
 36 Kraus, Karl – 37 Wagner, Richard – 38 Ionesco, Eugène –
 39 Spengler, Oswald – 40 **Klepper, Jochen** – 41 Eisenhower, Dwight –
 42 **Hitler, Adolf** – 43 Hiob – 44 Anouilh, Jean – 45 **Papen, Franz von** –
 46 **Eichmann, Adolf** – 47 Frisch, Max – 48 Mose – 49 Aristophanes –
 50 Kandinsky, Wassilij – 51 Heraklit von Ephesus – 52 Adenauer, Konrad –
 53 Alexander der Große – 54 Klee, Paul –

55 Drake, Francis – 56 **von Ossietzky, Carl** – 57 Grundtvig, Nikolai –
 58 **Fryd, Norbert (Überlebender aus Theresienstadt)** –
 59 **Tucholsky, Kurt** – 60 Tschaikowsky, Pjotr J. – 61 Wilhelm II. –
 62 Napoleon – 63 Rathenau, Walther – 64 Weber, Max –
 65 Duchamp, Marcel – 66 Zimmermann, B.A. – 67 Luxemburg, Rosa –
 68 Penderecki, Kr. – 69 **Celan, Paul** – 70 Sternheim, Carl –
 71 Feuerbach, Ludwig – 72 **Bonhoeffer, Dietrich** – 73 Ringelnatz, Joachim –
 74 Castro, Fidel – 75 **Rosenstock-Huessy, Eugen** – 76 Otto der Große –
 77 Huchel, Peter – 78 Kishon, Ephraim – 79 Riemenschneider, Tilman –
 80 Illich, Iwan – 81 von Bodelschwingh, Friedrich – 82 Horkheimer, Max –
 83 Engels, Friedrich – 84 Adam

12. Schritt: Zwischen 1933 und 1945 Gestorbene, die genannt sind

Rolland, George, **Werfel, Zweig**, Munch, **Husserl**, de Saint-Exupéry, **Freud**,
 Ravel, Gorki, Weinheber, Th.Haecker, Kraus, M. Pallenberg, **R. Borchardt**,
 Spengler, **Klepper**, K. Kollwitz, Hitler, Lagerlöf, G. Kaiser, H. Driesch,
 Giraudoux, Kandinsky, **Klee, Webern, Musil, Ossietzky, Kolmar,**
Tucholsky, Mondrian, Pirandello, O. Schott, **E.L. Kircher, Garcia Lorca,**
Sternheim, Bonhoeffer, Toller, Ringelnatz, L. Renault, L. Andreas-Salome,
 Delaunay, **Mombert, Benjamin**, Respighi, Stehr

17. Schritt

Hitler-Lexikon 1946, 1956-1974

1946
 Hitlerregiment

1956
 Hitler-Diktatur

1957 Hitlers Beseitigung

1960
 ein Hitler, gegen Hitler, Machtergreifung Hitlers, Hitler und Wir, **in Hitlers
 totalitärem System**

1961 Stalin-Hitler-Pakt

1962

Adolf Hitler, Hitler ist die zentrale Figur, Hitlerismus, Laufbahn Adolf Hitlers, Hitlers Regierungsübernahme, Jugend Hitlers und sein Weg zur Politik

1963

Hitlers Machtübernahme, **Widerstand gegen Hitler**, Anteil Hitlers, Hitlers Kriegsziele, **Hitlers Verantwortung für die Judenvernichtung**, Hitler als „größter Feldherr aller Zeiten“, Hitlers Machtergreifung

1964

Hitlers Drittes Reich, **die totalitäre Herrschaft Hitlers**, Persönlichkeit Hitlers, Hitlerdiktatur, Adolf Hitler und seine Ideologie, Hitlers Machtergreifung, die Hitlerzeit, Ideologie und Aufstieg Adolf Hitlers, Herrschaftssystem Adolf Hitlers, **Ausrottungspolitik des Hitlerregimes**, an Hitlers Stelle, Hitlers Machtergreifung, Hitler und seine Bewegung, was wollte Hitler, Hitler eine Persönlichkeit, **Hitlers Schuld**, das deutsche Volk zu Hitler, der Aufstieg Adolf Hitlers, Herrschaftssystem Hitlers

1965

Hitlers Weg von Wien nach Auschwitz, Hitler in Wien, Hitler und viele Halbgebildete, der junge Hitler, **von Hitler mundtot gemacht**, als stärkster geistiger Gegner Hitlers, Hitler, Hitler und Himmler, die Hitlerzeit, in der Hitlerzeit, Hitlerreich

1966

Hitler und sein Ziel, Hitler und der Nationalsozialismus, Hitlers Außenpolitik bis 1939, Machtergreifung Hitlers, Adolf Hitler und seine Ideologie, Hitlers Außenpolitik, Diktator Hitler

1967

Hitler und sein Ziel, Hitler-Deutschland, **zu Hitler fiel ihm nichts ein**, Hitlerdiktatur, Hitler auf dem Wege zur Macht, Hitler ein politisches Naturereignis?, von Hitler verkündete politische Doktrin

1968

Hitler-Studie, **die Judenkatastrophe und Hitler**, Hitler und die Zeit des NS, der Hitler-Staat, Hitlerdiktatur, Hitlers Außenpolitik

1969

der Hitler-Staat, **das Attentat auf Hitler**, der Weg Hitlers und der NSDAP, Außenpolitik Hitlers, Hindenburg für Hitler, **wie Hitler vorgab**

1970

Hitlers politischer Werdegang, Hitler und der Nationalsozialismus, Hitlers Herkunft, Hitlers Innen- und Außenpolitik, Hitlers Machtübernahme

1971

Hitler-Regime, Hitler lehnte diesen Weg ab, die Judenkatastrophe und Hitler

1972

Hitler: so etwas wie ein Betriebsunfall, Hitlers Herkunft, Hitlers Innen- und Außenpolitik

1974

die nostalgische Hitler-Welle

zentrale Figur, „größter Feldherr aller Zeiten“, eine Persönlichkeit, Diktator, politisches Naturereignis, Betriebsunfall

19. Schritt

Adolf Hitler (1889-1945), Mein Kampf, Erster Band, Eine Abrechnung 1927, 50. Auflage S. 94

94

Die „Öffentliche Meinung“

zu gießen, studieren, um die ganze Gefahr dieser Presselumpen richtig würdigen zu können.

Es gibt dann nichts, das solch einem geistigen Raubritter nicht passend wäre, um zu seinen sauberen Zielen zu kommen.

Er wird dann bis in die geheimsten Familienangelegenheiten hineinschnüffeln und nicht eher ruhen, als bis sein Trüffelsuchinstinkt irgendeinen armseligen Vorfall aufstöbert, der dann bestimmt ist, dem unglücklichen Opfer den Garaus zu machen. Findet sich aber weder im öffentlichen noch im privaten Leben selbst bei gründlichstem Abriecken rein gar nichts, dann greift so ein Bursche einfach zur Verleumdung in der festen Überzeugung, daß nicht nur an und für sich auch bei tausendfältigem Widerruf doch immer etwas hängen bleibt, sondern daß infolge der hundertfachen Wiederholungen, die die Ehrabschneidung durch alle seine sonstigen Spießgesellen sofort findet, ein Kampf des Opfers dagegen in den meisten Fällen gar nicht möglich ist; wobei aber dieses Lumpenpack niemals etwa aus Motiven, wie sie vielleicht bei der anderen Menschheit glaubhaft oder wenigstens verständlich wären, etwas unternimmt. Gott bewahre! Indem so ein Strolch die liebe Mitwelt in der schurkenhaftesten Weise angreift, hüllt sich dieser Tintenfisch in eine wahre Wolke von Biederkeit und salbungsvollen Phrasen, schwatzt von „journalistischer Pflicht“ und ähnlichem verlogenen Zeug, ja versteigt sich sogar noch dazu, bei Tagungen und Kongressen, also Anlässen, die diese Plage in größerer Zahl beisammen sehen, von einer ganz besonderen, nämlich der journalistischen „Ehre“ zu salbadern, die sich das versammelte Gesindel dann gravitatisch gegenseitig bestätigt.

Dieses Pack aber fabriziert zu mehr als zwei Dritteln die sogenannte „Öffentliche Meinung“, deren Schaum dann die parlamentarische Aphrodite entsteigt.

Um dieses Verfahren richtig zu schildern und in seiner ganzen verlogenen Unwahrhaftigkeit darzustellen, müßte man Bände schreiben. Allein, auch wenn man von dem ganz absieht und nur das gegebene Produkt samt seiner

20. Schritt

Tagesfragen 1946

Die Lage der Jugend – Demokratie – Arbeitsanspruch – Arbeitseinsatz – Die katholische Kirche in der Gegenwart – Die evangelische Kirche in der Gegenwart – Sozialismus – Der Sport – Der Nürnberger Prozeß – UNO – Fragen der Weltwirtschaft – Frauenfragen – Wesen und Sinn der Wissenschaft – Die Bedeutung der Kunst in der Gegenwart

23. Schritt

Wörter

Von der Werbung für das ICH, Kündigungsschutzgesetz 14.8.1951, Psychologie des beruflichen Aufstiegs, Müssen die Lehrer sich denn nun wirklich ändern?, Dämonie des Wortes, Wie komme ich zu einem Eigenheim?, Wie lösen wir das Verkehrsproblem,

Die Eingliederung der Ostdeutschen in Westdeutschland, eine soziale und geistesgeschichtliche Wende, Roboterhirn, Können uns unsere Haustiere gefährden?, Heimat hinter Oder und Neiße, Thüringen, das grüne Herz Deutschlands, Jugendkriminalität, **Die Niederlage vom 20. Juli 1944 (E. Kogon, 7.5.1957)**, Was heißt Tradition?, Gruppen-Therapie, In der Bibel steht ..., **Training für das Dritte Reich**, Vietnam in ähnlicher Lage wie Deutschland nach 1945,

Müssen Ehen scheitern? Das Alter, ein neuer Lebensabschnitt (1961), Berlin, die zweigeteilte Stadt, „Ich hasse die moderne Kunst“, „Hallstein-Doktrin“, Sind wir Eltern unmodern?, **Der „Münchener Studentenaufstand 1943“ (Hans Hirzel 1963, 9 Hörer)**,

Halbstarke – ein Problem?, **Auschwitz und die Christen – das Konzil und die Juden**, Muß es in jeder Ehe Finanzprobleme geben?, Gastarbeiter aus dem Mittelmeerraum, Zonengrenze - 20 Jahre deutsches Schicksal, Notstandsgesetze, Psychische und soziale Faktoren des Selbstmordes, Ein Museum aus dem Nichts, LASER, Wovon man spricht: die Bausparfinanzierung, **Das Wählerpotential der NPD**, Die Oberschicht der Bundesrepublik, Ostblock im Wandel, **Glaube nach Auschwitz**,

Zweimal Deutschland: BRD und DDR, Rauschgiftgefährdete Jugend, Wie gleichberechtigt sind wir Frauen?, Urbanes Wohnen, Gesamtschule, Sprachbarrieren und Spracherziehung (1972), Die Dritte Welt, Projekt Gruppenarbeit, Lehrlingsausbildung, Bildungsförderung, Das Betriebsverfassungsgesetz, **War es eine Stunde „Null“?**, Köln - Millionenstadt

4. Tonband-Abschrift

Meine Damen und Herren!

A

1.
Namen, Wörter, Dinge – Öffentlichkeit, wie sie der Arbeitsplan der Volkshochschule Köln 1946-1975 spiegelt, das ist der Titel, mit dem dieser Vortrag im Arbeitsplan dieses Semesters angekündigt ist.

Über eine Zeitspanne von dreißig Jahren zu sprechen, das bedeutet auf jeden Fall, über eine Generation hinweg zu sprechen, aus dem einatrigen Denken einer Generation herauszutreten in das mehratrige, geschichtliche Sprechen. Dem geht voraus das Eingeständnis, daß der Sprecher selbst dabei ist, alt zu werden und des verjüngenden Sprechens bedarf.

Ich hab viel Anlaß gefunden, Kritik zu üben bei dem Studium, das diesem Vortrag vorausging, und es sind auch Kritikpunkte gewesen, die mich dazu gebracht haben. Aber eigentlich habe ich nicht vor, in irgendeiner Form laut zu werden oder Tür zu öffnen.

2.
Die Dokumente, auf die ich mich auf diesem Wege stütze, sind Schriftstücke. Leicht nimmt man die Schriftstücke für die Wirklichkeit und vergißt, daß Schriftstücke nicht identisch sind mit dem, was tatsächlich geschieht, und daß das, was im Arbeitsplan der Volkshochschule Köln geschrieben steht, nicht ohne weiteres das ist, was auch geschehen ist.

Vieles verbirgt sich hinter dem, was dort geschrieben steht, und doch können wir, müssen wir das Geschriebenes als eine Quelle nehmen, die über bestimmte Tendenzen Auskunft gibt.

Der Unterricht an der Volkshochschule in kleinen und größeren Gruppen bedarf der Innigkeit eines durch Vertrauen gesetzten Innenraumes. Es geht nicht an, daß wir die einzelnen Kammern, um es mal so zu sagen, auch ohne weiteres öffentlich machen. Aber die eine Kontaktstelle, die Ankündigung im Arbeitsplan, die Dozent und Teilnehmer zusammenführt, ist eine offene Stelle, bei der diese Türen geöffnet sind.

die Ankündigungen sind von Anfang an von dem einzelnen Dozenten gezeichnet veröffentlicht. Es ist also möglich, das dort Geschriebene mit Personen in Verbindung zu bringen, die dazu verantwortlich stehen.

3.

Die Volkshochschule arbeitet unter sehr merkwürdigen Bedingungen. Die Mitarbeiter der Volkshochschule, und zwar sowohl die hauptberuflichen, die leitenden, wie die nebenberuflichen, die eigentlich Tätigen, können nicht einfach tun, was sie möchten, was sie für notwendig halten. Das Angebot der Volkshochschule hat eben den Charakter eines Angebotes, eines Warenangebotes vielleicht, das mit der Kaufkraft der Teilnehmer rechnen muß. Kaufkraft besteht teilweise in dem Kredit, den die Teilnehmer den Dozenten einräumen. Je weiter weg das Thema oder das Angekündigte von dem ist, was den Teilnehmern geläufig ist, desto größer ist der Kredit, den die Teilnehmer der Volkshochschule einräumen.

Besonders widerständige und unliebsame Angelegenheiten bedürfen dieses Kredites, den die Teilnehmer oder die Öffentlichkeit den einzelnen Dozenten einräumt.

Bei meiner Untersuchung habe ich nicht bedacht, welche Veranstaltungen durch Mangel an Teilnehmern nicht stattgefunden haben. Es ist meistens so, daß eine solche Veranstaltung höchstens noch einmal wiederangekündigt worden ist und dann aus dem Arbeitsplan verschwand, weil es nicht anging, dafür Mittel voraus zu verplanen.

Die Volkshochschule hat also nur eine kleine geringe Kreditspanne, um über Dinge zu sprechen, die von dem, was man Öffentliche Meinung nennt, weiter abweichen als vielleicht die öffentliche Meinung, die in der Publizistik im übrigen erscheinen kann. Auf der anderen Seite hat der Arbeitsplan den großen Vorzug, daß die Tendenzen der öffentlichen Meinung mit einer gewissen Verspätung, aber dann mit einer größeren Deutlichkeit auftauchen, als in der Tages- und Wochenzeit-Presse. Dasjenige, was in einem Arbeitsplan der Volkshochschule als Thema angeboten wird, bedarf der vorherigen Bearbeitung und des Bekanntwerdens auf diesen kürzeren Zeitspannen.

So ist es nicht ganz überraschend, daß es tatsächlich mit Hilfe des Arbeitsplanes der Volkshochschule leicht möglich ist, gewisse größere Tendenzen der vergangenen dreißig Jahre zu erfassen.

4.

Der besondere Gesichtspunkt, unter dem meine Untersuchung stattgefunden hat, ist die bange Frage, ob nicht bei der enormen quantitativen Vergrößerung des Angebots, dem ja eine entsprechende Wirtschaftskapazität entspricht, sowohl auf Seiten der Kommunen, des Landes wie auch der Teilnehmer, ob nicht bei diesem enormen quantitativen Wachstum etwas zu kurz gekommen ist, was ich das seelische Leben der Öffentlichkeit nennen möchte.

Der Anzeiger für das seelische Leben der Öffentlichkeit sind die Namen, die als Orientierung in der Öffentlichkeit genannt werden und an denen Interesse abzulesen ist. Deshalb habe ich die Arbeitspläne der letzten dreißig Jahre nach den Namen durchgesehen, und zwar sowohl der Lebenden wie der Gestorbenen.

Die Schlußfolgerungen aus dieser Untersuchung werden den größeren Teil meiner Ausführung bilden, eben weil ich von dem Empfinden, von der Erfahrung ausgegangen bin, daß dort der größte Mangel zu verzeichnen ist. Aber ich hoffe dann auch noch zu einigen charakteristischen Wörtern und einigen Dingen zu kommen, die für dieses Wachstum notwendig zu wissen sind, und von denen wir entweder Abschied nehmen können oder die wir in die neue Generation der Volkshochschule mit hinübernehmen müssen.

5.

Es ist bei einer solchen Unternehmung notwendig, sich auf Informationen zu stützen, die umfangreicher sind, als es das Hörgedächtnis zu fassen vermag. Ich muß Sie deshalb zu einer Form der Mitarbeit bitten, die über das Zuhören hinausgeht. Ich riskiere dabei, daß die Intensität des Zuhörens dabei leidet. Das ist fast notwendig so, denn in dem Moment, wo wir ein Stück Schrift vor uns haben, ist die Gefahr der Ablenkung gegeben. Aber da ja auch das Thema spielt mit dem in Schrift Gefaßten und dem, was in Wirklichkeit passiert, ist es auch von daher stimmig, wenn ich Ihnen jetzt einige Seiten gebe, die wie ein Wegweiser durch mein Vorhaben anzusehen und zu benutzen sind.

Erschrecken Sie nicht über den Umfang, manche Sachen werden im mündlichen Vortrag relativ schnell behandelt werden, aber es ist ja auch möglich, daß der eine oder andere es nachher nochmal im ganzen nachdenkt.

B

6.

Damit sie jeweils ungefähr wissen, wo wir uns befinden, habe ich auf der ersten Seite die 24 Schritte, die ich vorhabe, vermerkt. Und dann gibt es auf den folgenden Seiten zu einzelnen Schritten, die ich denn jeweils auch aufrufen werde, Schriftsätze.

7.

Auf dem Plakat ist mit dem Titel eine kleine Veränderung vorgenommen worden, die ich extra bemerken möchte. Auf dem Plakat steht: *Namen, Wörter, Dinge – Öffentlichkeit 1946-1975 im Spiegel der VHS-Arbeitspläne*. Der Titel im Plakat heißt also, daß Öffentlichkeit von 1946-1975 das Thema sei, während ich über Öffentlichkeit auch jetzt sprechen möchte, also nicht nur in dem vergangenen Zeitraum, aber dieses Thema mit den Plänen der Zeitspanne von 1946-1975 beleuchten möchte. Das ist ein kleiner, aber wichtiger Unterschied, weil ich nämlich nicht über etwas Vergangenes spreche, sondern über etwas, was jetzt noch dauert, was jetzt noch gegenwärtig ist, was ich aber aus den zurückliegenden Dokumenten belege.

8.

Der erste Schritt ist getan: ich habe angekündigt, was ich tun möchte.

9.

Der zweite Schritt: Perioden, in die sich diese Jahre gliedern. Da kann man nun sehr willkürlich verfahren, wie es bei der Einteilung von menschlicher Geschichte leicht passiert. Denn jeder hat ja einen anderen Blickpunkt, und jeder kann andere Kriterien beibringen, nach denen die Zeit eingeteilt werden kann. Ich glaube aber, daß es ein kleidsames Kriterium gibt, den Umschlag des Arbeitsplans.

Der hat in den Jahren von 1946 bis 1975 fünfmal gewechselt. Und diese Umschläge sind sprechend.

Der erste Umschlag, der für 9 Arbeitspläne gedient hat, von September 1946 bis Dezember 1949, hatte als markanten Blickpunkt in Holzschnitttechnik die Silhouette von Alt-Köln, mit dem Kölner Dom-Torso darauf, dann den Schriftzug darüber *Volkshochschule Köln*, als Angabe des Arbeitsabschnittes *September/Dezember 1946*. Es ist bedenkenswert, daß 1946, als Köln in Trümmern lag, die Volksbildungsarbeit mit einer Erinnerung an das mittelalterliche Stadtbild warb. Dieses Stadtbild, so klein es an Umfang auch war, das Stadtgebiet innerhalb der Ringe, war ja doch heiler als das ganze große Köln, was in den Kriegsjahren zerstört war.

Gleichzeitig ist aber auch eine Frage anzumelden, ob diese gewisse romantische Tendenz nicht von Anfang an der Arbeit einen Weg gegeben hat, der von den harten, durch den Krieg geschaffenen Tatsachen ablenkt.

Der zweite Arbeitsplan hatte eine andere Gestalt: rot/weiß, senkrecht geteilt und Volkshochschule Köln in die vier Teile Volks/hoch/schule/Köln darunter. Die Daer des Arbeitsabschnittes war mit den genauen Daten angegeben, bei dem ersten Januar 1950: 22.1.1950 bis 31.3.1950.

Bis zum August 1954 war dieser Umschlag in Gebrauch.

Dann kam hinzu, zu diesem Umschlag, er kriegte eine Zutat, nämlich das Dreikronen-Emblem von Köln, stilisiert, vielleicht ein Zeichen dafür, daß Köln zu einer selbstbewußten Heimat wiedererwachte – und dann stand darauf: Beginn 27. September 1954.

Diese merkwürdige Angabe: *Beginn 27. September 1954* für einen Arbeitsabschnitt von drei Monaten ist dann bis zum August 1975 erhalten geblieben. Eine merkwürdige Vorstellung, daß die Volkshochschularbeit mit jedem neuen Plan wieder begann und nie endete.

Die Bezeichnung *Beginn 27. September 1954* ist sicherlich nicht mit diesem Gedanken daraufgekommen, sondern nur aus praktischen Erwägungen: der Arbeitsplan ist ein kurzfristiges Arbeitsmittel, das spätestens nach Ablauf des Trimesters wieder verschwindet, und für die Benutzer dieses Planes, nämlich die Teilnehmer, ist ja nichts weiter interessant als das Datum des Beginns. Aber gleichzeitig haben solche Titelblätter eine andere Wirkung und eine andere Bedeutung.

Dieser Plan, diese Plangestalt, hatte dann eine Dauer von zehn Jahren, bis Dezember 1964.

Dann kam als nächste die Ihnen allen wahrscheinlich noch bekannte rot-weiße Gestaltung: der Plan, und zwar durchgehend, auf der Vorder- und Rückseite weiß/rot/weiß waagrecht geteilt, mit einem großen roten Feld in der Mitte, oben drüber *Volkshochschule Köln* in schwarzer Schrift und unten drunter im roten Feld: *Beginn 18. Januar 1965*.

Dieser Plan strahlte eine gewisse optimistische Haltung aus, daß es nämlich nicht nötig sei mehr zu sagen als nur Volkshochschule Köln und den Beginn 18. Januar usw., der eben wieder für den praktischen Bedarf gedacht war.

Dieser rote Plan, Rotweißplan, ist im Laufe der weiteren zehn Jahre – er hat bis zum August 1975 gedient – insgesamt 29 Ausgaben, wurde am Ende so dick, daß die Schrift Volkshochschule Köln nicht mehr paßte und fast auf den Rücken rutschte. Ich hab das gut beobachten können, weil das Klischee für diesen Umschlag ja immer dasselbe blieb und immer mehr wurde für den Rücken gebraucht.

Der letzte Arbeitsplan, der in meine Untersuchung mit eingeschlossen ist, dervom September 1975, ist sehr zuckerig, blau, grün, orange, VHÄS in _Spritztechnik senkrecht, in Maschinenschrift senkrecht am rechten Rand Volkshochschule Köln, September/Dezember 1975, ein seltsamer anklang an den ersten Arbeitsplan, und diesmal erscheint auf dem Rücken auch Volkshochschule Köln, denn so dick ist der Rücken inzwischen und so wichtig ist das Buch vielleicht, daß man es in einem Bücherschrank unbedingt erkennen muß.

Neun Arbeitspläne, 15, 30 und 29, das sind die übersichtlichen und überschaubaren Perioden der Volkshochschularbeit in Köln nach dem Krieg. Der Wechsel der Arbeitsplangestalt ist ein tiefer Einschnitt in die Arbeit, das kann ich aus dem letzten Wechsel sagen, es hat lange gedauert, eh dieser Wechsel fertig war, eh er zustande gekommen ist.

10.

Ein Licht auf den Anfang werfen die zeilen, die bei dem 3. Schritt auf der 2. Seite notiert sind.

Für einige unter Ihnen ist es nicht schwer sich zu vergegenwärtigen, unter welchen Bedingungen die Volkshochschularbeit im Herbst 1946 stand. Es war notwendig, für diese Arbeit Hörer zu gewinnen. Und der erste Leiter nach dem Krieg, Alfred Nicolai, ein Altphilologe, der aber schon in den 20er Jahren sich in der Arbeiterbildung bemüht hatte, auf Seiten der SPD, und der von daher Vertrauen hatte, diese Arbeit hier beginnen zu können, schrieb in den ersten sechs Arbeitsplänen jeweils einen Sermon, eine Ansprache, oder vielleicht besser eine Anschrift An unsere Hörer. Wobei er voraussetzten konnte, daß es diese Hörer schon gab. hätte es sie nicht gegeben, wäre sicherlich das Werk überhaupt nicht begonnen worden.

Trotzdem ist es merkwürdig, daß die Hörer angesprochen werden, als wären sie schon Hörer der Volkshochschule und als müßten sie nicht erst zu Hörern der Volkshochschule werden.

Das Hauptziel der Arbeit nach dem Kriege: *an dem Neuaufbau unseres Volkes mitzuwirken*. Das setzt voraus, daß das Volk zerstört war, was an sich auch für Herrn Nicolai keine neue Erfahrung war, denn die Erwachsenenbildner nach 1919 sind von demselben Faktum ausgegangen: Daß das Volk als organische Struktur zerstört war. Deswegen war es sicherlich auch nicht so etwas ganz neues, wenn die Dozenten und Teilnehmer beide aufgefordert wurden, an dem Neuaufbau unseres Volkes mitzuwirken.

Wie schwierig das aber war, denn das Volk im Sinne der Erwachsenenbildung entsteht erst dann, wenn Dozenten und Teilnehmer miteinander sich verständigen und wenn diese Verständigung einen Grad von Öffentlichkeit erreicht, der über die Kammern der einzelnen Unterrichtseinheiten hinausreicht.

Im zweiten Arbeitsplan heißt es: *aber die Ungunst der Zeit und der Mangel hat eine Fühlungnahme mit ihnen verhindert*, nämlich den Vertretern der Hörer. Wichtig ist dabei, daß die Mitbestimmung, die Mitwirkung der Teilnehmer von Anfang an intendiert war, und bereits im zweiten Arbeitsplan darüber berichtet werden muß, daß die Ungunst der Zeit und der Mangel an Raum das verhindert haben.

Ungunst der Zeit und Mangel an Raum haben das anscheinend bis heute verhindert.

Im dritten Arbeitsplan heißt es: *wir müssen selbst das Fundament legen und Stein auf Stein fügen, wenn wir nicht in den Trümmern untergehen wollen.* Ich glaube, das ist wahr gesprochen. Das war die Empfindung der Menschen, die 1946/47 in Köln sich um etwas mühten. Der primitive Mangel an Heizstoff z.B. verhinderte ja jegliche Aktivitäten im Winter. Trotzdem ist zu fragen, ob das Fundament für ein Bildungswerk, das doch auf mehr als auf eine Generation angelegt werden muß, wenn es seinem Auftrag gerecht werden soll, so gelegt werden kann, daß die Leute es selbst legen. Oder sie nicht von Anfang an danach suchen müssen, ob es Vorgänger gibt, ob es Anlässe gibt, ob es Ereignisse und, wie ich meine, Namen gibt, die als Fundament eines solchen Werkes genannt werden könnten. Die etwas selbstherrliche, aus der Verzweiflung doch erklärliche Appellation an die selbst-bildende Kraft des Menschen ist vielleicht doch zu kurzatmig.

Im fünften Arbeitsplan – im vierten ist kein solcher Appell erschienen, weil er im wesentlichen eine Wiederholung des dritten Arbeitsplanes war – im fünften Arbeitsplan steht ein Satz, der zu dem Problem der Arbeiterbildung von ferne Stellung nimmt. Damit also zu dem sozialen Auftrag, dem sozialpädagogischen Auftrag, der bereits im ersten Plan genannt ist, und vor dessen Einlösung wir eigentlich heute immer noch genauso stehen wie damals. *Den Geist dieser zahllosen Einzelwesen der kleinen Leute, wie man sie oft nennt, zu erhellen und zum vernünftigen Urteil zu erziehen, ihren Willen aufzurufen, aus dem chaotischen Durch- und Gegeneinander eine echte Gemeinschaft zu schaffen, das ist das Ziel.*

Hier ist also etwas näher erläutert, was es bedeutet, im Sinne von Alfred Nicolai, an dem Neuaufbau unsres Volkes mitzuwirken. Dabei ist auffällig, daß das Konzept einer selbständigen, eigentümlichen Person, wie sie etwa von der Aufklärung und dem Humanismus vertreten wird, nicht fallengelassen ist, und daß diese nur in sich selbst, bei sich selbst kräftig genug sein müssen, um dann eine echte Gemeinschaft zu bilden. Es ist aber zu fragen, ob nicht die Person erst aus einer echten Gemeinschaft heraus geboren werden kann.

11.

Einwurf Herr Schmitz: Darf ich mal ´ne Frage stellen. Wer ist Alfred Nicolai?

Ich hab´s schon gesagt: das ist der erste Leiter der Volkshochschule Köln.

Im sechsten Arbeitsplan ist zum letztenmal diese Ansprache an die Hörer, und dort wird angedeutet, was dann für die weitere Volkshochschularbeit bedeutsam war: die Öffnung zu den benachbarten Nationen. Hier steht, ich hab es nur so kurz notiert, *die Fragen der Weltregierung mit den englischen Studenten gemeinsam durchdacht und besprochen.*

Das Erstaunliche und wichtige Faktum wird hier also mitgeteilt, daß englische Studenten nach Köln zum Besuch gekommen sind, und gleichzeitig wird berichtet, daß über die Fragen der Weltregierung, ein damals vielleicht im Schwange befindliches Thema, gesprochen wurde – die Vorstellung also, daß die ganze Welt durch eine gemeinsame Weltregierung zusammengefaßt und in Frieden gehalten werden könne.

Beides, der Optimismus, daß die Kraft des Menschen zu überleben und zu überstehen, bei einem richtigen Anspruch schon den Wiederaufbau leisten werde, und das Merkwürdige, daß das Ergebnis dieses vorgestellten Vorgangs bereits vorausgenommen wird, als Voraussetzung des Sprechens, sind für den Anfang der Volkshochschule 1946/47 charakteristisch.

12.

In den Arbeitsplänen – ich komme damit zum vierten Schritt „Umwelt“ – in den Arbeitsplänen von 8 bis 54 hat die Volkshochschule Köln Anzeigen veröffentlicht. Z.B. im Mai 1949 Buchhandlungen, Stadtparkasse Köln, Hahnentor-Lichtspiele und die Zeitungen *Die Welt*, *Rheinische Zeitung* und *Kölnische Rundschau*. Es war verständlich, daß Anzeigen gedruckt wurden, um den Druck des Arbeitsplans zu finanzieren, bis 1956. Und es ist sprechend, daß man nicht wahllos den Arbeitsplan dem Anzeigenmarkt öffnete, sondern zunächst Inserate aufnahm, die doch mit der Arbeit selbst etwas zu tun hatten. Oktober 1949 kommt die *Theatergemeinde der Gesellschaft für christliche Kultur* dazu, eine Fotokopier-Anstalt, die Konsumgenossenschaft Köln, *Freie Volksbühne*, das Geschäft Ortloff und auch, lustig, eine Anzeige für *Becker-Bestecke*. Man fing also 1949 wieder an, sich bestecke zu kaufen.

April 1950 Neue Illustrierte, Radio Blaupunkt, es fängt die Epoche an, wo die Haushalte sich Radios wieder kauften, und Reader's Digest.

Im April 1951 – ich hab nur einige auffällige anzeigen notiert – eine anzeige für die Tablette *Hallo-wach!* Im September 1951 sehr eindrucksvolle Anzeigen für *Rheinbrot* und *Kwatta*. Kwatta, eine Schokoladen- und Kakaomark. 1954 war es wieder möglich, anstatt Milch und Magermilch und verdünnter Milch Kakao zu trinken. Diese Anzeige, die in sehr sanften weiblichen Formen gehalten ist, erweckt das Gefühl behaglichen wohlseins, wie es von Kakao nun wirklich ausgehen kann.

Im Januar 1952: *Autogenes Training*. Es melden sich in den Anzeigen bereits die Konfliktpunkte an, mit denen wir heute im großen Maßstab zu tun haben: Hallo-wach, Autogenes Training ...

Im Mai 1952 erscheint die erste Anzeige, die erste Werbung für *Bausteine für ein Klubhaus der VHS*, das waren Bausteine, die zu erwerben waren für eine Mark, die nach und nach zu einem kleinen Kapital führten, mit dem dann tatsächlich der Bau des Studienhauses in Gang gebracht worden ist.

Januar 1953 – eine riesige Anzeige für *Fleischhauer, VW Köln, Bonn, Aachen*, Januar 54 fährt *Shell* – können Sie sich vielleicht vorstellen, daß der Autobetrieb wieder in Gang kommt. Und September 1954 weiß die Sparkasse der Stadt Köln, seit 1826, zu melden, daß sie inzwischen 40 Zweitzellen im Stadtgebiet errichtet hat.

Etwas ähnliches war von der Volkshochschule nicht zu berichten.

Und der *City-Treff* von der Stadtparkasse Köln ließ auch noch lange auf sich warten. Vielleicht wäre es damals fruchtbarer gewesen, das einzurichten – als jetzt.

Mai 1955 ist eine geradezu atemberaubende Anzeige in dem Plan von der Firma *Ford*. Es wird in einem riesigen Raum der Planet gezeigt, die Erde, und zwar so, daß Europa, Afrika und ein Teil von Asien sichtbar sind und groß über den Atlantik stehend die Buchstaben FORD, die ihren riesigen Schatten auf Afrika, Europa, Asien werfen. Darunter: Fordwerke Aktiengesellschaft Köln.

Januar 1956 *Prämiensparen* und, um nur auch den Anlaß zu zeigen, warum dann die Anzeigen verschwanden, zusammen mit dem dann gewechselten rotweißen Kleid des Arbeitsplans im Mai 1956, noch eine Anzeige für

Barakuda-Tauchsport in der Lübecker Bucht.

Das war wohl etwas abwegig.

13.

Der fünfte Schritt Wo gespart wurde? – eine kleine Bemerkung, daß vom April 1948 bis zum September 1950 die Dozentenverzeichnisse fehlten. Da wurde also gespart.

14.

Der sechste Schritt: Organisation, nur ein kleines Schlaglicht: daß ab 17. Arbeitsplan Januar 1952 die Volkshochschule Köln Mitglied des *Landesverbandes der Volkshochschulen von Nordrhein-Westfalen* eingetragener Verein ist, eine Folge des Finanzierungsgesetzes, das den Volkshochschulen überhaupt eine weitergehende Existenz ermöglichte.

Dieses Finanzierungsgesetz, das erst am 1. Januar 1975 durch ein anderes abgelöst wurde, sicherte den Volkshochschulen, die als Mitglied des Landesverbandes anerkannt waren, 25% des rechnermäßigen Fehlbedarfs. Eine für die Stadt Köln außerordentlich günstige Regelung.

Es ist merkwürdig, daß über weite Strecken des Arbeitsplanes verschwiegen wurde, daß der Landesverband der Volkshochschulen von Nordrhein-Westfalen ein eingetragener Verein war, so als ob sich die kommunale Volkshochschule dessen schämte, daß sie Mitglied eines Vereines war. Später ist es dann wieder dazugekommen.

Über die Mitarbeiter sagt die Folge der Pläne auch einiges aus: im ersten Plan sind genannt: Alfred Nicolai, Heinz Stragholz, Hans Heukeshoven und Edith Kirschbaum. Das waren 1946 alle Mitarbeiter, die für die Volkshochschule tätig waren. Alfred Nicolai als pädagogischer Leiter, Heinz Stragholz als Geschäftsführer und Hans Heukeshoven und Edith Kirschbaum als Verwaltungsangestellte. Im zweiten Arbeitsplan kam dann Helene Wilm dazu.

Sonst möchte ich nur vermerken, daß am 31.3.1953 Alfred Nicolai in den Ruhestand trat, damit war also die erste Periode von 7 Jahren etwa beendet. An seine Stelle trat Herr Stragholz, der zunächst mit der Leitung kommissarisch beauftragt war, dann im Mai 1954 offiziell Leiter der Volkshochschule wurde.

Weitere Mitarbeiter wurden dann aber auch nicht mehr genannt, es stand lakonisch dort *Leiter der VHS: Heinz Stragholz*, und das änderte sich im April 1961 dahingehend, daß aus dem Leiter – sicher aus irgendwelchen Gründen, die in der Stadtverwaltung zu suchen sind – der Direktor wurde. Auch ein Zeichen für eine gewisse Verfestigung der kommunalen Verwaltung.

Im Januar 1965 erst wurden dann wieder mehrere Mitarbeiter genannt: Heinz Stragholz, stellvertretender Direktor Dr. Paul Röhrig, außerdem kam dort schon 1965 ein hauptberuflicher pädagogischer Mitarbeiter dazu, und dann waren der Geschäftsführer und die Leiterin der Anmeldung genannt.

Erst im Januar 1972 erschienen die Namen der Mitarbeiter, der hauptberuflichen Mitarbeiter bei den einzelnen Sachgebieten innerhalb des Plans.

15.

Den achten Schritt – aus Reverenz habe ich Ihnen aufgeschrieben - es ist üblich gewesen, den Tod von Mitarbeitern im Arbeitsplan anzuzeigen, und ich habe die Namen und die Daten, die dort angegeben sind, in den meisten Fällen die Sterbedaten, hier Ihnen aufgeschrieben. Ohne daß ich auf die einzelnen eingehen möchte. Sie sehen nur z.B., daß der Heukeshoven, der im Beginn dabei war, 1969 gestorben ist, nachdem er aber schon lange nicht mehr bei der Volkshochschule tätig war.

Für unseren weiteren Zusammenhang ist es nur wichtig, daß es immerhin in dem Zeitraum von 1953 bis 1972 42 Menschen sind, deren Tod angezeigt wird. Von da an, von 1972 an wurde die Sitte, Todesanzeigen im Arbeitsplan zu veröffentlichen vernachlässigt, auch wegen des riesigen Wachstums des Planes und der immer schwierigeren Erstellung des Arbeitsplanes aus Zeitdruck. Deswegen fehlen einige Gestorbene danach, die erst in dem jetzigen Plan vom Januar dieses Jahres in einer Kurzfassung zusammen erscheinen.

Wichtig ist aber für den Stil des Arbeitsplanes, daß z.B. Christine Teusch, 11.10.1968 erwähnt wird, die nicht Dozentin der Volkshochschule war, sondern sich eben durch das Finanzierungsgesetz von 1951, damals als Kultusministerin des Landes Nordrhein-Westfalen, Verdienste um die Volkshochschule erworben hat.

17.

Die nächsten Schritte, die ich vorhabe, beziehen sich auf die Namen, die in dem Arbeitsplan genannt sind. Denn sie geben wieder, welche seelischen Orientierungspunkte und Bahnen die Öffentlichkeit sich wählt.

Ich habe deswegen als zehnten Schritt zunächst einmal Sie auf den Anfang zurückverwiesen und die 15 Namen aufgeführt, die im September 1946 in Titel genannt sind.

Es ist seit 1946, mit wenigen Ausnahmen, üblich, daß es zwei Arten der Ankündigung gibt: einmal den Titel und einmal den Erläuterungstext. Der Erläuterungstext wird als zweites gelesen, wenn der Titel das Interesse erweckt hat. Wir können also sagen, daß in Titeln die Namen auftauchen, von denen erwartet wird, daß der Teilnehmer diesen Namen den Kredit des Kommens einräumt. Daß der Name – wie wir sagen – zugkräftig ist, daß der Name auf so ein Interesse stößt, daß die Teilnehmer daraufhin erscheinen.

Ernst Abbe, Albertus Magnus, Ludwig van Beethoven, Johannes Brahms, Fugger, Johann Wolfgang von Goethe, Gerhart Hauptmann, Homer, Lessing, Pestalozzi, Rilke, Röntgen, Schubert, Robert Schumann, Shakespeare.

Die beiden Namen sind unterstrichen, die aus unsrem Jahrhundert sind. Das sind *Gerhart Hauptmann und Rainer Maria Rilke*. Außerdem fällt auf, daß die meisten Namen entweder von Dichtern oder Musikern sind: *Ludwig van Beethoven, Johannes Brahms, Franz Schubert und Robert Schumann*, oder eben: *Johann Wolfgang von Goethe, Gerhart Hauptmann, Homer, Lessing, Rilke und Shakespeare*.

Der Name *Röntgen* – aber man muß genau sein – taucht nicht etwa in einer Ankündigung einer Arbeitsgemeinschaft auf, die sich mit Röntgen nun befassen will, sondern hat dort mit dem Gesundheitswesen zu tun und mit der Aufforderung, sich röntgen zu lassen. Trotzdem ist es ein Signal, in welcher Weise die Naturwissenschaft im Arbeitsplan erscheint, das ist nämlich nicht anders geworden.

Albertus Magnus ist der Schutzpatron der Kölner Universität, der Lehrer z.B. vom Thomas von Aquin, ein Dominikaner, der allerdings für seine Zeit erstaunliche naturwissenschaftliche Kenntnisse aufbrachte.

Nun sind noch die Augsburger Fugger da und Pestalozzi als Pädagoge, der vielleicht als einziger für das pädagogische Unternehmen Volkshochschule/ Erwachsenenbildung in Anspruch genommen wurde.

Nun wachsen, wächst das Namenkontingent im Laufe der 30 Jahre beständig an, und zwar ist es merkwürdig, daß etwa 10 bis 15 neue Namen je Arbeitsabschnitt aufgebracht werden können. Das ist eine wichtige Feststellung. Denn es macht darauf aufmerksam, daß das seelische Wachstum über Namen, also die Kraft, einen Namen neu zu nennen, neu in die Öffentlichkeit zu bringen, nicht parallel geht und nicht willkürlich erweitert werden kann, wie die bloße Quantität des Angebots.

Es scheint mir fast, als ob eine Institution wie die Volkshochschule Köln überhaupt niemals mehr als 20 bis 30 Namen in einem Jahr neu hervorbringen kann. Ob sie nun vorher in anderen öffentlichen Schriften genannt sind oder nicht. Es ist nicht möglich, für mehr Interesse zu wecken.

Das wirft ein Licht darauf, daß das übergroße Wachstum des Angebots, wie es schon in dem Anwachsen des Rückens abzulesen ist, ein Scheinwachstum ist, in dem Moment, wo man nach dem seelischen Wachstum fragt, das sich darin spiegelt.

Offensichtlich kann nicht mehr geleistet werden. Aber auf der anderen Seite ist es in diesem selben Moment viel kritischer, welche Namen denn nun genannt werden; und sehr interessant, welche Namen nicht genannt werden.

18.

Ich habe in dem 11. Schritt für Sie für jeden Arbeitsabschnitt einen der Namen herausgeschrieben, die in diesem Arbeitsabschnitt neu genannt wurden. Es sind also die Namen, die hier stehen, zu dem Zeitpunkt genannt, wo sie zum erstenmal in dem Kölner Arbeitsplan nach 1946 erschienen. Und da ist eben eigentlich, z.B. ist mir aufgefallen, um nur ein abseitiges Beispiel zu nennen, daß die ganze Zeit von 13 bis 24 die Existenzialisten tonangebend sind, und so kann eigentlich an der ganzen Tabelle abgelesen werden, welche Namen, welche Tendenzen wichtig sind. Aber eigentlich ist diese Liste für Sie, als Erinnerung oder als Möglichkeit, sich einen Leidfaden zu machen, von mir ausgewählt, denn es gab jedesmal etwa 10 bis 20 Namen zur Auswahl, aus denen diese, nach meinem Erleben z.T. etwa von 1955 an, herausgesucht sind.

19.

Aber besonders hinweisen – weil ich mit meinem Vortrag darauf aus will, daß bestimmte Namen zu wenig genannt oder überhaupt verschwiegen wurden, der 12. Schritt bringt die Namen von Personen, die zwischen 1933 und 1945 gestorben sind.

Das ist: *Romain Rolland, Stefan George, Franz Werfel, Stefan Zweig, Edvard Munch, Edmund Husserl, Antoine de Saint Exupéry, Sigmund Freud, Maurice Ravel, Maxim Gorkij, Joseph Weinheber, Theodor Haecker, Karl Kraus, M. Pahlenberg, Rudolf Borchardt, Oswald Spengler, Jochen Klepper, Käthe Kollwitz, Adolf Hitler, Selma Lagerlöf, Georg Kaiser, Hans Driesch, Giraudoux, Wassilij Kandinsky, Paul Klee, Anton Webern, Robert Musil, Carl von Ossietzky, Gertrud Kolmar, Kurt Tucholsky, Piet Mondrian, L. Pirandello, Otto Schott, Ernst Ludwig Kirchner, Garcia Lorca, Carl Sternheim, Dietrich Bonhoeffer, Ernst Toller, Ringelnatz, Renault (der Gründer der Renault-Werke), Andrea-Salome, Delaunay, Alfred Mombert, Walter Benjamin, Otto Respighi und Heinrich Steer.*

20.

Von diesen genannten Namen sind wiederum – es sind etwa so viele, ziemlich genau so viele, wie Todesanzeigen von 1947 bis 1972 – von diesen Personen starben unter fünfzig Jahren, in dieser Spanne von 1933 bis 1945:

1935 Kurt Tucholsky
 1936 Federico Garcia Lorca
 1938 Carl von Ossietzky
 1939 Ernst Toller
 1940 Walter Benjamin
 1942 Jochen Klepper
 1943 vermutlich Gertrud Kolmar
 1944 Antoine de Saint-Exupéry und
 1945 Dietrich Bonhoeffer.

21.

Die beiden Männer, die von diesen nicht Künstler waren, von diesen genannten, sind

CARL VON OSSIETZKY
 und DIETRICH BONHOEFFER.

Das sind also die einzigen, von denen zu berichten ist, daß sie gegen die herrschaft des Nationalsozialismus unter Adolf Hitler Widerstand geleistet haben und in dem Arbeitsplan der Volkshochschule Köln von 1946 bis 1975 in Titeln genannt sind.

So wenig das sind, so beeindruckend ist auch die Frist, die verstreichen mußte, ehe diese Namen genannt wurden.

Carl von Ossietzky ist nach 27 Jahren am 10.5.1965 erwähnt, und Dietrich Bonhoeffer nach 25 Jahren am 21.9.1970.

Es ist vielleicht deutlich, daß in der Arbeit der Volkshochschule die bedrückende Zeit von 1933 bis 1945 nicht, oder nicht genügend erwähnt wurde.

Das sage ich nicht, indem ich die, die es nicht genannt haben oder die es nicht gehört haben, anklagen will, ich stelle es zunächst nur einmal fest. Und sage auch, daß die Bedingungen, unter denen ein Name, der nicht gern gehört werden wird, in der Volkshochschule erscheinen kann, sehr schlecht sind. Dietrich Bonhoeffer ist zum Beispiel nicht in dieser seiner Eigenschaft im Arbeitsplan genannt, sondern als Theologe.

22.

Das hat aber noch mit einem anderen zu tun, ich hab hier den nächsten Schritt: *das All der Namen in der Optik der Öffentlichkeit* – dazu haben Sie keine Aufzeichnungen.

Von den, es klingt jetzt etwas statistisch, ist aber sehr eindrucksvoll, wie das Geschichtsbild, das in der Öffentlichkeit sozusagen verfügbar ist: von den 974 genannten Namen - wenn man's so nennt, ist es gar nicht so viel - in dreißig Jahren werden 974 Personen genannt, dabei sind nicht gerechnet die vielen Wiederholungen, mit denen verschiedene Namen mit übergroßer Häufigkeit genannt sind, sondern jeder Name ist nur einmal hier aufgeführt in meiner Rechnung.

Von diesen 974 genannten Personen lebten 1969 476. Das bedeutet, daß etwa die Hälfte der Genannten zu dem Zeitpunkt der Nennung lebten.

Und dahinter könnte eine Art von Gesetzmäßigkeit verborgen sein, daß wir, um Tote nennen zu können und damit Vergangenheit seelisch ansprechen zu können, wir vielleicht ebenso viele Lebendige auch bei Namen nennen müssen. Wir können nicht mehr Gestorbene bei Namen nennen, als Lebende um uns sind.

Ich halte es für möglich, daß das eine Gesetzmäßigkeit ist, die selbst im persönlichen Leben eine wichtige Rolle spielt: wir brauchen so viele Lebende um uns, wie uns Tote gegenwärtig sind.

Eine der Schwierigkeiten beim Altwerden, daß wir immer noch wieder neue Namen brauchen von Lebenden.

Aber dann von 1969 an – ich habe dieses Jahr genommen, weil ich von da an die Daten sicher kriegen kann, weil die Sterbedaten danach in einigen Lexika noch nicht aufgetaucht sind – von da an sieht die Optik so aus:

Vor Christi Geburt sind 32 Namen genannt, vor allen Dingen aus Griechenland, einige aus dem Alten Testament, 2 oder 3 Namen aus Ägypten.

In der Spanne von 0 bis 1500, also eintausendfünfhundert Jahre, werden 79 Namen genannt, also etwa die doppelte Anzahl wie für die ganze vorchristliche Zeit.

Von 1500 bis 1800 ebenso viele, also in dreihundert Jahren so viele Namen wie vorher in 1500.

Dann von 1800 bis 1914 116, also jetzt wiederum in 115 Jahren mehr noch als vorher in 300 Jahren.

von 1914 bis 1946 95,

und von 1946 bis 1969 92.

Unsre Geschichtsperspektive sieht also so aus, daß die Zeiten in ihrer Dichte dauernd länger werden und zwar in einer gewissen Proportion: 13 Jahre zunächst, dann 30 Jahre, etwa das Doppelte, dann 115 Jahre, 300, 1500 und die Jahrtausende davor. Obwohl für unser Leben jetzt in den Jahrhunderten vor Christi Geburt und nach Christi Geburt ebenso viele wichtige Namen zu nennen sind, deren Wirkung noch nicht nachgelassen hat, von deren Existenz wir noch dauernd zehren.

Aber das Geschichtsbild, auch der Schule, ich glaube, daß das Geschichtsbild der Schule ebenso aussieht, sieht eben so aus, daß von 1500 ab erst eigentlich die helle Geschichte beginnt und davor das finstere Mittelalter ist, wenn nicht die heidnische Vorzeit.

vielleicht ist auch für das Klima unsere Öffentlichkeit charakteristisch, daß von den 974 Namen 571 Musiker, Maler, dichter und Philosophen sind.

Als markante Daten, also als Daten, die auch im Arbeitsplan genannt werden, werden folgende Jahreszahlen genannt:

1789, 1848, 1859, 1880, 1890, 1917, 1918, 1919, 1921, 1933, 1945 und 1949.

Das sind die Jahreszahlen, die als Eckpunkte geschichtlicher Epochen genannt werden.

Auch hier ist es auffällig, daß unter den häufiger Genannten kein Papst ist. Und ebenso auffällig istes, wie wenig Naturwissenschaftler genannt werden.

23.

Ich glaube nun, daß dieser Mangel - denn ich betrachte es als Mangel, was ich hier vielleicht etwas dürr hingestellt habe - ist nun nicht von ungefähr. Er hat zu tun damit, daß das humanistische Gymnasium, die Akademiker sich selbst von 1500 an datierten, mit einigen griechischen Vorläufern, die eben auch im Arbeitsplan genannt sind, und daß der letzte verarbeitete, wirkliche Eingriff in das Rechtsleben unseres Volkes mit dem Namen Napoleon zu nennen ist.

Und daß alle späteren Ereignisse: Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg, Ludendorff und Hitler, nicht als Rechtsbrüche und als Eingriffe in das Rechtsleben unsres Volkes verarbeitet worden sind.

Die Thematik des Arbeitsplans weist darauf hin, daß auf die Bildungsgüter rekurriert wird, die im Grund vor 1914 das Interesse einer bestimmten, von der Akademikerschaft geformten Bildungsschicht haben.

Und die Versuche, diese Rechtsbrüche riesiger Art zu verarbeiten, zu benennen, so umzuarbeiten, daß daraus wirklich das Bedrückende des Schweigens verschwinden kann, sind sehr klein.

24.

Als gigantisches Beispiel hierfür habe ich Ihnen das Hitler-Lexikon zusammengestellt, unter dem 17. Schritt.

Dieses Lexikon enthält sämtliche Stellen aus den Arbeitsplänen dieser dreißig Jahre, die mit diesem Namen verbunden sind. Es ist also ein getreues Register für diesen einen Namen.

Dabei ist beklagenswert, daß es dieser eine Name ist aus den Jahren 1933 bis 1945, der mit dieser Häufigkeit erscheint. Alle die übrigen Schurken, die da mitbeteiligt waren, sind bis auf zwei oder drei überhaupt nicht genannt.

Vergessen Sie nicht, daß meine Untersuchung unter der Bedingung stattfindet, daß ich über das Geschriebene rede. Ich sage nicht, daß in den Kursen, in denen diese Thematik besprochen und behandelt wurde, nicht andre Namen genannt und vielleicht auch ehrenwert genannt worden sind, das sage ich nicht. Aber trotzdem ist es bezeichnend, ob ein Dozent diesen oder jenen Namen in die Öffentlichkeit bringen konnte. Ob er es wagte oder nicht, ob er es konnte oder nicht.

Denn die Namen aus diesen Jahren zu nennen, ist nicht nur einfach eine Frage des Wagnisses oder Nicht-Wagnisses, des Könnens oder Nicht-Könnens, sondern auch eine Frage des Vermögens - es ist nicht leicht, darüber zu sprechen.

Es steht da also drüber: Hitler-Lexikon 1946, Komma, 1956 bis 1974.

Ich fordere Sie auf, über die Bedeutung dieses Kommas nachzudenken.

In dem ersten Arbeitsplan von September 1946 erscheint unter der Überschrift: *Die deutsche Geschichte seit dem dreißigjährigen Krieg* als Untertitel *Hitlerregiment*. Von zehn Stunden, denke ich, die für dieses Thema von 1650 an verwendet wurden, ein Untertitel.

Und dann – zehn Jahre Schweigen.

1956 Hitler-Diktatur, 1957 Hitlers Beseitigung, - und hier möchte ich auf eine Eigentümlichkeit der Sprache aufmerksam machen: wenn sie nicht nur verstanden wird als Dingfestmachen von Fakten und Tatsachen, sondern wenn wir darin hören, was als Wunsch und vielleicht nur anklingendes Anliegen darin anklingt, wenn 1957 von *Hitlers Beseitigung* gesprochen wird, dann ist darin auch der Wunsch enthalten, daß dieser Klotz nun doch vielleicht mal zur Seite geschafft werden sollte.

Erst von 1960 an erscheint der Name regelmäßig in den Arbeitsplänen. Ich hab sie Ihnen alle aufgeschrieben, es sind da einige Wiederholungen bei: *ein Hitler, gegen Hitler, Machtergreifung Hitlers, Hitler und wir, in Hitlers totalitärem System, Stalin-Hitler-Pakt*.

1962 erscheint zum erstenmal der Vorname; das ist auch kein unwichtiges Datum, meine Damen und Herren, denn erst der Name Hitler mit dem Vornamen macht dieses Wesen zu einem Menschen, das in seine Lebenszeit zurückdatiert werden kann. Erst Adolf Hitler ist in die Zeitspanne 1880-1945 einzufangen, während Hitler zu leicht zum Namen eines Phänomens wird, das überhaupt keine menschliche Gestalt hat.

Hitler ist die zentrale Figur, Hitlerismus – hier wird es als Erscheinung genannt – *Laufbahn Adolf Hitlers, Hitlers Regierungsübernahme, Jugend Hitlers und sein Weg zur Politik, Hitlers Machtübernahme, Widerstand gegen Hitler,*

- WIDERSTAND GEGEN HITLER? -

Anteil Hitlers, Hitlers Kriegsziele, Hitlers Verantwortung für die Judenvernichtung – zum erstenmal, meine Damen und Herren, daß über diesen großen – ich weiß gar nicht, wie ichs nennen soll: über dieses katastrophale Kapitel etwas gesagt wird, 1963 –

Hitler als größter Feldherr aller Zeiten, Hitlers Machtergreifung, Hitlers Drittes Reich, die toatlitäre Herrschaft Hitlers, die Persönlichkeit Hitlers, Hitlerdiktatur, Adolf Hitler und seine Ideologie, Hitlers Machtergreifung, die Hitlerzeit, kurz –

der Name erscheint mit den Benennungen, mit den Themen zusammen, die auch in derZeit, wo Hitler am Leben war und regierte oder etwas andres tat, mit ihm verbunden wurden!

Es ist von einer märchenhaften Langweiligkeit, wie diese Vokabel umspielt wird, ohne daß man direkt zu einer Benennung käme, was dieses Phänomen, was dieser Mensch denn eigentlich ist.

Hitlers Weg von Wien nach Auschwitz – ich fürchte, daß er nicht nach Auschwitz gegangen ist, *Hitler in Wien*, *Hitler und viele Halbgebildete* – vielleicht ein sehr empfindliches Kapitel -, *von Hitler mundtot gemacht*, das wird von Carl von Ossietzky gesagt, *als stärkster geistiger Gegner* wird von Herrn Gerhard Nebel Ernst Jünger genannt, worüber ich auch nur etwas lachen kann, *Hitlerzeit usw., die Judenkatastrophe und Hitler*, ich überschlage einiges, 1969 erscheint Hindenburg als weitere Person, Hindenburg für Hitler,

und 1972 endet die regelmäßige Beschäftigung mit diesem Phänomen, was sicher damit zu tun hat, daß mein Kollege Gerd Brosch die Volkshochschule Köln verließ.

1974 erscheint dann noch einmal die nostalgische *Hitler-Welle*, und es hat den Anschein, als ob die Öffentlichkeit jetzt der Meinung ist, daß genug über dieses Thema gesagt worden ist.

25.

Einwurf Herr Schmitz: Von wem stammt das dann, diese Bezeichnung, ist Ihnen das bekannt, es würde mich mal interessieren.

Der Betriebsunfall.

Herr Schmitz: Die Benennung Betriebsunfall.

Ich guck mal nach, vielleicht hab ichs hier notiert. -

Ich habs leider hier nicht notiert, aber ich bin gern bereit, Ihnen das mitzuteilen, es war jedenfalls ...

Herr Schmitz: So wesentlich ist das nicht.

in dem Arbeitsplan, Montag 10. April 1972.

Herr Schmitz: Ich will Sie mit der Frage nicht überlasten. Wenn Sie's zufällig dagehabt hätten, wärs etwas anders.

26.

Obwohl die einzelnen Benennungen selbstverständlich in die Verantwortung der Dozenten fallen, ist es trotzdem, glaub ich, ein kleiner Spiegel davon, wie man in der Öffentlichkeit versucht hat, mit diesem Phänomen fertig zu werden.

Der große Bericht im *Spiegel* 1973, der also zwischen dieser Pause 1972 und 74 zu liegen kommt, leidet darunter, daß er sich ausschließlich mit Hitler befaßt und damit die Isolierung dieses Phänomens sogar in eine durch Tatsachen unterstützte Legende ermöglicht. Dabei ist das Phänomen erst zu erfassen, wenn alle andren Namen mitgenannt werden, die mitgewirkt haben und die vielleicht in Konkurrenz sich befunden haben.

Ich glaube also, daß die Benennungen, die in dem Arbeitsplan der Volkshochschule Köln gewagt worden sind, sehr blaß, sehr wenig packend sind, so daß der Namenszauber, der von diesem Namen zweifellos ausgegangen ist, er wurde ja auch als Zauber eingesetzt in den Gruß *Heil Hitler* – das ist eine alte Zauberformel –, daß dieser Namenszauber nicht gebrochen ist.

27.

Das Hitler-Lexikon notiert alle Stellen, die in Titeln sowohl wie in Ankündigungen vorkamen, in Titeln wurde dieser Name zwölfmal genannt und zwar avon 1960 bis 1968. 1960, 62, 63, 67 je zweimal.

28.

Das Nicht-mehr-nennen-können, der Verlust der Nennkraft, der Verlust der Kraft, einen Namenszauber zu brechen, das Element der Psalmen – der Verlust dieser Kraft ist, möchte ich sagen, das Gebrechen, das eigentliche, im Herzen sitzende Gebrechen, das diese Jahre zurückgelassen haben. Denn die Fähigkeit des Menschen, einen Namen zu geben und mit einem Namen gültig etwas zu benennen, ist das, was ihn ausmacht. Und wenn diese Kraft gebrochen ist, liegt vieles im Argen.

Ich denke mir, daß die Unfähigkeit, mehr Namen zu nennen für die Zeit des Zweiten Weltkrieges und der Vernichtungen von 1933 bis 45, als Dozenten in der Zeit von 1846 und 1972 in der Volkshochschule Köln gestorben sind, den Anschein erweckt, als ob das Deutschland dieser Jahre so groß war wie die Volkshochschule. Und als ob auf dem normalen natürlichen Wege so viele Menschen da gestorben sind.

Nun können Sie sagen, ich sage hier etwas, was doch in jedem, der es erlebt hat, auf schreienden Widerspruch stößt. Weil es ja in jedem drinsteckt, es gibt keine Familie, bei der nicht zwei oder drei Menschen im Krieg gefallen sind. Ich sehe mal ganz davon ab, daß die Gefallenen nicht als von Hitler Gemordete angesprochen werden, was vielleicht auch notwendig wäre. Aber es ist versäumt worden, und zwar von Anfang an, von 1946 an, der Toten zu gedenken! Und zwar der Toten so zu gedenken, daß aus deren Leben noch etwas zu machen wär.

29.

Und diese Kraft, über den Tod hinaus zu sprechen, über eine Generation hinaus zu sprechen, den ndas ist im Sinne schon das Über-den-Tod-hinaus-sprechen – wie ich es anfangs sagte – diese Kraft ist gebrochen und gelähmt heute. Und das ist nich von ungefähr, das ist planmäßig geschehen, und um das zu demonstrieren haben ich Ihnen eine Seite aus der Urkunde dieser Art, die Sprachkraft zu brechen, mitgeteilt.

Die Seite 94 aus dem ersten Band von Hitlers *Mein Kampf*, im dritten Kapitel. Und zwar hab ich die Seite Ihnen so mitgeteilt, wie sie im Buch erscheint, ohne daß ich einen bestimmten Absatz herausgesucht hätte, damit Sie mal in Augenschein nehmen, wie diese Seite aussah.

Das Eigentümliche ist, daß für viele Leser, vor allen Dingen für geübte Leser, eine sehr schnelle Lektüre sich empfiehlt, weil es sehr langweilig ist – weil es sehr viele Wiederholungen gibt, weil mit vielen Worten anscheinend wenig gesagt wird; unter der Hand aber passiert etwas.

Ich hab diese Seite ausgesucht, weil dort die öffentliche Meinung angeprangert wird, *die öffentliche Meinung* in Anführungsstrichen, weil Adolf Hitler von der öffentlichen Meinung nichts hilet.

Es gibt dann nichts, das solch einem geistigen Raubritter nicht passend wäre, um zu seinen sauberen Zielen zu kommen.

Das ist ein Wort, das er zu den Journalisten der 20er Jahre sagt. Aber es findet etwas merkwürdiges statt: die überheftige Benennung und Beschimpfung eines Berufsstandes setzt diese Kraft, etwas zu benennen, etwas einen Namen zu geben, so frei, daß diese Sprache zu sich selbst zurückkehrt, daß nämlich plötzlich der Inhalt dieser Zeilen so kippt, daß plötzlich Adolf Hitler über sich selbst spricht. Und hier als Geißelung eines gegenwärtigen oder eben vergangenen Zustandes etwas gesprochen wird, was in Wirklichkeit die Verheißung dessen ist, was der Herr selbst zu tun vorhat.

In diesem Kapitel wird raffiniert, von Schritt zu Schritt der Grad der Beschimpfung gesteigert, und damit wird es natürlich immer unwahrscheinlicher, daß der Sprecher sich selbst meinen könnte – daran hat er sicher auch nicht gedacht –, aber es gibt die merkwürdige vorauswerfende Nennkraft der Sprache, daß wir dem, was wir gesprochen haben, einmal folgen müssen.

Und diese Kraft, daß wir den Worten, die wir gesprochen haben, folgen müssen, die hat Adolf Hitler dadurch gelähmt, daß er es gelebt hat – aber in der umgekehrten Richtung.

Hören Sie nur einmal daraufhin diesen Bericht als Beschreibung dessen, was er getan hat.

Er wird dann bis in die geheimsten Familienangelegenheiten hineinschnüffeln und nicht eher ruhen, als bis sein Trüffelsuchinstinkt irgendeinen armseligen Vorfall aufstöbert, der dann bestimmt ist, dem unglücklichen Opfer den Garaus zu machen. Findet sich aber weder im öffentlichen noch im privaten Leben selbst bei gründlichstem Abriecken rein gar nichts, dann greift so ein Bursche einfach zur Verleumdung in der festen Überzeugung, daß nicht nur an und für sich auch bei tausendfältigem Widerruf doch immer etwas hängen bleibt, sondern daß infolge der hundertfachen Wiederholungen, die die Ehrabschneidung durch alle seine sonstigen Spießgesellen sofort findet, ein Kampf des Opfers dagegen in den meisten Fällen gar nicht möglich ist; wobei aber dieses Lumpenpack niemals etwa aus Motiven, wie sie vielleicht bei der anderen Menschheit glaubhaft oder wenigstens verständlich wären, etwas unternimmt. Gott bewahre!

Hier spätestens befindet sich Adolf Hitler auf dem Gebiete der Blasphemie.

Indem so ein Strolch die liebe Mitwelt in der schurkenhaftesten Weise angreift, hüllt sich dieser Tintenfisch in eine wahre Wolke von Biederkeit und salbungsvollen Phrasen, schwatzt von „journalistischer Pflicht“ und ähnlichem verlogenen Zeug, ja versteigt sich sogar noch dazu, bei Tagungen und Kongressen, also Anlässen, die diese Plage in größerer Zahl beisammen sehen, von einer ganz besonderen, nämlich der journalistischen „Ehre“ zu salbadern, die sich das versammelte Gesindel dann gravitatisch gegenseitig bestätigt.

Dieses Pack aber fabriziert zu mehr als zwei Dritteln die sogenannte „Öffentliche Meinung“, deren Schaum dann die parlamentarische Aphrodite entsteigt.

Um dieses Verfahren richtig zu schildern und in seiner ganzen verlogenen Unwahrhaftigkeit darzustellen, müßte man Bände schreiben.

Jeder, der öffentlich auftreten würde und sich selbst so beschimpfen, würde keinen Glauben finden. Legt er es so an, daß der Beschimpfte obendrein noch jemand anders ist, aber nur als Figur, nicht genannt, dann ist es noch unwahrscheinlicher, daß jemand annimmt, daß der Sprecher sich selbst meint.

Aber er hat wirklich in die geheimsten Familienangelegenheiten hineingeschnüffelt und seinem unglücklichen Opfer den Garaus gemacht.

Diese Art zu sprechen ist in den zwölf Jahren planmäßig überall, wo deutsch gesprochen wurde im deutschen Reich, verbreitet worden: über die Presse und von den Helfershelfern der Partei. Es ist nicht genug gesagt, wenn wir dieses Übel, das die eigentlichmenschliche Kraft, das Leben mit dem Sprechen zu packen, an der Wurzel lähmt, zu beschränken auf dieses Buch, das zwar in jedes Haus gelangte, aber nicht gelesen wurde.

30.

Ich erinnere Sie noch einmal daran, daß ich hier nicht stehe, um anzuklagen, sondern um zu trauern und, wenn es geht, vielleicht leise eine Tür zu öffnen. Denn dieses Gift hat sich mit einer solch großen Schnelligkeit, mit einer so großen Sicherheit ausgebreitet, daß vielleicht wirklich so leicht dem nichts entgegensetzen war.

31.

Von daher komm ich aber zurück auf die Erwachsenenbildung nach dieser Zeit.

32. *Herr Schmitz:* „Darf ich mal ´ne Zwischenfrage stellen, Herr Doktor: Finden Sie eigentlich, daß dieses Thema einen Umfang zu dem Thema gehört, was Sie hierals Thema angegeben hatte des heutigen Abends.“

Ja.

„Ich hatte den Eindruck, daß Sie jetzt mittlerweile referiert haben, aber sich nicht an Ihr Thema gehalten haben, und ich glaube, daß kommt von Ihrer eingangs gemachten Bemerkung, daß Sie feststellten, die Themen, die angegeben sind, müßten auch eingehalten werden, und ich finde es eigentlich bedauerlich, daß Sie in diesem Sinne hier doch sehr stark von Ihrer eigenen Meinung abweichen.“

Und ´ne Frage an Sie: Sind Sie überhaupt in der Lage, von der Generation her, dieses Thema zu bearbeiten. Das wäre ´mal interessant gewesen. Denn Sie gehen derart intensiv auf diese Dinge ein, daß man hier eine Kontra-Einstellung gegen bestimmte Generationen empfinden muß, ich finde das eigentlich sehr bedauerlich.“

Ich habe anscheinend nicht deutlich genug gesagt, was ich als letztes gesagt habe.

Herr Schmitz: „Och Sie haben schon (*undeutlich wegen Doppelsprechens*)... gesprochen haben, der Umfang Ihres Erwähnens der Hitlerzeit und der Intensität, mit der Sie das hierbetreiben, scheint mir fast bei Ihnen ein Bedürfnis zu sein. Und das paßt nicht ganz in den Rahmen des Titels, wenn Sie angeben von vornherein, es geht hier alle, ich erwarte Arbeit, und Namen, Wörter und Dinge -: Pffentlichkeitsarbeit, warum weichen Sie denn so intensiv in die Hitlerzeit ab und in die Details. Ich finde das wirklich nicht gut, daß -“

Herr Schmitz,

„Sie die Dinge hier dozieren.“

Herr Schmitz,

„Ja -“

ich habe den Eindruck, daß Sie diesen Einwand bereits mitbrachten.

„Das mag sein, das kann sein.“

Und meine herzliche Bitte –

„... ich habe den Eindruck, daß es höchste Zeit ist, den Eindruck endlich mal mitzubringen ...“

Meine –

„ ...doch in einigen andren Dingen, ich darf das eben noch sagen, auch erheblich von den Theman abweichen. Ich finde, das ist für ´ne Arbeit eines Dozenten nicht gut, das sollten Sie nicht machen, oder ich müßte mich tatsächlich mal offiziell bei der Direktion über ein solches Verhalten beschweren. Und das würde ich auch sehr bedauern. Das gehört einfach nicht in die Volkshochschule. Halten Sie sich ans Thema und schweifen Sie nicht in die persönlichen Interessen ab.

Bitte, jetzt können Sie dazu was sagen.“

Ich würde es (*kleiner Lärm*) für richtiger halten, wenn Ihre Frau Magda Schmitz das sagen würde.

„Ja, ich sitze ja jetzt heute abend und höre Sie ja auch, deshalb bin ich ja auch hergekommen. Und meine Frau hat Ihnen ja da bereits einiges in Schriftsätzen zu gesagt.

Magda Schmitz: „Sehr deutlich.“

Nicht deutlich.

Herr Schmitz: „Na ja, dann verstehen Sie eben die Sprache, wie sie Behauptet haben, einer anderen Generation nicht. Aber Sie urteilen drüber und erlauben sich auch, dieser Generation noch Vorwürfe zu machen.“

Magda Schmitz: „Aber die Antwort, die kam, ist nicht verständlich.“

Herr Schmitz: „Nein, die ist auch nicht verständlich.“

Magda Schmitz: „In keiner Weise, auch für andre Leute nicht. Halten Sie es für zu dem Thema passend, daß wir jetzt darüber sprechen.“

Herr Schmitz: „Nein, nicht unbedingt, Sie haben es angesprochen.“

(*Magda Schmitz lacht*)

Herr Schmitz: „Sie haben ja grade gesagt, ich soll meine Frau Magda Schmitz fragen, dann müssen sie natürlich damit rechnen, daß ich so reagiere.“

Entschuldigen Sie, das halt ich für suffisant, was Sie da sagen.

Herr Schmitz: „Oh – das brauchen“ (Murmeln)

33.

Der genannte Schaden ist nicht eine Sache der Vergangenheit.

34.

Ich komme zu meinem nächsten Schritt: Tagesfragen 1946.

Es gab also im ersten Arbeitsplan, in den ersten Arbeitsplänen eine Rubrik von Veranstaltungen, Einzelveranstaltungen, die sich zur Aurgabe machten, zu Tagesfragen Stellung zu nehmen. Auf Seite 9 habe ich Ihnen die zusammengestellt.

Die Lage der Jugend – dabei wurde besonders daran gedacht, daß viele Jugendliche auch die simpelsten Schulkenntnisse aufgrund der schwierigen Verhältnisse im Krieg nicht hatten erwerben können, es wurden deshalb damals auch zum Beispiel Deutsch- und Mathematik-Kurse eingerichtet, obwohl das zunächst gegen die Intention der Erwachsenenbildung ging. Die Lage der Jugend ist aber von Anfang an ein inniges Anliegen von Alfred Nicolai gewesen.

Demokratie – eine Tagesfrage?

Der Arbeitsanspruch, *der Arbeitseinsatz*.

Leider: *Die katholische Kirche in der Gegenwart* und *Die evangelische Kirche in der Gegenwart* – obwohl es sicherlich schon bedeutend war, daß beide zusammen hintereinander genannt wurden; aber es hätte ja auch die Frage gestellt werden können: Das Christentum in der Gegenwart, oder: Die christliche Lehre in der Gegenwart, oder: Mündiges Christentum in allen Zeiten.

Sozialismus, der Sport, der Nürnberger Prozeß, die UNO, Fragen der Weltwirtschaft, Frauenfragen, Wesen und sinn der Wissenschaft, die Bedeutung der Kunst in der Gegenwart.

Es ist vor allen Dingen von dem her gesehen, was später in den Arbeitsplänen zu finden war, immerhin überraschend und bemerkenswert, daß der Nürnberger Prozeß so genannt wurde.

35.

Die Ankündigung des nächsten Schrittes und des weiteren Schrittes dann ist etwas seltsam, es steht da: Sokrates in Köln.

Ich bin darauf gekommen, weil Alfred Nicolai nach dem Eintritt in den Ruhestand als erstes eine Veranstaltung über Sokrates machte und damit seine lebenslange Verbundenheit mit der griechischen Geisteswelt dokumentierte. Ich hab selbst das Vergnügen, einige Bücher von Alfred Nicolai geerbt zu haben, die nach seinem Tode einfach in der Volkshochschule stehenblieben und dann vergessen wurden und irgendwann auftauchten und dann an mich geraten sind. So daß aus den vielen Anmerkungen, die in diesen Ausgaben zu finden ist, zu sehen ist, daß er sie wirklich gründlich studiert, kommentiert und überdacht hat, wobei sicher die Ausgaben, die in der volkshochschule standen, nur solche waren, die er hier hatte und zuhause hatte er sicher noch andre.

Alfred Nicolai war aber wiederum befreundet und bekannt mit den beiden anderen Männern, die in die Geschichte der Volkshochschule gehören: mit Dr. Paul Honigsheim, dem ersten Leiter der Volkshochschule nach 1919/1920 und dem Begründer der Volkshochschule 1919, Leopold von Wiese. Es ist denkwürdig, daß Leopold von Wiese in der Volkshochschule Köln noch gesprochen hat im hohen Alter. Er wurde damals, 1965, gebeten, über seine Erfahrungen der Erwachsenenbildung zu sprechen. Als sehr alter Mann hat er das getan, ist er diesem Ruf gefolgt. Die Sätze, die er da als alter Mann gesprochen hat, sind ergreifend und bezeichnend. Auch hier muß ich diese Doppelgleisigkeit von Würdigung und Kritik beibehalten.

Über die Hitler-Zeit sagt er:

Diese furchtbare, alles Echte verkehrende und erstickende Hitler-Zeit, – ich weiß nicht, ob Sie etwas andres dazu sagen können, Herr Schmitz –

Herr Schmitz: Ich hab jetzt nicht zugehört.

in der für eine frei Wahrheitssuche überhaupt kein Raum war.

Herr Schmitz: „Können Sie´s bitte nochmal wiederholen, ich werde vielleicht doch was dazu sagen.“

Diese furchtbare, alles Echte verkehrende und erstickende Hitler-Zeit,

Herr Schmitz: „Ja, ja, aber das kann man beurteilen, wenn man drin gelebt hat, dann weiß man, was das heißt, dann weiß man auch, was es heißt, unter einer Diktatur zu leben, unter der man nicht sagen kann, was man will. Was Ihre Generation und Sie in der Zeit, wo Sie bis jetzt gelebt haben, durchaus tun können. Sie können laut: *Scheiße* schreien, Sie können dieses machen, wenn Sie das unter Hitler gesagt haben, in einem bestimmten Zusammenhang, da waren Sie irgendwoanders, aber nicht mehr da, wo Sie hingehen konnten. Und die Dinge müßten Sie mal bedenken. Sie haben diesen Zwang nicht kennengelernt. Zu ... Zeit Sie keinen Moment.

Ja, das stimmt. Das sollte man mal berücksichtigen, ehe man überhaupt dieses Thema konfrontierend irgendwie anwendet.“

Ruth Brühl: „Aber das stimmt doch, daß es erdrückend und erstickend war.“

Herr Schmitz: „Ja, selbstverständlich stimmt das.“

Ruth Brühl: „Ja also.“

Herr Schmitz: „Aber man sollte so etwas nie zum Vorwurf machen. Das war sogar sehr erdrückend, wo man darunter gelebt hat.“

(Von Wiese:) *in der für eine freie Wahrheitssuche überhaupt kein Raum war, klingt da nicht das Wort geistige Kultur wie ein Hohn? Welch ein Abstieg.*

Und nun der Aufbau in den letzten zwanzig Jahren.

Leopold von Wiese hat Deutschland während der Hitler-Zeit verlassen können. Das Entscheidende für ihn ist die völlige Verengung des Lebens, die eine frei Wahrheitssuche, sein dringendes Bedürfnis, behinderte. Die Möglichkeit der freien Wahrheitssuche ist für Leopold von Wiese die auszeichnung für menschliches Leben.

Dabei würde ich als Kritik sagen, daß nicht die frei Wahrheitssuche das uns Auszeichnende ist, sondern die Kraft, wenn es notwendig ist, den richtigen Namen zu sagen und vielleicht dafür mit dem Leben zu bezahlen.

Sie können nicht wissen, Herr Schmitz, ob nicht das mein Geschick sein kann.

Herr Schmitz: „Was soll Ihr Geschick sein? – Gegenfrage.“

36.

Leopold von Wiese kritisiert den Aufbau nach 1945 –

Herr Schmitz: „Wollen Sie meine Frage nicht beantworten?“

Dr. Dietmar Schubert: „Hören Sie doch richtig hin. Sie müssen doch nur hinhören, was er sagt, dann ist Ihre Frage automatisch mitbeantwortet.“

Herr Schmitz: „Ich habe hingehört. ... Ich will von Dr. Wilkens die Gegenfrage beantwortet haben.“

Dr. Dietmar Schubert: „Ist doch keine Gegenfrage!“

Herr Schmitz: „Na ja selbstverständlich. Ich hab ihn gefragt. Bitte.“

Nein.

Herr Schmitz: „Ja -“

Dr. Dietmar Schubert: „Sie haben vorher nicht hingehört, er hat Ihre Frage schon längst beantwortet gehabt.“

Herr Schmitz: „Ja ist gut.“

Dr. Dietmar Schubert: „Bitte.“

Herr Schmitz: „Das ist wahrscheinlich das übliche Thema von Herrn Dr. Wilkens Generation gegen Generation. In der Vergangenheit bereits vielfach angeklungen. Für einen Dozenten ...“

Dr. Dietmar Schubert: „Wollen Sie hier einen eigenen Vortrag machen, dann können Sie das doch machen, machen Sie's im Anschluß daran.“

Herr Schmitz: „Ich habe nicht vor, einen Vortrag zu machen, ich habe Interessen an der ...“

Dr. Dietmar Schubert: „Gehen Sie doch raus.“ (Stimmen) ... „dann hören Sie gar kein Problem.“

Leopold von Wiese kritisiert an der Entwicklung nach 1965, nach 1945, daß sich die Personen *nicht als selbständige Ich-heiten bilden und fühlen*.

Das ist also auch der Ausgangspunkt, von dem er sich die Erneuerung eines gesunden geistigen Lebens erhofft, daß die Personen die Selbständigkeit und Sicherheit wiedererlangen.

Wörtlich sagt er am Schluß, daß in allen Zeiten der Erwachsenenbildung die als Maxime geltende Grundidee vorgeherrscht habe und vorherrsche: *Das Bemühen, möglichst viele Brüder und Schwestern an den Gütern der geistigen Kultur teilnehmen zu lassen*.

Das ist ein sehr merkwürdiger Satz. Denn er setzt das voraus, was er schaffen möchte: Brüder und Schwestern sind wir nicht durch Natur, sind wir höchstens durch ein gemeinsames geistiges oder geistliches Band. Wenn innerhalb einer solchen Gemeinschaft geistige Güter, die wie Besitze gehandelt werden könnten, auszutauschen wären, dann wäre dieser Satz möglich.

Aber es ist gesprochen aufrichtig und von der Sprachkraft Leopold von Wieses her ehrlich, daß die geistigen Güter an manche Menschen eher geraten als an andre und nun weitergegeben werden können und daß es die Aufgabe der Erwachsenenbildung ist, diesen Vorgang in möglichst großer Zahl und Verzweigung einzuleiten.

Bereits 1919 aber, mit der Neuen Richtung der Erwachsenenbildung, ist genau dieses Verfahren als Unmöglichkeit für das eigentliche Anliegen der Erwachsenenbildung erklärt worden.

Wie merkwürdig, daß Leopold von Wiese, der als einer der ersten Dozenten bei der wiedergegründeten Kölner Universität tätig war und die Kölner Volkshochschule gegründet auch, auch 1965 nur das als Weg, aus der Finsternis herauszukommen anbieten konnte.

37.

Der zweite Schritt, den ich da hingeschrieben hab, der lautet ebenso merkwürdig: *Nikodemus an Margret Boveri*.

Nikodemus ist eine Gestalt des Neuen Testaments, im Johannes-Evangelium erwähnt, ein Ältester unter den Juden, der zu Jesus in der Nacht kam, um ihm zu erkennen zu geben, daß er ihn liebte. Er wird durch das Zuhören umgeschaffen und neugeboren, wie es implicit in dem Text des Neuen Testaments enthalten ist.

Margret Boveri hat ein Buch geschrieben: *Der Verrat im 20. Jahrhundert*.

Auf dieses Buch hin hat Eugen Rosenstock-Huessy eine Antwort geschrieben, einen Antwortbrief, der in dem Sammelband *Das Geheimnis der Universität* veröffentlicht ist. Dort steht:

Der Wilderer aus Braunau hat sie abgeschossen.

Nämlich die emanzipierten Juden. *Der Wilderer aus Braunau* – Sie werden zugeben, daß das ein Zugehen auf dieses Phänomen ist. Das Zugehen, indem es benannt wird.

Und als Tagesfrage *par excellence* nennt Eugen Rosenstock-Huessy nach dem Kriege:

Wie ersetzt ihr die Juden, die Hitler umgebracht hat, ist die Schicksalsfrage an die Deutschen, weil die Gewalt der falschen einseitigen Zeit sie um ihre Gewalt über die Gezeiten zu prellen droht.

Darin ist enthalten, daß nur die Gegenwart der emanzipierten Juden nach 1789 in Deutschland es garantierte, daß niemand in seine eigene Generation eingeschlossen bleiben konnte, sondern fähig wurde, über diese eine Generation gültig miteinander zu sprechen. *Wie ersetzt ihr die Juden, die Hitler umgebracht hat.*

Noch stärker, um den Namenszauber zu brechen, wird Rosenstock-Huessy an einer anderen Stelle:

Aber der fleischgewordene Judas ist doch Hitler.

An einer anderen Stelle heißt es – was für uns wichtig ist, und was vielleicht die Sprachverwüstung schildert:

Während Hitler mit jedem innerpolitischen Sieg eine außenpolitische Menschenordnung mehr abschaffte, Sie können wirklich sagen: jeder innere Erfolg wurde von ihm durch Zerstörung eines weiteren Menschenrechts bezahlt, denn weil Hitlers innerdeutsche Legitimität auf seinem Totalverrat aller außerdeutschen Beziehungen beruhte.

Das ist von einem Mann geschrieben und gesprochen, Herr Schmitz, der 1888 geboren ist und 1873 gestorben.

Herr Schmitz: „Ich frag mich nur, was das mit dem heutigen Thema zu tun hat. Das ist ein ausgesprochenes Referat, Herr Doktor. Das können Sie extra ankündigen und dann bringen, aber nicht in der Dorm hier referieren. Das ist ´ne Verfälschung des Themas.“

.... nicht stimmen, will ich gar nicht sagen.“

Sie werden genug andre Vorträge anhören können, die Ihre Wünsche erfüllen.

Herr Schmitz: „Wenn dich die Zeit dazu habe, ja. Aber Sie werden doch vielleicht zugeben, daß das so ist, was ich sage.“

Nein.

Herr Schmitz: „Na das ist -“

38.

Als 23. Schritt habe ich Ihnen auf der zehnten Seite Wörter genannt, und damit komme ich zu Themen und zu einem Klima, das den Namenszauber nicht bricht, nicht brechen kann und nicht in acht nimmt, die uns aber geläufig sind. Das sind Untertitel oder Titel, die im Lauf der dreißig Jahre mir besonders aufgefallen sind.

Es handelt sich also auch hierwiederum um eine persönliche subjektive Auswahl. Es ist ebenso wie in der Namensliste, wo ich für jeden Arbeitsabschnitt einen Namen ausgesucht haben, so, daß hierin doch eine gewissen Entwicklung, die Entwicklung eben, die auf rein quantitatives Wachstum aus war, abzulesen ist.

Von der Werbung für das Ich, Kündigungsschutzgesetz 14.8.1951, auch hier wird schon deutlich, daß in dem Arbeitsplan aktuelle rechtliche Fragen oder soziale Fragen aufgegriffen werden: Psychologie des beruflichen Aufstiegs, Müssen die Lehrer sich denn nun wirklich ändern?, Dämonie des Wortes– da taucht auf, worüber ich spreche –

Wie komme ich zu einem Eigenheim?, Wie lösen wir das Verkehrsproblem – Sie können geradezu vor sich sehen, wie der Wiederaufbau vor sich ging – Die Eingliederung der Ostdeutsche in Westdeutschland, eine soziale und geistesgeschichtliche Wende, Roboterhirn, Können uns unsere Haustiere gefährden? – man war wieder so wohlhabend und so gemütlich, daß Haustiere möglich waren – Heimat hinter Oder und Neiße, Thüringen, das grüne Herz Deutschlands – diese Themen tauchen erst auf, wo die akute Gefahr besteht, daß sie als solche vergessen werden – Jugendkriminalität, Die Niederlage vom 20. Juli 1944, Eugen Kogon am 7.5.1957;

Was heißt Tradition?, Gruppentherapie – relativ früh, dann die konservative Verfestigung ist immerhin in diesem sehr langweiligen konstanten bis heute erhaltenen Titel In der Bibel steht ..., Training für das Dritte Reich, Vietnam in ähnlicher Lage wie Deutschland nach 1945 – jetzt geht es in den sozialen Konflikt: Müssen Ehen scheitern?, Das Alter – ein neuer Lebensabschnitt, 1961: wenn wir uns vorstellen, daß 1961 die 65 waren, die 1896 geboren waren, da taucht hier das Problem auf! – Berlin, die zweigeteilte Stadt, Ich hasse die moderne Kunst, ein viel diskutiertes und umstrittenes Thema, das immer auch noch nicht gepackt ist, Hallstein-Doktrin, Sind wir Eltern unmodern?, Der Münchener Studentenaufstand 1943 mit 9 Hörern, dabei war Hans Hirzel, einer der Augenzeugen, einer derer, die mitgemacht haben, hier;

Halbstarke, ein Problem, Auschwitz und die Christen, Das Konzil und die Juden – jetzt sieht man, daß die Eheprobleme weiter gediehen sind;

Muß es in jeder Ehe Finanzprobleme geben?, Gastarbeiter aus dem Mittelmeerraum, da tauchen wir auf – Zonengrenze, 20 Jahre deutsches Schicksal, Notstandsgesetze, Psychische und soziale Faktoren des Selbstmords, eine Veranstaltung von Herrn Bönner, die außerordentlich gut besucht war;

Ein Museum aus dem Nichts – das könnte als liebes Wort für die Bundesrepublik angewendet werden, Lazer, Wovon man spricht ist die Bausprafinanzierung, Das Wählerpotential der NPD, Die Oberschicht der bundesrepublik, Ostblock im Wandel, Glauben nach Auschwitz, 2mal Deutschland: BRD und DDR, nicht, wie sich das gewandelt hat;

Rauschgiftgefährdete Jugend, Wie gleichberechtigt sind wir Frauen, Urbanes Wohnen, Gesamtschule, Sprachbarrieren und Spracherziehung 1972, was ich als Vorläufer meines heutigen Anliegens in Anspruch nehme;

Die Dritte Welt, Projekt Gruppenarbeit, Lehrlingsaubildung, Bildungsförderung, Das Betriebsverfassungsgesetz, ein Gesetz, das viel zu wenig diskutiert worden ist;

War es eine Stunde Null?, Köln Millionenstadt.

In diesen Wörtern - denn es handelt sich um Wörter, es tauchen dort keine Namen auf, außer dem *Hallstein* - finden Sie den Wiederaufbau mit den kritischen Punkten, die als Anliegen der Öffentlichkeit oder als gesellschaftliche Anliegen soweit interessant wurden, daß man die Beteiligung der Hörer der Volkshochschule Köln erwarten konnte.

39.

Als letzten Schritt – ichbin da ganz durcheinander – möchte ich doch etwas sagen und zwar, auch nicht undankbar, über die rein quantitative Entwicklung der Volkshochschule seit 1946.

1946 hatte die Volkshochschule 5.215 eingeschriebene Hörer. Auch diese Zahlen, die so immer gemerkt werden, haben ihr Bedenkliches an sich und wie weit sie stimmen und wie weit sie ungefähr sind, das ist mir immer entgangen. Trotzdem sind sie ein Anhaltspunkt. Hörerzahlen 5.215 und 169 Dozenten.

1955, zehn Jahre später, sind es 8.000 Hörer, 8.038, und 188 Dozenten, und nach wie vor ein Pädagogischer Mitarbeiter. Daraus ist abzulesen, daß in diesen Jahren 1946 bis 55 ein quantitatives Wachstum größeren Ausmaßes nicht möglich war.

Von 1955 bis 1965 stieg dann die Hörerzahl etwa um 50 Prozent auf 12.761, ebenso, parallel, die Zahl der Dozenten auf 327, und es gab 1965 bereits 5 Pädagogische Mitarbeiter, den Direktor und stellvertretenden Direktor eingeschlossen.

Nach weiteren 10 Jahren sind es mehr als doppelt so viel, von 12.761 ist die Hörerzahl auf 27.289 gestiegen 1975, wobei hier in dieser Zahl die Hörer aus den eingemeindeten Vororten nicht mitgerechnet sind, so daß also die Zahl wirklich vergleichbar ist; es sind 823 Dozenten und 21 Pädagogische Mitarbeiter.

Besonders auffällig ist also das Wachstum der volkshochschule Köln in den Jahren 1965 bis 1975, nicht zuletzt oder ganz wesentlich auf den Bau des Studienhauses zurückzuführen, der wiederum möglich war durch die Beteiligung der alten Hörer, die diese Bausteine kauften und sich in einem Verein zusammenschlossen, der dieses Interesse laut vortragen konnte.

Trotzdem, seit Ende der 60er Jahre ist das Anliegen da, sich zu fragen, wie das Wachstum der Einrichtung vielleicht eine andere Richtung nehmen müßte, nämlich statt immer weiter zu wachsen in den Zahlen, in der Wirtschaftskapazität - ich benutze diesen Ausdruck, um die Gleichnishaftigkeit anzudeuten -, sondern zu fragen, ob es nicht an der Zeit ist, daß die Öffentlichkeit ihres seelischen Schadesn ansichtig wird und dagegen etwas unternimmt.

Dieses jedenfalls – vielleicht wenig hörbar für einige, weil es nicht oft geschieht: etwas zu tun gegen die seelische Dürre, die verschuldet oder unverschuldet über dies Volk gekommen ist, dagegen etwas zu tun, habe ich heute gesprochen.

Vielen Dank.

40. *Herr Schmitz*: „Herr Doktor, was nennen Sie ´ne seelische Dürre, würden Sie das mal explizieren? Von Ihrer Warte aus.“

Eine seelische Dürre nenne ich die mangelnde Kraft, gegenwärtig zu sein und an den entscheidenden Stellen zuzuhören.

Herr Prasser: „Wen haben Sie mit dem Begriff Öffentlichkeit gemeint?“

Die durch den Arbeitsplan Angesprochenen möglichen Teilnehmer. Also nicht die Teilnehmer, die nur kommen, sondern die angesprochen werden und das sind – die Arbeitspläne werden einerseits hierverkauft, andererseits liegen sie in jeder buchhandlung und den Kiosken auf.

Herr Prasser: „Sie sprachen auch noch mal an – schwer, Anliegen der Öffentlichkeit oder so, in dem Zusammenhang, was ist dann Öffentlichkeit, Öffentlichkeit, die sich repräsentieren kann, na in Form der bürgerlichen Presse oder des institutionellen Informationswesens oder, ich kann´s von ´ner andern Seite fragen: Was ist mit Minderheiten, die nicht ohne weiteres angesprochen werden können, meinerwegen, die entsprechenden Läden aus irgendwelchen Gründen nicht besuchen oder inhaltlich nicht unbedingt ´n Angebot finden dadrin. Ist das auch Öffentlichkeit?“

Es ist richtig, daß diese Öffentlichkeit, daß dieser Teil der Öffentlichkeit eben zu wenig auch erreicht wird. Das steht ganz außer Frage. Aber der andre Punkt ist auch wichtig: Presse, Rundfunk, Fernsehen stellen ja zunächst so etwas wie eine institutionalisierte öffentliche Meinung dar, schwingen sich jedenfalls dazu auf. Die dort diskutierten Themen und Komplexe werden so oder so aufgenommen – sie werden nicht gleichmäßig aufgenommen, es sind bestimmte, für die halt eine größere Sensibilität da ist. Und erst wenn diese Themen etwa aus der Tagespresse verschwunden sind, tauchen sie hier auf.

Sie tauchen aber hier in einer Auswahl auf, die eben bestimmt wird von der Stärke des Echos, die sie bei den Leuten gefunden haben.

Wie das aber im einzelnen dann funktioniert, das ist ja sehr schwer auszumachen.

Herr Prasser: „Frage ist dadrin nicht beantwortet, warum welche Ereignisse wann welchen Widerhall gefunden haben ...“

Ja, es folgt daraus, daß jedenfalls so wie die Volkshochschule bisher gearbeitet hat, die wesentlichen Ereignisse nie direkt auftauchen, sondern immer mit einer gewissen Verspätung und infolgedessen auch mit einer gewissen Auslese. Die Verzerrung, die dadurch entsteht, seh ich auch.

Herr Schmitz: „Kann das politisch tendieren? Einzelne Interessengebiete, die jeweils verschiedenen Richtungen. Haben Sie den Eindruck oder kann das nachzuweisen sein?“

Sie meinen, ob in dem Programm eine gewisse politische Tendenz vorherrsche, die –

Herr Schmitz: „Ich sagte, über die regierende Partei oder die Partei oder den politisch dominierenden politischen ...“

Ja, ich würde sagen, daß von jeder Regierung Tatsachen geschaffen werden, die ein solches Echo notwendig machen.

Herr Schmitz: „Das wäre doch vielleicht ´ne Antwort auf die Frage dieses Herrn vorhin, daß eben zu ´ner bestimmten Zeit auch ganz bestimmte Dinge in die Thematik hineinkommen.“

Trotzdem ist es nicht einfach mechanisch zu sehen. Das ist problematisch. Und es ist zu wenig nachgedacht über diesen Vorgang.

Trotzdem ist es eben nicht so, daß man einer bestimmten Gruppe für eine bestimmte wünschenswerte oder nicht wünschenswerte Tendenz einfach die Schuld zulasten könnte, das ist der Vorteil der Volkshochschule, daß dieses Gegenseitigkeitsverhältnis von Anbietenden und Teilnehmenden doch noch erhalten ist. Das würd ich sagen. Und das ist der Unterschied etwa zum Rundfunk und zu der Presse, wo dieses Verhältnis sich viel mehr der Wahrnehmung entzieht als bei uns. Weil hier ja die Leute kommen oder nicht kommen.

Herr Prasser: „Ja aber den Rundfunk kann ich aber einschalten und nicht einschalten, die Zeitung kann ich lesen oder nicht lesen oder teilweise lesen.“

Deswegen ist der Rundfunk viel stärker gefährdet, etwas zu machen, was aber gar nicht gehört wird.

Herr Schmitz: „Darf ich dazu mal was sagen, Sie sagen, den Rundfunk kann man ein- oder abschalten, ich würde also da doch empfehlen, daß man das eigentlich nicht tun sollte, wenn einem etwas nicht gefällt, sollte man sich ´ne Postkarte beschaffen und die dort hinschicken, informieren heißt da durchaus, das wird nicht mehr gespielt.“

Herr ...: „... wir uns einig sind, daß die, andersrum die Volkshochschule den Vorteil hat gegenüber Rundfunk und Fernsehen, daß sie eben das Feedback hat, sie kann einen Zuschauer ... wie kommts anders, kann der Rundfunk fast gar nicht, die Zeitung ein bißchen am Mehrverdienen.“

Der Vorteil ist dieser, den Sie nennen; der Nachteil ist natürlich auch so: der Rundfunk hat viel mehr Spielraum, auch finanzieller Art, etwas zu tun, was eben ausgesprochen auf geringen Widerhall stößt. Das kann ja auch notwendig sein.

Herr ...: Was auch ´ne Chance ist.

Ja.

Herr Schmitz: Sie stützen sich bei Ihrer Arbeit hier in der Volkshochschule, ich sage das jetztmal generell, auf Ihren jeweiligen Erfolg, der sichtbar wird, wenn Sie ein Thema hier zu Diskussion vorgestellt haben. Dann können Sie praktisch erst erkennen, ob das gefragt ist, ob das interessant ist oder nicht, oder befragen Sie ´ne Umfrage vorher, um gewisse Interessen einmal erkennen zu können, ob gewisse Themen es sich lohnt, hier anzubieten.“

Es wird immer wieder der Versuch unternommen, bei den Hörern in Erfahrung zu bringen, was sie als Thema wünschen.

Frau ...: „Ich mein jetzt grad zu der Öffentlichkeitsarbeit, das zum Teil nicht sehr Leute hierherkommen, liegt doch zum Teil an der Organisation, sind Kurse im fünften Jahr und jeder, der nur normal arbeiten kann zum Beispiel ... ein Großteil ... Und was anders ist: man könnte doch zum Beispiel, um ein bißchen mehr Feedback von den Hörern zu bekommen, nachdem Fragebogen austeilen, wo einfach gefragt wird: fandet ihr den Kursus gut, ist der Dozent gut, hat er pädagogische Fähigkeiten. Heut ist es doch so, man geht in so ´n Kursus rein, nachher gefällt er einem nicht mehr und dann geht man weg, und man weiß überhaupt nicht so recht, an wen man sich wenden soll usw. Vielleicht sollte die Volkshochschule auch da ein bißchen mehr machen. Wenn man also mehrere Kurse so frustriert mitgemacht hat, ja dann geht man eben nicht mehr. Da wird ja auch irgendwo Zeit hinter.“

Es hat sich leider bisher immer gezeigt, daß der Versuch, die, die aus irgendwelchen Gründen wegbleiben, zur Sprache zu bringen, im großen und ganzen scheitert.

Frau ...: „Ja aber vielleicht sollte man es prinzipiell doch ...“

5. Nachbemerkung

1. Soweit während des Vortrags die Namen bekannt wurden, sind sie in der Nachschrift genannt. Darin kommt zum Ausdruck, daß die Hörer das Risiko der Öffentlichkeit mit dem Sprecher teilen.

2. Die Sätze von Leopold von Wiese sind der Tonbandaufzeichnung in der Volkshochschule entnommen.

3. Dr. Dietmar Schubert, seit Februar dieses Jahres Pädagogischer Mitarbeiter für den Naturwissenschaftlichen Bereich, und Peter Rhein, Haushaltssachbearbeiter, vertraten die hauptamtlich in der Volkshochschule Tätigen unter den Hörern.

4. Die Niederschrift geht an alle Pädagogischen Mitarbeiter.

15.6.1976

6. Versendung

An alle Pädagogischen Mitarbeiter

*Namen, Wörter, Dinge – Öffentlichkeit,
wie sie der Arbeitsplan der Volkshochschule Köln
1946-1975 spiegelt*

Motto:

*Ihr Intellektuellen,
steigt aus eurer schriftlichen,
fachgelehrten Erörterungsweise hinunter
in den Streit der freien volkstümlichen Reden.
Streitet euch nicht um wissenschaftliche Wahrheiten,
sondern um das was heute not tut!
Der Streit ist der Vater aller Dinge.
Der Krieg verlangt von uns,
daß wir Rede und Gegenrede zu vernehmen
und gegeneinander abzuwägen lernen.
Der Zorn der freien Rede ist weder Räsonieren
im Tabaksqualm des Stammtisches,
noch blinde Anklage gegen den äußeren Feind.
Sondern Rede ist die freiwillige Entzweiung der
miteinander Schaffenden und Zusammenarbeitenden,
ist wie im Schauspiel das Zusammenspiel des Dialogs
u einem höhern übergeordneten Zweck.
Bei uns haßte Bismarck seinen Windthorst.
Denn er fühlte sich ganz und allein als den Sprecher des deutschen Volks.*

*Eugen Rosenstock-Huessy, Spruch und Rede (August 1917)
in: Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution, Würzburg 1920, S. 53*

An Heinz Stragholz:

*Leider hört das Auge schwerer
die Töne der Trauer.*

Brief an die Pädagogischen Mitarbeiter, um meine aktuelle Betroffenheit zu beleuchten:

13. Juli 1976

Liebe Pädagogische Mitarbeiter!

Es verschlägt mir den Atem, wenn ich im *4. Kapitel: Persönlichkeit und völkischer Staatsgedanke*, 47. Auflage, Band 2, München 1939, S. 501/502 in Adolf Hitlers (1889-1945) Innungsbuch *Mein Kampf* folgenden Satz lese:

Damit ergibt sich folgendes Bild:

*Der völkische Staat hat,
angefangen bei der Gemeinde bis hinauf zur Leitung des Reiches,
keinen Vertretungskörper,
der etwas durch Majorität beschließt,
sondern nur Beratungskörper,
die dem jeweilig gewählten Führer zur Seite stehen
und von ihm in die Arbeit eingeteilt werden,
um nach Bedarf selber auf gewissen Gebieten wieder
unbedingte Verantwortung zu übernehmen,
genau so wie sie im größeren der Führer oder
Vorsitzende der jeweiligen Korporation selbst besitzt.*

(Unterstreichungen von mir)

Dr. Eckart Wilkens

Notiz vom 1. Dezember 2002: Die unterstrichenen Wörter mußte jeder Pädagogische Mitarbeiter sofort als Argumente erkennen, die der Leiter der Volkshochschule vorbrachte, um seine dienstliche Funktion gegenüber den Mitbestimmungsansprüchen seiner Mitarbeiter zu erklären.

Begleitbriefe an**1. Herrn Pastor Erik Wilkens Kirchwarf 2251 Langeneß**

30. Juli 1976

Lieber Vater!

Das ist nun das Schriftstück, was die Epoche meiner Wochenend-Brennpunkte ablöst. Mit Sigrid.

Dein Eckart

2. Herrn Konrad von Moltke Holztwiete 8 2000 Hamburg 52

30. Juli 1976

Lieber Konrad!

Zumal was die Hörer in Händen gehabt haben, lohnt sich auch zu sehen. Und das Motto ergänzt Seite 2.

Herzlich,
Dein Eckart

3. Herrn Dr. Rudolf Reuter Schadowstr. 12 5000 Köln 30

30. Juli 1976

Sehr geehrter Herr Dr. Reuter!

Kurz bevor ich am 16. März 1973 eine Rede auf den Tod Eugen Rosenstock-Huessys hielt, traf ich Sie auf dem Ehrenfeldgürtel, ohne zu wagen, Sie dazu einzuladen.

Nach Jahr und Tag sprach ich zu der Epoche 1946-1976 in Köln und möchte Ihnen die Niederschrift zuschicken.

Meinen Vater Erik Wilkens kennen Sie ja, zu dritt trafen wir uns einmal in der Subbelrather Straße. Er ist wohlauf und noch Pastor auf Hallig Langeneß (2251 Langeneß, Kirchwarf).

Auf einem der Hohenrodt querenden Flüsse fährt mein Boot!

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Wilkens

4. Herrn Dr. Fritz Laack Idsteiner Str. 23 6200 Wiesbaden

30. Juli 1976

Lieber Herr Dr. Laack!

Als Merkzeichen aus der deutschen Volkshochschule möchte ich Ihnen die Niederschrift einer Rede vom 16. März dieses Jahres schicken. Und mit Erinnerungen an Rendsburg, so unscheinbar, daß sie den Mantel solcher Rede brauchen.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Wiebke-Adlatus

Eckart Wilkens

Antwort:

Dr. Fritz Laack 62 Wiesbaden Idsteiner Straße 23 Telefon 06121/524171

am 15.8.76.

Lieber Eckart,

haben Sie herzlichen Dank für die Zusendung Ihrer Rede-Niederschrift (16.3.76.) und Ihre Grüße. Ich wusste, dass Sie seit längerem in Köln sind und habe mir vor einem Jahr, als ich mir das röm.-germ. Museum ansah, an Hand eines Kataloges Ihrer V.H.Sch. – ich kenne Herrn Stragholz seit ca 25 Jahren und habe seinerzeit auch mal in einer Ihrer Dozentenfortbildungen gesprochen – ein Bild der Arbeit Ihrer Abteilung gemacht. Ich denke, Sie haben eine gute Entwicklung.

Dass Sie allerdings auch Höreranalyse, Arbeitsplanforschung betreiben, war mir neu. Ich habe Ihren Vortrag und die „24 Schritte“ genau studiert. Mir ist interessant, wie Sie das anpackten. Ich kann leider nicht alles verstehen, finde auch in der Anlage und Durchführung manches abstrus; aber es wird ja seinen Sinn haben. –

Mir geht es gut. Dass ich seit 7 Jahren allein bin, wissen Sie. Ich arbeite viel. Im Herbst 75 schloss ich eine Untersuchung der amerikansichen Erwachsenenbildung ab, sie erscheint als 500 S. Buch in Kürze bei einem Kölner Verlag. Seit Monaten sitze ich an einer Aufarbeitung der Volksbildung der zwanziger Jahre.

Rendsburg liegt weit hinter mir, aber es hat Spuren hinterlassen.

Herzliche Grüße!

Ihr Fritz Laack.

N.S. Wiebke wohnt übrigens seit der Rückkehr aus U.S.A. in Mülheim/Ruhr und hat 3 Kinder.

**5. Herrn Dr. Kurt Meissner Volkshochschule
Hamburg Karl-Muck-Platz 1 2000 Hamburg 36**

30. Juli 1976

Lieber Herr Dr. Meissner!

Als ein Echo auf die Jahre in der Heimvolkshochschule Rendsburg möchte ich Ihnen die Niederschrift einer Rede vom 16. März dieses Jahres zusenden: durch zwei Birkenreihen hindurch!

Ihr
Eckart Wilkens

**6. Herrn Dr. Hans Tietgens
DeutscherVolkshochschul-Verband e.V.
Holzhausenstr. 21 6000 Frankfurt/Main**

30. Juli 1976

Lieber Herr Tietgens,

vielleicht interessiert Sie die Niederschrift einer Rede vom 16. März 1976, die innerhalb der ersten dreißig Jahre nach der „Wiederbegründung“ der Volkshochschule Köln diese stimmhaft machen möchte.

Mit freundlichen Grüßen,
Dr. Eckart Wilkens

Antwort:

*Deutscher Volkshochschul-Verband e.V.
Pädagogische Arbeitsstelle Frankfurt/Main
Holzhausenstr. 21 Telefon 590988 20.8.1976*

Lieber Herr Wilkens,

haben sie recht schönen Dank für die Übersendung Ihrer „historischen Rede“. Ich habe sie mit großem Interesse gelesen, weil man sich ja doch wieder einmal fragt, ob die Thesen, die man über die „geschichtlichen –4-Nicht-Tendenzen“ vertritt, nicht zu sehr abstrakte Produkte sind, oder ob sie sich weiterhin in der örtlichen Alltags-Praxis niederschlagen. Dies scheint mir nach Ihrer Sichtung der Kölner Arbeitspläne unter den verschiedensten Aspekten doch einmal bestätigt zu sein.

Ich weiß nicht, ob Sie die Zitate-Sammlungen kennen, die ich im vergangenen Jahr für einige Fortbildungs-Veranstaltungen gemacht habe. Ich schicke sie Ihnen jeenfalls mit und Sie werden sicherlich daran merken können, daß die „General-Debatte“ und nicht die „Arbeitsplanspiegelung“ dazu konvergierende Tendenzen aufweisen.

Nochmals mit herzlichem Dank und Gruß

Ihr Hans Tiegens

PS: Soeben habe ich mir den neuen Kölner Arbeitsplan anschauen können. Da steht aber viel drin von Mitwirkungsgremien! Außerdem sind die hauptberuflichen Werklehrer diese aufregende Sache, die es sonst noch nicht gibt. Wie ich im Zusammenhang mit dem Selbstlernzentrum aber immer propagiert habe. Wenn Erfahrungen dazu vorliegen, sollte man sie schriftlich machen.

Notiz vom 1. Dezember 2002

Mit dieser Rede drei Jahre nach der Rede, die ich auf Eugen Rosenstock-Huessys Tod gehalten hatte, hatte ich mich ganz in das Innere der Volkshochschule Köln gebohrt, bis an den Kernpunkt, so schien es mir, von dem aus das weitere Wachstum Sinn, also Richtung und Wachstumskraft bekäme.

Das spärliche Echo, besonders im Kreis der Kollegen belehrte mich, daß ich eine Wirkung unmittelbarer Art von den Institutionen der Bundesrepublik Deutschland West nicht zu erwarten hatte.

Der Herr Schmitz – übrigens ist er danach nie mehr aufgetaucht, ob er mir sonst geschadet hat, überblicke ich nicht – vertrat wacker die Opposition, die dem Wahrnehmen der Schäden in der deutschen Sprache nach Hitler entgegenarbeitete.

Mit der Namentlichkeit in den Programmen der Volkshochschule wurde es danach nicht besser. Und je mehr wirtschaftliche Gesichtspunkte für das Management gelten sollten, verschwand die Achtsamkeit auf die neuen Namen, die zur Orientierung notwendig sind, aber nicht mehr werden können.

Am meisten erstaunte mich, bei näherem Zusehen von mal zu mal, daß besonders die Leute der Politischen Bildung den Zauber der Namen nicht anerkennen – weder im bannenden noch im lösenden Sinne.

Vielleicht ist es aber auch genug gewesen, was ich mit der Studie getan hatte, so wie sie mich aufwühlte.

INHALT

- 1
DIENST AUF DEM PLANETEN
ZUM TODE EUGEN ROSENSTOCK-HUESSYS (1888-1973)
Rede am Freitag, dem 16. März 1973 im Forum (III)
der Volkshochschule Köln
- 2
LIES UND NIMM!
Eine Art Gebrauchsanweisung für den Umgang mit den Schriften
Eugen Rosenstock-Huessys (1888-1973)
Geschrieben im Juni 1974
- 3
FREIWILLIGE ARBEITSLAGER,
ENTWICKLUNGSHILFE,
BILDUNGSURLAUB –
STICHWÖRTER AUSSERHALB DER
ABENDVOLKSHOCHSCHULE
Geschrieben am 16. Juli 1974, gehalten am 5. November 1974
- 4
SPRACHBARRIEREN – DIE RICHTIGE FRAGE
Dienstag, 18. Februar 1975, 20 Uhr
VHS-Forum, DM 1,-
- 5
JUDENTUM UND CHRISTENTUM IN DER KORRESPONDENZ
AUS DEM DRITTEN JAHRE DES (ERSTEN) WELTKRIEGES ZWISCHEN
FRANZ ROSENZWEIG (1886-1929) UND EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY
(1888-1973)
Gehalten am 15. September 1975
- 6
NAMEN, WÖRTER, DINGE – ÖFFENTLICHKEIT,
WIE SIE DER ARBEITSPLAN DER VOLKSHOCHSCHULE KÖLN
1946-1975 SPIEGELT
1708 Dienstag, 16. März 1976, 20 Uhr VHS-Forum, DM 1,-

**Zum ersten Band: Dienst auf dem Planeten
des *Mitwegs mit Eugen Rosenstock-Huessy***

Ja, ein großes, ein erschöpfendes Buch zu schreiben, um das Werk Eugen Rosenstock-Huessys zu erschließen, das schwebte mir lange vor. Und die Schritte, die den Mitweg mit Eugen Rosenstock-Huessy ausmachten oder verkündeten, nahm ich eher als Vorbereitung dazu.

Nun sehe ich ein, daß ich jenes große Buch gar nicht schreiben kann, weil es allzuleicht zu dem wahnsinnigen Unternehmen werden würde, wofür es Beispiele gibt: ein großes Buch zu schreiben, das sich in kleinen Bemerkungen erschöpfen muß.

Denn wenn es wahr ist, daß Eugen Rosenstock-Huessy das Umschreiben aller Wissenschaften fordert, das Neu-bedenken, das Neu-zusammenfassen, dann kann doch nur der erste Schritt sein, an dem Teil damit anzufangen, mit dem man wirklich beschäftigt ist.

Und ich war damit beschäftigt, mich mit seiner Lehre in eine der Institutionen hineinzubohren, die in der Nachkriegsära, der Waffenstillstandsära in Deutschland entstanden waren.

Der erste Band des *Mitwegs* tut dies in sechs Schritten:

- 1
eine neue Epoche wird ausgerufen, Enkel-treu,
- 2
eine neue Art zu lesen wird vorgeführt, gehörsgerecht,
- 3
die Beschränktheit der eigenen Arbeit an der Volkshochschule wird aufgebrochen, indem der Horizont planetarisch und von dem kommenden Frieden her eröffnet wird, schmerzhaft,
- 4
an dem empfindlichsten Teil, der mündlichen Rede, wird nackt offenbar, was uns hindert, dem Walten des Geistes in den Worten unbefangen zu folgen, die Sprachbarriere Hitler wird mit dem Zeugen Helmuth James von Moltke durchbrochen, unscheinbar zart,
- 5
der Sinn des Weltkriegs seit 1914 wird in dem Briefwechsel zwischen Eugen Rosenstock-Huessy und Franz Rosenzweig aus dem Jahre 1916 offenbar: der Alleinigkeit des Tuns, Denkens und Dichtens den Abschied zu geben, wer das tut, ist schon in dem kommenden Frieden,
- 6
die letzten dreißig Jahre betrachtet als die, die geschichtsfähig machen, von dem Punkt wirklicher Beteiligung aus, trotz tragem Wiederhall.

So hat denn das Leben selber das Buch geschrieben? Aber ich weiß gar nicht auf welchem Papier. Die Nachschrift zu dem Vortrag vom 15. September 1975 beleuchtet diese Frage: es muß immer ein Stück wirkliches Leben sein, auf das geschrieben wird. Und wie soll ich jetzt wissen, welche Leser dieser merkwürdige Paß finden wird, mit dem Interesse an dem Paß selber?

Aber für mich ist es nun Zeit, den Weg, diesen Paß ins Ungewisse, ins riskierte Leben, in seinen deutlichen Schritten gefaßt zu halten, damit die zukünftigen Leser wenigstens die Chance haben, den eigenen Weg womöglich so beschleunigt zu finden – oder verlangsamt.

Köln, 1. Dezember 2002

Eckart Wilkens